N. Trotzky

Rußland in der Revolution

Druck und Verlag von Kaden & Comp., Dresden, Bettinerplatz 10/11.

LIBRARY
Michigan State
University

PICKUP WTR 1988

PICKUP WTR 1988

LIBRARY
Michigan State
University

N. Trotzky

Rußland in der Revolution

Druck und Verlag von Kaden & Comp., Dresden, Zwingerstraße 22.

1-21-51
20123
BPS

Vorwort.

Die Zeit zu einer erschöpfenden geschichtlichen Wertung der russischen Revolution ist noch nicht gekommen, dazu haben sich die Verhältnisse noch nicht genügend geklärt; die Revolution wirkt fort und zieht ihre Konsequenzen, und ihre Tragweite ist unübersehbar. Dieses Buch soll auch kein Geschichtswerk sein, es will aufgefaßt werden als die Schilderung eines Augenzeugen und Mitbeteiligten, aus den Ereignissen heraus empfunden und geschrieben, beleuchtet vom Parteistandpunkt des Verfassers, der sich in der Politik zur Sozialdemokratie, in der Wissenschaft zum Marxismus bekennt. Vor allem war es ihm darum zu tun, das revolutionäre Auftreten des russischen Proletariats, das in der Tätigkeit des Petersburger Arbeiter-Delegiertenrates seinen Kulminationspunkt und tragischen Abschluß fand, dem Verständnis der Leser näher zu bringen. Sollte ihm das gelungen sein, wird er seine Aufgabe in der Hauptsache für erfüllt erachten.

* * *

Die „Einleitung" analysiert die ökonomische Grundlage der russischen Revolution, — ihren sozialen Tummelplatz und zugleich ihren Nährboden.

Der Zarismus, der russische Kapitalismus, die agrarische Struktur Rußlands, seine Produktionsformen und -Verhältnisse, seine Gesellschaftsklassen, der agrarische Adel, das Bauerntum, das Großkapital, das Kleinbürgertum, die Intellektuellen, das Proletariat — in ihrem Verhältnis zu einander und zum Staate —, das ist der Inhalt der „Einleitung", die die Aufgabe hat, dem Leser diejenigen gesellschaftlichen Kräfte in der Statik zu zeigen, die ihm die folgende Schilderung in ihrer Dynamik zeigt.

* * *

Unser Buch macht keinesfalls Ansprüche auf Vollständigkeit der Tatsachen.

Wir haben mit Absicht darauf verzichtet, eine detaillierte Schilderung der Revolution im ganzen Reiche zu liefern; im beschränkten Rahmen dieser Arbeit könnte man doch nur ein Verzeichnis der Ereignisse aufstellen, das vielleicht zum Nachschlagen gut wäre, jedoch weder eine Vorstellung von der inneren Logik der Vorgänge, noch von ihren konkreten Erscheinungsformen geben würde. Wir haben einen anderen Weg gewählt: indem wir diejenigen Ereignisse und Einrichtungen herausgriffen, in denen sich der Sinn der Revolution gleichsam resümierte, stellten wir in den Mittelpunkt der Schilde-

rung den Mittelpunkt der Bewegung — Petersburg. Wir verlassen den Boden der nordischen Residenz nur soweit, als die Revolution selbst ihren Haupttummelplatz an die Küste des Schwarzen Meeres verlegte (Die rote Flotte), aufs flache Land (Der Bauer rebelliert) oder nach Moskau (Der Dezember).

* * *

Indem wir uns im Raume beschränkten, mußten wir uns auch in der Zeit zusammendrängen.

Den letzten drei Monaten des Jahres 1905 haben wir den ersten Platz eingeräumt — dem Oktober, November und Dezember —, der Kulminationszeit der revolutionären Ereignisse, die mit dem großen allrussischen Oktoberstreik beginnt und mit der Zertrümmerung des Dezember-Aufstandes in Moskau endet.

Was die vorhergehende, vorbereitende Periode anlangt, so haben wir aus derselben zwei Momente herausgegriffen, die für das Verständnis des allgemeinen Verlaufs der Bewegung notwendig waren. Erstens, die kurze „Aera" des Fürsten Swjatopolk-Mirsky, die Flitterwochen der Annäherung zwischen Regierung und Gesellschaft, wo alles lauter Vertrauen atmete, wo die Mitteilungen der Regierung und die liberalen Leitartikel mit einem ekelhaften Gemisch von Anilin und Honigseim geschrieben wurden. Zweitens, den 9. Januar, den unvergleichlichen, dramatischen Roten Sonntag, wo durch die mit Vertrauen gesättigte Luft Gardistenkugeln sausten und die Flüche der Proletariermassen sie erzittern machten. Die Komödie des liberalen Frühlings war zu Ende, — die Tragödie der Revolution begann. . . .

Die acht Monate zwischen Januar und Oktober ließen wir fast ganz unbeachtet. So interessant diese Zeit auch an sich ist, so bringt sie doch nichts prinzipiell Neues, ohne das die Geschichte der entscheidenden drei Monate des Jahres 1905 unverständlich bleiben würde. Der Oktoberstreik folgt ebenso unmittelbar aus dem Gang zum Winterpalais im Januar, wie der Dezemberaufstand aus dem Oktoberstreik.

Das Schlußkapitel des historischen Teiles (Rückblick und Ausschau) zieht das Resumé des Revolutionsjahres, analysiert die Methoden des revolutionären Kampfes und gibt eine kurze Schilderung der politischen Entwicklung der folgenden drei Jahre. Die letzte Schlußfolgerung dieses Kapitels können wir hier in die Worte zusammenfassen:

La révolution est morte, vive la révolution!

* * *

Unter dem Kapitel, das von dem Oktoberstreik handelt, steht das Datum: November 1905. Dieser Aufsatz ist in den letzten Stunden des großen Streiks geschrieben, des Streiks, der die machthabende Bande in die Enge trieb und Nikolaus II. zwang, mit zitternder Hand das Manifest vom 17. Oktober zu unterschreiben.

Dieser Artikel wurde seinerzeit in den zwei ersten Nummern der Petersburger sozialdemokratischen Zeitung „Natschalo“ veröffentlicht worden; er ist hier ohne Aenderung angeführt, nicht nur deswegen, weil er mit einer für unseren Zweck genügenden Vollständigkeit die Mechanik des gesamten Streiks zeichnet, sondern auch darum, weil er schon durch seinen Ton die Publizistik jener Epoche einigermaßen charakterisiert.

* * *

Der zweite Teil des Buches stellt ein selbständiges Ganze dar. Es ist die Geschichte der Gerichtsverhandlung in Sachen des Arbeiter-Delegiertenrates und ferner — der Verbannung nach Sibirien und der Flucht des Verfassers dieses Werkes. Und doch besteht ein innerer Zusammenhang zwischen beiden Teilen des Buches. Nicht nur aus dem Grunde, weil der Petersburger Delegiertenrat im Mittelpunkt der revolutionären Ereignisse gegen Ende des Jahres 1905 stand, sondern mehr noch deswegen, weil die Gefangennahme des Delegiertenrates die Epoche der Konterrevolution mit diesem ihrem ersten Anprall eröffnete. Als ihre Opfer fallen, eine nach der anderen, alle revolutionären Organisationen des Reiches. Systematisch, Schritt für Schritt, mit tollwütigem Starrsinn und blutiger Rachsucht rotten die Sieger die Spuren der großen Flut aus. Und je weniger sie eine unmittelbare Gefahr verspüren, um so grausamer wird ihre niedrige Rachsucht. Der Petersburger Delegiertenrat wurde schon im Jahre 1906 zur Verantwortung gezogen, — die Maximalstrafe lautete: Entziehung aller Rechte und lebenslängliche Verbannung nach Sibirien. Dem Delegiertenrat von Jekaterinoslaw wurde im Jahre 1909 der Prozeß gemacht, — das Resultat: einige Dutzend Verurteilungen zur Zwangsarbeit, 32 Todesurteile, von denen 8 vollstreckt sind.

Nach dem Titanenkampfe und dem zeitweiligen Siege der Revolution kommen die Liquidierungsprozesse, Verhaftungen, Fluchtversuche und die Verbannung über die ganze Welt. . . . Dies ist der Zusammenhang zwischen beiden Teilen dieses Buches.

* * *

Diese Schrift wurde zum größten Teil russisch verfaßt und vom Manuskript ins Deutsche übertragen.

Wir sagen Frau Dr. Jenny Herzmark, Herrn J. Sokolowsky und Herrn D. Rubinstein, die die Uebersetzung gemacht haben, unseren aufrichtigsten Dank.

Wir schließen das Vorwort mit dem Ausdrucke heißen Dankes für die bekannte Petersburger Künstlerin, Frau Sarudnaja-Kawoß, die uns die Bleistiftskizzen und Federzeichnungen zur Verfügung gestellt hat, die sie während der Gerichtssitzungen in Sachen des Arbeiter-Delegiertenrates entworfen hatte.

Wien, Oktober 1909.

N. Trotzky.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort III
Inhaltsverzeichnis VII
Verzeichnis der Illustrationen VIII

Einleitung.

I. Die soziale Entwicklung Rußlands und der Zarismus 1
II. Der russische Kapitalismus 7
III. Die Bauern und die Agrarfrage 15
IV. Die Triebkräfte der russischen Revolution 23
Die moderne Stadt 24
Die kapitalistische Großbourgeoisie 25
Die bürgerliche Demokratie 26
Das Proletariat 27
Der Adel und der Grundbesitz 29
Das Bauerntum und die Stadt 31
Der Charakter der russischen Revolution 32

Erster Teil.

Die Tage des Kampfes 39
Der 22. Januar 53
Der Oktoberstreik 63
Die Entstehung des Arbeiter-Delegiertenrates 79
Der 31. Oktober 89
Das Ministerium Witte 95
Die ersten Tage der „Freiheiten“ 101
Die Zarenmeute am Werke 109
Der Sturm auf die Zensurfeste 117
Opposition und Revolution 133
Der Novemberstreik 143
Acht Stunden 157
Der Bauer rebelliert 165
Die rote Flotte 175
Die Konter-Revolution in Sicht! 187
Die letzten Tage des Rates 197
Der Dezember 209
Rückblick und Ausschau 225

Zweiter Teil.

Urteilsspruch, Verbannung, Flucht 247
Der Prozeß des Arbeiter-Delegiertenrates 251
Der Arbeiter-Delegiertenrat und die Staatsanwaltschaft 265
Meine Rede vor Gericht 281
Auf dem Heimweg 297
Zurück 319

Verzeichnis der Illustrationen.

Seite

Gapon und der Stadthauptmann Foulon von den Arbeitern der Russischen Gesellschaft umgeben 56
Der 22. Januar. Man erwartet die Massen 56
Der 22. Januar. Vor dem Winter-Palais 64
Die gesperrte Universität 64
Arbeiter Krassin, Mitglied des Arbeiter-Delegiertenrates, vor Gericht . 80
Arbeiter Lukanin, Mitglied des Arbeiter-Delegiertenrates, vor Gericht 84
31. Oktober 1905. Die Demonstration bei dem Winter-Palais . . . 88
31. Oktober 1905. Die Menge versammelt sich auf dem Platz vor der Kasankathedrale 88
31. Oktober 1905. Das Meeting vor der Universität 92
P. A. Slydneff, Vorstandsmitglied des Arbeiter-Delegiertenrates . . 112
Schriftsetzer Filippoff vor Gericht 128
B. Knuniantz-Radin, Vertreter der sozialdemokratischen Partei im Exekutivkomitee (in der Gefängniszelle) 136
A. Simanowsky, der Organisator der fliegenden Druckereien des Rats . 136
Awksentjeff, Vertreter der sozialistischen Revolutionäre im Exekutivkomitee 152
Holzarbeiter Stogow, Mitglied des Arbeiter-Delegiertenrates 160
Seeleutnant Schmidt 184
Der zweite Vorsitzende des Arbeiter-Delegiertenrates Chrustaloff . . . 192
Metallarbeiter Nemzoff vor Gericht 200
Der angeklagte Tagelöhner Selivestroff 208
Die Semenowzi an der Arbeit 216
Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg. 12 Uhr mittags Kanonenschuß 244
Der Arbeiterdelegiertenrat vor dem Gericht 248
Am Gerichtstisch 252
Ein typischer Zeuge der Anklage 256
Gendarm-General Iwanow als Zeuge vor Gericht 260
Ein Zeuge vor Gericht 264
Die Bank der Verteidiger im Prozeß gegen den Arbeiter-Delegiertenrat 268
Verteidiger V. D. Sokolow 280
Angeklagte und Verteidiger im Gerichtssaal 296
Ostjak in „Gusy“ und „Kisy“ 304
Dmitry Swertschkoff, nach der Verurteilung in Arreſtkleidung 304
Der Arbeiter-Delegiertenrat auf dem Wege nach Obdorsk 312
Obdorsk am Obj, Bestimmungsort der Verbannten 320
Der Ostjak mit den Renntieren 336
1. Die Jurte. 2. Der Tschum 336

Fehler-Berichtigung.

Illustration Seite 92. Statt: Das Meeting vor der Kasansky-Kirche muß es heißen: Das Meeting vor der Universität.

Einleitung.

I. Die soziale Entwicklung Rußlands und der Zarismus.

Unsere Revolution hat unsere „Urwüchsigkeit“ getötet. Sie hat gezeigt, daß die Geschichte keine besonderen Gesetze für uns geschaffen hat. Und doch hat die Revolution selbst in Rußland einen ganz eigenartigen Charakter, das Resultat der Eigentümlichkeiten unserer ganzen gesellschaftlich-geschichtlichen Entwicklung.

Man braucht nicht bei der Frage stehen zu bleiben, ob wir es bei dem Vergleiche Rußlands mit Westeuropa mit einem qualitativen oder quantitativen Unterschiede zu tun haben; es ist aber nicht zu bezweifeln, daß als Grundzug der russischen sozialen Entwicklung ihre Langsamkeit und ihre primitive Art erscheinen. Der russische Staat ist eigentlich um weniges jünger als die europäischen Staaten. Den Beginn des russischen Staatslebens verlegt die Chronik in das Jahr 862, aber das äußerst langsame Tempo der ökonomischen Entwicklung, bedingt durch das ungünstige physische Milieu und die wenig dichte Bevölkerung, hat den Prozeß der sozialen Differenzierung aufgehalten, unserer ganzen Geschichte das Gepräge des Primitiven verliehen.

Es ist schwer, zu sagen, wie das Leben des russischen Staates geworden wäre, wenn es isoliert, nur unter dem Einflusse der inneren Tendenzen verlaufen wäre. Es genügt, daß es nicht so war. Das russische gesellschaftliche Leben stand — und zwar je weiter je mehr — unter dem fortwährenden Drucke der mehr entwickelten gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse Westeuropas. Da bei dem wenig entwickelten Handel die staatlichen Beziehungen zu anderen Ländern eine hervorragende Rolle spielten, so machte sich auch der soziale Einfluß Europas in erster Reihe durch die Vermittelung der militärischen Technik geltend.

Der russische Staat, der auf einer primitiven ökonomischen Grundlage entstanden war, stieß mit staatlichen Organisationen zusammen, die sich auf einer höheren ökonomischen Basis entwickelt hatten. Hier gab es zwei Möglichkeiten: entweder mußte der russische Staat im Kampfe gegen jene fallen,

wie das „Goldene Lager“* im Kampfe gegen das Moskowiterreich fiel, oder aber er mußte die Entwicklung seiner eigenen ökonomischen Verhältnisse überholen, indem er unter dem Drucke von außen einen unverhältnismäßig großen Teil der nationalen Kräfte verschlang. Für den ersten Ausgang erwies sich die russische Volkswirtschaft als bereits zu wenig primitiv. Der Staat ging nicht in Trümmer, sondern begann unter der furchtbarsten Anspannung der wirtschaftlichen Kräfte der Nation zu wachsen.

Bis zu einem gewissen Grade bezieht sich das eben Gesagte freilich auch auf jeden anderen europäischen Staat. Aber: diese letzteren stützten sich im gegenseitigen Kampfe auf eine ungefähr gleichartige ökonomische Grundlage, daher hatte ihre Entwicklung keinen so mächtigen äußeren Druck auszuhalten.

Der Kampf des Moskowiterreiches gegen die Krim- und Nogaitataren rief eine große Kräfteanspannung hervor; aber selbstverständlich keine größere, als der jahrhundertlange Kampf Englands gegen Frankreich. Es waren nicht Tataren, die das Land Russj zwangen, das Feuergewehr einzuführen und ständige Schützenregimenter zu schaffen; es waren nicht die Tataren, die dann später die Einführung der fremdländischen Reiterei und der Soldatenregimenter veranlaßten. Hier war es der Druck von Littauen, Polen und Schweden. Um neben besser gerüsteten Feinden bestehen zu können, war der russische Staat gezwungen, spezielle Gewerbe und Künste zu schaffen, militärische Spezialisten anzustellen, Falschmünzer von Staats wegen und Pulvererzeuger, Lehrbücher über Fortifikation anzuschaffen, Novigationsschulen, Fabriken und Geheimräte einzurichten. Wenn man sich die militärischen Lehrmeister und die Geheimräte vom Auslande kommen lassen konnte, so mußte man doch die materiellen Mittel um jeden Preis im Innern des Landes zusammenbringen.

Die Geschichte der russischen Staatswirtschaft ist eine ununterbrochene Kette von in ihrer Art heroischen Anstrengungen, die darauf gerichtet waren, die militärischen Organisationen mit Mitteln zu versorgen. Der ganze Regierungsapparat wurde aufgebaut und immer wieder umgebaut für fiskalische Zwecke. Seine Aufgabe war, jedes kleinste Teilchen akkumulierter Arbeit zu packen und für sich in Anspruch zu nehmen.

Auf ihrer Suche nach Mitteln schreckte die Regierung vor nichts zurück: sie wälzte willkürliche und stets unverhältnismäßig große Steuern auf die Bauern, Steuern, an die sich die Bevölkerung nicht anpassen konnte; sie führte die gegenseitige Bürgschaft und Verantwortlichkeit der Gemeinde ein; durch Bitten und Drohungen, mit Ermahnungen und Gewalt nahm sie den Kaufleuten und Klöstern das Geld ab. Die Bauern liefen fort, die Kaufleute wanderten aus, und die Volkszählungen des siebzehnten Jahrhunderts zeigen eine fortschreitende Abnahme der Bevölkerung. Aus dem Anderthalbmillionenbudget wurden in jenem Jahrhundert etwa 85 Prozent für das Heer aus-

* Tatarenresidenz und asiatischer Machttitel zur Zeit der Ueberflutung Rußlands mit Tataren.

gegeben. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts war Peter unter den grausamen Schlägen, die ihm zu Teil wurden, gezwungen, das Fußheer nach neuem Muster zu reorganisieren und eine Flotte zu schaffen. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erreichte das Budget bereits 16—20 Millionen, wobei für das Heer und die Flotte 60—70 Prozent aufgingen. Unter 50 Prozent sank diese Ausgabe auch unter Nikolaus I. nicht. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts brachte die Krimkampagne den Absolutismus in Kollision mit den ökonomisch mächtigsten Staaten Europas, mit England und Frankreich — das Resultat war die Notwendigkeit einer vollständigen Reorganisation der Armee auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. Bei der Halbbefreiung des Bauernstandes im Jahre 1861 spielten die fiskalischen und militärischen Bedürfnisse des Staates die entscheidende Rolle.

Aber die inneren Mittel reichten nicht aus. Schon unter Katharina II. wurde es der Regierung möglich, äußere Anleihen zu vollziehen. Die europäische Börse wird von nun an immer mehr eine Hauptquelle für die Finanzoperationen des Zarismus. Die Akkumulation von ungeheuren Kapitalien auf den westeuropäischen Märkten, die den Zinsfuß herabdrückten und nach einer profitablen Anlage suchten, hatte nunmehr einen schicksalschweren Einfluß auf die politische Entwicklung Rußlands. Das forcierte Wachstum der staatlichen Organisation findet jetzt nicht nur in der unverhältnismäßigen Erhöhung der indirekten Steuern seinen Ausdruck, sondern auch in dem fieberhaften Anstieg der Staatsschuld. Während des Jahrzehnts 1898—1908 stieg sie um 19 Prozent an und am Ende dieser Zeitperiode erreichte sie bereits 9 Milliarden Rubel. In welcher Abhängigkeit sich die Staatsmaschine des Absolutismus von Rothschild und Mendelsohn befindet, zeigt die Tatsache, daß die Zinsen allein jetzt etwa ein Drittel des Reineinkommens der Staatskasse verschlingen. Im Budgetprovisorium für das Jahr 1908 betragen die Ausgaben für Armee und Flotte zusammen mit den Zinsen für Staatsschulden und den Kosten nach Beendigung des Krieges 1018000000 Rubel, das heißt extra 40,5 Prozent des Gesamtbudgets des Staates. Indem der Staat einen unverhältnismäßig großen Teil des Nationalproduktes verzehrte, beschränkte er dadurch die Nährquellen der privilegierten Klassen und verlangsamte ihre Formierung. Aber das ist nicht alles. Er stürzte sich auf die spärlichen Existenzmittel des Landmannes, vertrieb ihn dadurch von seiner Scholle, auf der er kaum warm geworden war, und mußte auf diese Weise das Wachstum der Bevölkerung und die Entwicklung der Volkswirtschaft hintanhalten. So hat nun der Staat, indem er einen unverhältnismäßig großen Teil des *Mehrproduktes* verschlang, die ohnehin langsame Differenzierung der Stände verzögert, und indem er einen großen Teil des *unentbehrlichen* Produktes wegnahm, zerstörte er sogar diejenigen produktiven Kräfte, auf die er sich selbst stützte. Gleichzeitig brauchte aber der Staat, um funktionieren zu können, die ständisch-hierarchische Organisation. Daher strebt er, während er die ökonomischen Grundlagen ihres Wachstums untergräbt, zugleich danach, ihre Entwicklung durch staatliche Maßnahmen zu beschleunigen

und durch Ausnutzung seiner Macht diesen Prozeß in eine für ihn günstige Bahn zu lenken.

Nichtsdestoweniger wird es eine derbe Uebertreibung, eine völlige Zerstörung jeder Perspektive sein, zu behaupten — wie dies Miljukow in seiner Geschichte der russischen Kultur tut —, daß, während im Westen die Stände den Staat schufen, bei uns umgekehrt die staatliche Gewalt es war, die in ihrem Interesse die Stände hervorbrachte. Stände können nicht auf legislativem oder administrativem Wege erzeugt werden. Man kann sie nicht nach einer eigens zusammengestellten Rangklassenordnung oder nach einem Statut der Légion d'honneur fabrizieren. Bevor eine soziale Gruppe sich mit Hilfe der Staatsmacht als Stand herauskryställisieren kann, muß sie sich in ihren ökonomischen Grundlagen schon gebildet haben. Unzweifelhaft ist nur die Tatsache, daß der Zarismus in seinem Verhältnis zu den russischen privilegierten Ständen sich die ganze Zeit über einer ungleich größeren Unabhängigkeit erfreute, als der europäische Absolutismus, der aus einer Ständemonarchie herausgewachsen war.

Die höchste Macht erlangte der letztere erst da, als die Bourgeoisie, die sich auf den Schultern des dritten Standes erhoben hatte, den Kräften des Feudaladels das Gleichgewicht halten konnte. Eine solche Situation, in der die herrschenden Klassen sich politisch die Wage hielten, sicherte der Staatsorganisation, die größte Unabhängigkeit. Ludwig XIV. pflegte zu sagen: L'état c'est moi. Die preußische absolute Monarchie erschien Hegel als der Selbstzweck, als die Verwirklichung der Idee eines Staates überhaupt.

Der Zarismus hatte in seinem Bestreben, ein zentralisierter Machtapparat zu werden, nicht so sehr die Ansprüche der privilegierten Stände niederzuhalten, die ohnehin ganz machtlos waren, als gegen den Widerstand der Wildheit, der Armut und der Zerrissenheit des Landes zu kämpfen, eines Landes, dessen einzelne Teile und Teilchen ein ganz selbständiges wirtschaftliches Leben führten. Es war nicht das Gleichgewicht der ökonomisch herrschenden Klassen wie im Westen, sondern ihre soziale Schwäche und politische Wertlosigkeit, die das bureaukratische Selbstherrschertum zu einer Organisation machte, die sich Selbstzweck war. In dieser Hinsicht erschien der Zarismus als die Zwischenform, zwischen dem europäischen Absolutismus und der asiatischen Despotie, — vielleicht mit größerer Annäherung an diese letztere. Während aber die halbasiatischen sozialen Bedingungen den Zarismus zu einer selbstherrlichen Organisation machten, versorgten die europäische Technik und das europäische Kapital diese Organisation mit allen Mitteln einer europäischen Großmacht. Dies gab nun dem Zarismus die Möglichkeit seine Faust als entscheidenden Faktor in alle politischen Verhältnisse Europas mit Wucht hineinzulegen. Im Jahre 1815 kommt Alexander I. nach Paris, setzt die Bourbons wieder ein und wird selbst zum Träger der heiligen Alliance. 1848 macht Nikolaus I. eine glänzende Anleihe zur Unterdrückung der europäischen Revolution und schickt russische Soldaten gegen die revoltierenden Ungarn. Die europäische Bourgeoisie hoffte, daß die russischen Heere ihr

auch noch gegen das sozialistische Proletariat dienen würden, wie sie früher dem europäischen Despotismus gegen die Bourgeoisie gedient hatten.

Aber die historische Entwicklung war eine andere. Der Absolutismus zerschlug sich den Kopf an dem Kapitalismus, den er selbst so eifrig gepflanzt hatte.

Die Volkswirtschaft Westeuropas beeinflußte die russische. In der vorkapitalistischen Epoche war dieser Einfluß naturgemäß beschränkt. Der naturalwirtschaftliche Charakter der russischen Volkswirtschaft schützte diese von selbst vor dem Einflusse der höheren Produktionsformen. Daher blieb auch unsere Ständestruktur eine unvollständige. Als aber in Europa selbst kapitalistische Verhältnisse vorherrschten, als das mobile Kapital zum Missionär der neuen Wirtschaft wurde, als der Absolutismus aus Selbsterhaltungstrieb zum Helfershelfer des europäischen Kapitalismus wurde, da änderte sich die Situation vollständig.

Jene „kritischen" Sozialisten, die das Verständnis für die Bedeutung der Staatsmacht für die sozialistische Umwälzung verloren haben, könnten sogar an dem Beispiel der systemlosen und barbarischen Tätigkeit der russischen Selbstherrschaft ersehen, welche ungeheure Rolle die Staatsgewalt auf dem rein wirtschaftlichen Gebiete spielen kann, wenn sie im großen und ganzen in der Richtung der historischen Entwicklung arbeitet.

Indem der Zarismus das geschichtliche Werkzeug zur Kapitalisierung der ökonomischen Verhältnisse Rußlands wurde, stärkte er vor allen Dingen sich selbst. Zur Zeit, als die durch die bürgerliche Entwicklung in den Vordergrund gerückten neuen Klassen das Bedürfnis nach den rechtlichen und politischen Institutionen des Westens zu empfinden begannen, wurde der Zarismus mit Hilfe der europäischen Technik und des europäischen Kapitals zum größten kapitalistischen Unternehmer, zum Bankier, Monopol-Eisenbahn- und Schnapsbuden-Besitzer. Er stützte sich auf einen zentralisierten, bureaukratischen Apparat, der für die Regelung der neuen Beziehungen völlig untauglich, doch imstande war, eine kolossale Energie in schonungslosester Unterdrückung zu entwickeln. Die ungeheuere Ausdehnung des Landes wurde durch den Telegraphen besiegt, der der Tätigkeit der Verwaltung eine gewisse Sicherheit, Gleichförmigkeit und Schnelligkeit verleiht, während die Eisenbahnen es erlauben, die militärische Macht innerhalb kurzer Zeit von einem Punkte des Landes auf den anderen zu werfen. Die Regierungen des Westens kannten vor der Revolution weder Eisenbahnen, noch Telegraph. Und nun die Armee! Ehe sie sich während der Prüfungen im russisch-japanischen Kriege als völlig untauglich erwies, flößte sie den Diplomaten und Bankiers der ganzen Welt einen abergläubischen Respekt ein.

Die militärischen und finanziellen Kräfte des russischen Absolutismus blendeten nicht nur die europäische Börse, sondern erdrückten auch die russische liberale Bourgeoisie, indem sie ihr jeglichen Glauben an eine Möglichkeit benahmen, ihre Kräfte mit denen der Regierung in offenem Kampfe zu messen.

Die Macht des alten Regimes mußte, wie es schien, jede Möglichkeit einer russischen Revolution ausschließen.

In Wirklichkeit aber geschah gerade das Umgekehrte. Je zentralisierter ein Staat ist und je unabhängiger von den herrschenden Klassen, um so eher verwandelt er sich in eine Organisation, die sich Selbstzweck ist, die über der Gesellschaft steht. Je bedeutender die militärisch-finanziellen Kräfte einer solchen Organisation sind, um so länger und erfolgreicher kann ihr Kampf ums Dasein sein. Ein zentralisierter Staat mit einem Budget von 5 Milliarden Mark, mit einer Schuld von 20 Milliarden, mit einer Million stehenden Heeres konnte sich noch sehr lange halten, nachdem er aufgehört hatte, den elementarsten Anforderungen der sozialen Entwicklung zu genügen — nicht nur den vielseitigen Bedürfnissen der inneren Verwaltung, sondern auch dem Bedürfnisse nach äußerem Schutze, für welchen Zweck ja der Staat von vornherein entstanden ist.

Je länger eine solche Situation anhält, um so größer wurde der Widerspruch zwischen den Anforderungen der wirtschaftlichen Entwicklung und der Politik der Regierung, die sich ja ein mächtiges „Milliarden"-Trägheitsmoment ausgebildet hatte.

Die administrativ-militärische und finanzielle Macht des Absolutismus, die ihm die Möglichkeit gab, trotz der gesellschaftlichen Entwicklung weiter zu existieren, schloß nicht nur nicht die Möglichkeit einer Revolution aus, wie der Liberalismus glaubte, sondern machte — umgekehrt — die Revolution zum einzig möglichen Ausweg. Dabei war dieser Revolution von vornherein ein um so radikalerer Charakter gesichert, je tiefer der Absolutismus den Abgrund zwischen sich selbst und den Volksmassen gemacht hatte, die von der neuen ökonomischen Entwicklung erfaßt waren.

Der russische Marxismus kann wahrhaft darauf stolz sein, als einziger die Richtung des geschichtlichen Prozesses schon zu einer Zeit klargelegt zu haben, wo der Liberalismus sich von Einflüsterungen des allerutopistischen „Praktizismus" nährte und die revolutionären „Narodniki" von Phantasmagorien und Wunderglauben lebten.

II. Der russische Kapitalismus.

Der niedrige Stand der Entwicklung der Produktivkräfte ließ es bei der alles verzehrenden Habgier des staatlichen Fiskus weder zur raschen Anspeicherung von Ueberschüssen, noch zu einer breiten Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, noch zu einem Anwachsen der Städte kommen. Das Handwerk trennte sich nicht von dem Ackerbau, konzentrierte sich nicht in den Städten, sondern blieb zusammen mit der bäuerlichen Bevölkerung — in der Gestalt der Heimindustrie — über das ganze Land zerstreut. Grade kraft des zerstreuten Charakters der Gewerbe mußten die „Kustari" (Heimarbeiter) nicht für den Besteller, sondern für den Verkauf arbeiten. Den Vermittler zwischen den zerstreuten Produzenten und den zerstreuten Konsumenten spielte der Kaufmann oder der Gast. Daher die gewaltige Bedeutung des Handelskapitals in der wirtschaftlichen Organisation des alten moskowitischen Rußland. Aber auch das Handelskapital blieb zerstreut und schuf keine großen Handelszentren.

Nicht der Dorfheimarbeiter und auch nicht der Großhändler waren es, die zuerst auf die Notwendigkeit der Schaffung großer Industriewerke stießen, sondern der Staat selbst. Die Schweden zwangen Peter dem Großen eine Flotte und einen neuen Heerestypus auf. Indem er aber seine militärische Organisation ausbaute und komplizierter machte, geriet der Staat Peters I. in direkte Abhängigkeit von der Industrie der Hansastädte, Hollands und Englands. Die Schaffung vaterländischer Manufakturen, die Armee und Flotte bedienen könnten, wird so zur Lebensfrage der Landesverteidigung. Von Fabrikproduktion war bis zu Peter dem Großen keine Rede. Nach ihm aber zählt man bereits 233 fiskalische und private Unternehmungen großen Maßstabes: Hüttenwerke, Gewehr-, Tuch-, Leinwand-, Segeltuch- und ähnliche Fabriken. Die ökonomische Grundlage für alle diese Neuanschaffungen bildeten einerseits die Staatseinkünfte, andererseits das Handelskapital. Endlich wurde nicht selten zusammen mit dem neuen Industriezweig ausländisches Kapital importiert, das sich in dergleichen Fällen auf eine Reihe von Jahren mit entsprechenden Privilegien versah.

Das kaufmännische Kapital spielte auch in Westeuropa eine hervorragende Rolle bei der Schaffung der Großproduktion. Dort aber entsproß die Manufaktur auf dem Boden des in Zersetzung übergegangenen Handwerks, wobei sie den ehemaligen selbständigen Handwerker in ihren Teilarbeiter verwandelte. Hier, im Moskowiterreich, traf die aus dem Westen gebrachte Manufaktur überhaupt keinen freien Handwerkerstand an und war darauf angewiesen, sich der Arbeitskraft des leibeigenen Bauern zu bedienen. So besaß unsere Fabrik

des 18. Jahrhunderts von Anbeginn an keinen Konkurrenten in der Person des städtischen Handwerkers. Aber auch der Heimarbeiter war für sie kein Rivale: er arbeitete für den Massenkonsumenten, während die vom Scheitel bis zur Sohle reglementierte Fabrik hauptsächlich den Staat und auch teilweise die oberen Klassen bediente.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchbricht die Textilindustrie den Ring der Leibeigenarbeit und der staatlichen Reglementation. Die auf freier Lohnarbeit begründete Fabrik stand aber ihrem Urwesen nach im schroffsten Gegensatz zu dem Rußland Nikolaus' I. Der Feudaladel erwies sich daher durchweg freihändlerisch. Nikolaus I. stand mit seinen ganzen Sympathien auf seiten des Adels. Und doch zwangen ihn die Bedürfnisse des Staats — darunter die fiskalischen Interessen — zur Politik des Schutztarifs und der Geldsubsidien an die Fabrikanten. Nachdem in England das Verbot der Maschinenausfuhr aufgehoben war, formierte sich die russische Textilindustrie gänzlich nach fertigen englischen Mustern. Der Deutsche Knop importierte nach Rußland in den 40er und 50er Jahren aus England 122 Spinnereien bis auf den letzten Nagel. Im Textilrayon bildete sich sogar das Sprichwort: „Wo eine Kirche, da ein Pop' — wo ein Fabrik, da ein Knop." Dank dem Umstand, daß die Textilindustrie für den Bauernmarkt arbeitete, stellte sie trotz dem ständigen Mangel an geschickten und freien Arbeitshänden Rußland in bezug auf die Anzahl der Spindeln an die fünfte Stelle. Die übrigen Industriezweige, und vor allem die Eisenhütten, entwickelten sich seit Peter I. fast gar nicht. Das ist ganz klar. Wenn der Kattun für den leibeigenen Bauern fabriziert wurde, so setzt das Eisen schon eine entwickelte Industrie, Städte, Eisenbahnen, Dampfschiffe voraus. Dies alles aber war unmöglich auf der Grundlage der Leibeigenschaft. Andererseits hemmte diese letztere auch die landwirtschaftliche Entwicklung, inwiefern die Landwirtschaft, je weiter je mehr, nicht für den eigenen Bedarf, sondern für den ausländischen Markt produzierte. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wurde somit ein unaufschiebbares Gebot der ökonomischen Entwicklung. Wer aber hätte sie durchführen können? Der Adel im großen ganzen wollte davon selbstverständlich kein Wort hören. Die kapitalistische Klasse war noch zu nichtig, um eine solche Reform durch eigenen Druck zu bewirken. Die häufigen Revolten unter den Bauern, die sich ihrem Umfange nach mit den Bauernkriegen in Deutschland oder der Jacquerie in Frankreich keineswegs vergleichen ließen, blieben vereinzelte Ausbrüche und waren an sich selbst zu schwach, um die Macht der Gutsbesitzer zu brechen. Das entscheidende Wort blieb dem Staate vorbehalten, und der Zarismus mußte erst die furchtbare militärische Niederlage in der Krimkampagne erleiden, um im eigenen Interesse durch die halbe Befreiungsreform vom Jahre 1861 der kapitalistischen Entwicklung freie Bahn zu schaffen.

Und nun beginnt für Rußland eine neue Periode in der ökonomischen Entwicklung, gekennzeichnet durch die rasche Anspeicherung von „freier" Arbeit, den fieberhaften Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Anlegung von Häfen, den

unaufhörlichen Zufluß ausländischen Kapitals, die Europäisierung der industriellen Technik, die Verbilligung und Erleichterung des Kredits, das Anwachsen der Zahl der Aktiengesellschaften, die Einführung der Goldwährung, den tollsten Protektionismus und die lawinenartige Vermehrung der Staatsschuld. Die Regierungszeit Alexander III. (1881—1894), wo die Ideologie der nationalen Urständigkeit das ganze gesellschaftliche Bewußtsein beherrschte — von dem konspirativen Schlupfwinkel des Revolutionärs an bis hinauf zum Geheimkabinett Seiner Majestät —, war zugleich die Epoche der unnachsichtigsten Umwälzung auf dem Gebiet der Produktionsverhältnisse: indem es die Großproduktion pflanzte und den Bauer proletarisierte, untergrub das europäische Kapital automatisch die Grundpfeiler der asiatisch-moskowitischen Urständigkeit.

Einen mächtigen Hebel in der Industrialisierung des Landes bildeten die Eisenbahnen. Die Initiative ihrer Durchführung gebührt natürlich dem Staate. Die erste Linie — zwischen Petersburg und Moskau — wurde 1851 dem Verkehr übergeben. Nach dem Krimdebacle tritt im Eisenbahnbau die Regierung ihren Platz an die private Unternehmerlust ab. Doch bleibt sie selbst gleich einem unermüdlichen Schutzengel hinter dem Unternehmer stehen: sie fördert die Bildung von Aktien- und Obligationskapitalien, übernimmt die Garantie für die Dividende und ebnet den Aktionären auf jede Weise den Weg durch freigebigst gewährte Privilegien und Konzessionen. Im Laufe des ersten Jahrzehnts nach der Bauernreform wurden bei uns 7000 Werst Schienen durchgelegt, im zweiten — 12000 Werst, im dritten — 6000 Werst, im vierten: im europäischen Rußland — über 20000 und im ganzen Reiche — etwa 30000 Werst. In den 80er und insbesondere in den 90er Jahren, wo Witte als Herold der Idee des polizeistaatlichen Kapitalismus auftrat, beginnt von neuem die Konzentrierung der Eisenbahnen in den Händen des Fiskus. Wie Witte in der Entwicklung des Kreditwesens ein Machtmittel erblickte, mit dessen Hilfe der Finanzminister „die Volksindustrie bald hierhin, bald dorthin lenken“ könnte, so malten sich in seinem Kanzleihirn die Eisenbahnen „als mächtiges Werkzeug der Leitung der ökonomischen Entwicklung Rußlands“. Ein geriebener Börsianer, aber in politischer Beziehung durch und durch Ignorant, ahnte er nicht, daß er der Revolution in die Hand arbeitete und ihr die Waffe schliff. Gegen 1894 besaß das Eisenbahnnetz eine Ausdehnung von 31800 Werst, von denen 17000 fiskalisch waren. Im Jahre der Revolution — 1905 — zählt das Eisenbahnbedienstetenpersonal, dem eine so hervorragende politische Rolle zufiel, 667000 Mann in seinen Reihen.

Die Zollpolitik der russischen Regierung, in der fiskalische Habgier mit blindem Protektionismus innig verschmolzen waren, schnitt der ausländischen Ware fast gänzlich den Zutritt ab. Außerstande, seine Produkte bei uns abzusetzen, zog das europäische Kapital über die östliche Grenze in der unverwundbarsten und verlockendsten Form: nämlich in der des Geldes. Die Belebung des russischen Geldmarkts war jedesmal die Folge einer neuen im

Auslande abgeschlossenen Anleihe. Parallel damit bemächtigten sich die westeuropäischen Unternehmer unmittelbar der wichtigsten Industriezweige Rußlands. Das Finanzkapital Europas, das den Löwenanteil des russischen Staatsbudgets in sich aufsog, kehrte mit einem seiner Teile in der Gestalt des Industriekapitals auf das russische Territorium zurück. Dies lieferte ihm die Möglichkeit, nicht nur mit Unterstützung des zarischen Fiskus die Produktivkräfte des russischen Bauern zu erschöpfen, sondern auch die Arbeitsenergie des russischen Proletariers auszubeuten. Allein im Laufe der letzten 10 Jahre des vorigen Jahrhunderts — und besonders seit der Einführung der Goldwährung (1897) — flossen nach Rußland nicht weniger als $1^1/_2$ Milliarden Rubel an Industriekapitalien. Während im Laufe von 40 Jahren bis 1892 das Grundkapital der Aktienunternehmungen im ganzen auf 919 Millionen Rubel angewachsen war, stieg es allein in den nächsten 10 Jahren mit einem Schlage auf 2,1 Milliarden Rubel.

Welche Bedeutung dieser vom Westen kommende Goldstrom für die russische Industrie hatte, läßt sich daraus ersehen, daß, während im Jahre 1890 die Produktionssumme aller unserer Fabriken und Industriebetriebe $1^1/_2$ Milliarden Rubel betrug, sie sich 1900 bereits auf $2^1/_2$ bis 3 Milliarden belief. Und gleichzeitig war die Zahl der Industriearbeiter von 1,4 auf 2,4 Millionen Mann gestiegen.

Wenn die russische Oekonomie, ebenso wie die russische Politik, sich von jeher unter dem unmittelbaren Einflusse — richtiger: Drucke — des Westens entwickelte, so unterlagen, wie wir gesehen haben, die Formen und die Tiefe dieses Einflusses einer steten Wandlung. In der Epoche der Handwerks- und Manufakturproduktion Westeuropas entlehnte Rußland von dort die Techniker, die Architekten, die Werkmeister — überhaupt sämtliche Kunstarbeitskräfte. Als die Manufaktur der Fabrik weichen mußte, wurde der Hauptgegenstand der Entlehnung und der Einfuhr die Maschine. Und endlich, als unter dem unmittelbaren Einflusse der Staatsbedürfnisse die Leibeigenschaft fiel, indem sie der „freien" Arbeit den Platz räumte, erschloß sich Rußland der unmittelbaren Einwirkung des Industriekapitals, dem die Auslandsanleihen die Bahn geebnet hatten.

Die Chronik berichtet, daß wir im 9. Jahrhundert die Waräger über das Meer zu uns gerufen haben, um mit ihrer Hilfe unser Staatswesen zu begründen. Dann kamen die Schweden, um uns die europäische Kriegskunst beizubringen. Thomas und Knop lehrten uns das Webereifach. Der Engländer Hughes pflanzte in unserem Süden die Metallindustrie. Nobel und Rothschild verwandelten den Kaukasus in einen Springbrunnen von Naphtaprofiten. Zu gleicher Zeit machte der Wiking der Wikinge, der große internationale Mendelssohn, Rußland zu einer Domäne der Börse.

Solange das ökonomische Band mit Europa nur in der Einfuhr von Werkmeistern und Maschinen oder sogar in der Aktivierung von Anleihen zu Produktionszwecken bestand, handelte es sich schließlich im Grunde nur darum, dem nationalen Wirtschaftsorganismus Rußlands das eine oder das

andere Element der europäischen Produktion aufzupropfen. Als aber die freien ausländischen Kapitalien auf ihrer Jagd nach einem hohen Profitniveau das durch die chinesische Wand der Grenzzölle eingefriedigte russische Territorium überfluteten, da kam damit an die historische Tagesordnung die Einverleibung der ganzen russischen Wirtschaft in den kapitalistischen Wirtschaftsorganismus Europas. Dieses Programm ist es eben, daß die letzten Jahrzehnte unserer ökonomischen Geschichte ausfüllt.

Bis zum Jahre 1861 entstanden im ganzen 15 Prozent der Gesamtzahl der russischen Industrieunternehmungen; von 1861 bis 1880 — 23,5 Prozent und in den Jahren 1881 bis 1900 über 61 Prozent, wobei allein auf die letzten 10 Jahre des verflossenen Jahrhunderts die Entstehung von 40 Prozent sämtlicher Unternehmungen kommt.

Im Jahre 1767 stellt Rußland 10 Millionen Pud Gußeisen her. Im Jahre 1866 (100 Jahre später!) beträgt die Ziffer nicht ganz 19 Millionen. Im Jahre 1896 steigt sie auf 98 Millionen und 1904 — auf 180 Millionen an; wobei der Süden Rußlands, der 1890 nur ein Fünftel des ganzen Gußeisens liefert, 10 Jahre später bereits die Hälfte liefert.

In demselben Tempo schreitet die Entwicklung der Naphtaindustrie im Kaukasus fort. In den 60er Jahren wird weniger als 1 Million Pud Naphta gewonnen. Im Jahre 1880 — 21,5 Millionen Pud. In der Mitte des 80er Jahre greift das ausländische Kapital ein, okkupiert den Kaukasus von Baku bis Batum und eröffnet die Produktion für den Weltmarkt. Im Jahre 1890 beträgt die Naphtaausbeute 242,9 und im Jahre 1896 — 429,9 Millionen Pud.

Somit hat die Eisen-, die Kohlen- und die Naphtaproduktion unseres Südens, wohin der ökonomische Schwerpunkt des Landes immer mehr verschoben wird, eine Vergangenheit von nicht mehr als 20 bis 30 Jahren. Hier nahm die Entwicklung sofort einen rein amerikanischen Charakter an, und in wenigen Jahren änderte das französisch-belgische Kapital von Grund auf die Physiognomie der Steppengouvernements, indem es sie mit ungeheuren Unternehmungen bepflanzte, wie sie Europa fast gar nicht kennt. Hierzu waren zwei Bedingungen nötig: die europäisch-amerikanische Technik und das russische Staatsbudget. Alle Metallfabriken des Südens — viele von ihnen wurden bis auf das letzte Schräubchen in Amerika fix und fertig gemacht und dann über den Ozean zu uns importiert! — wurden schon bei ihrer Gründung durch Staatsaufträge für einige Jahre im voraus sichergestellt. Der Ural mit seinen „patriarchalischen" Zuständen und seinem „nationalen" Kapital blieb weit zurück und nur in der allerletzten Zeit schickt sich das englische Kapital auch dort an, die barbarische Urständigkeit mit der Wurzel auszurotten.

Die historischen Bedingungen der Entwicklung der russischen Industrie erklären zur Genüge, warum trotz ihres verhältnismäßig jungen Alters weder die kleine, noch die mittlere Produktion in ihr irgend eine nennenswerte Rolle spielen. Die Großfabrikation ist bei uns nicht auf „natürlichem" Wege oder „immanent" aus dem Handwerk und der Manufaktur herausgewachsen,

denn das Handwerk selbst hatte keine Zeit gehabt, sich von der Heimarbeit abzusondern und war von dem fremdländischen Kapital und der fremdländischen Technik noch vor seiner Geburt zum ökonomischen Untergange verurteilt. Die Baumwollfabrik brauchte mit dem Handwerk nicht zu kämpfen, — im Gegenteil: sie schuf selbst die Baumwollheimindustrie auf dem Lande. Die Eisenproduktion des Südens oder die Naphtaproduktion des Kaukasus kam ebensowenig dazu, den Kleinunternehmungen den Garaus zu machen, — im Gegenteil: man mußte die letzteren in einer ganzen Reihe von untergeordneten und Dienstzweigen der Wirtschaft ins Leben rufen.

Das Verhältnis der Klein- zu der Großproduktion in Rußland in genauen Ziffern anzugeben, wäre bei dem jeder Beschreibung spottenden Zustande unserer Gewerbestatistik ein Ding der Unmöglichkeit. Die unten folgende Tabelle gibt nur eine ungefähre Vorstellung von dem wahren Sachverhalte, denn die Angaben über die ersten beiden Kategorien von Unternehmungen (bis zu 50 Arbeitern) beruhen auf höchst unvollkommenem, richtiger gesagt: zufälligem Material.

Gruppen von Bergbau- und Fabrikunternehmungen	Anzahl der Unternehmungen	Anzahl der Arbeiter	
		in Tausenden	in Prozenten
Unter 10 Arbeitern	17 436	65,0	2,5
Mit 10— 49 Arbeitern . .	10 586	236,5	9,2
„ 50— 99 „ . .	2 551	175,2	6,8
„ 100—499 „ . .	2 779	608,0	23,8
„ 500—999 „ . .	556	381,1	14,9
„ 1000 u. mehr „ . .	453	1 097,0	42,8
Summa	34 361	2 562,8	100,0

Auf dieselbe Frage wirft auch ein grelles Schlaglicht der Vergleich der Gewinne, die die verschiedenen Kategorien der Handels- und Industrieunternehmungen Rußlands abwerfen:

	Anzahl der Unternehmungen	Gewinnsumme in Millionen
Mit einem Gewinn von 1000—2000 Rubel	37 000 = 44,5 Proz.	56 = 8,6 Proz.
„ „ „ über 50 000 „	1 400 = 1,7 „	291 = 45,0 „

Mit anderen Worten: Etwa die Hälfte aller Unternehmungen erlangt weniger als ein Zehntel des Gesamtprofits, während auf ein Sechzigstel der Unternehmungen fast die Hälfte des gesamten Mehrwerts entfällt. Außerdem steht es unzweifelhaft fest, daß die Einnahmen der Großbetriebe hier weit unter dem wirklichen Betrage angegeben sind.

Zur Charakteristik des Konzentrationsgrades der russischen Industrie bringen wir an dieser Stelle die parallelen Ziffern bezüglich Deutschlands und Belgiens (außer der Bergbauindustrie).

I.

Gruppen von Fabrik- und Industriebetrieben	Deutschland (Zählung 1895)				Rußland (Statistische Untersuchung von 1902)			
	Anzahl der Betriebe	Anzahl der Arbeiter			Anzahl der Betriebe	Anzahl d. Arbeiter		
		in Tauf.	in Proz.	auf je 1 Betr.		in Tauf.	in Proz.	auf je 1 Betr.
Mit 6—50 Arbeitern	191 101	2454,3	44	13	14 189	234,5	12,5	16,5
" 51—1000 "	18 698	2595,5	46	139	4 722	918,5	49,0	195
1000 und mehr Arbeiter	296	562,16	10	1900	302	710,2	38,5	2351
Summa	210 095	5611,96	100	—	19 213	1863,2	100	—

II.

Gruppen von Betrieben	Belgien (Zählung 1896)				Rußland (Statistische Untersuchung von 1902)			
	Anzahl der Betriebe	Anzahl der Arbeiter			Anzahl der Betriebe	Anzahl d. Arbeiter		
		in Tauf.	in Proz.	auf je 1 Betr.		in Tauf.	in Proz.	auf je 1 Betr.
Mit 5—49 Arbeitern	13 000	162,0	28,3	12,5	14 189	234,5	12,6	16,5
" 50—499 "	1 466	250,0	43,7	170	4 298	628,9	33,8	146,3
" 500 und mehr Arbeitern . . .	184	160,0	28,0	869	726	999,8	53,6	1377
Summa	14 650	572,0	100	—	19 213	1863,2	100	—

Die erste Tabelle berechtigt trotz ihrer von uns hervorgehobenen Unvollständigkeit zu folgenden Schlüssen: erstens innerhalb der gleichartigen Gruppen kommt auf jeden der russischen Betriebe eine größere Anzahl von Arbeitern, als es in Deutschland der Fall ist; zweitens die Gruppen von Groß- (51—1000 Arbeiter) und Riesenunternehmungen (über 1000 Arbeiter) konzentrieren einen größeren Prozentsatz von Arbeitern um sich, als die entsprechenden in Deutschland. In der letzten Gruppe besitzt dieses Uebergewicht nicht nur einen relativen, sondern auch einen absoluten Charakter. Aus der Tabelle II sieht man, wie dieselben Schlüsse — nur in noch markanterer Form — sich bei dem Vergleich zwischen Rußland und Belgien ergeben.

Wir werden unten sehen, welchen gewaltigen Einfluß auf den Gang der Revolution, wie auch auf die ganze politische Entwicklung des Landes dieser konzentrierte Charakter der russischen Industrie ausübt.

Gleichzeitig müssen wir noch einen zweiten, nicht minder wichtigen Faktor in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen: diese moderne Industrie von so hohem kapitalistischem Typus umfaßt nur die Minderheit der Bevölkerung, während die bäuerliche Mehrheit derselben in den Fesseln der wirtschaftlichen

Armut und der Standessklaverei schmachtet. Dies setzt seinerseits der Entwicklung der kapitalistischen Industrie eine Schranke.

Die untenstehende Tabelle veranschaulicht die Gruppierung der erwerbstätigen Bevölkerung in Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach den landwirtschaftlichen und nichtlandwirtschaftlichen Berufsarten:

	Rußland (Zählung 1897)		Vereinigte Staaten (Zählung 1900)	
	in Tausenden	in Prozenten	in Tausenden	in Prozenten
Ackerbau, Forstwirtschaft und ähnliche Betriebe . . .	18 653	60,8	10 450	35,9
Bergbau, bearbeitende Industrie, Handel, Transportgeschäft, „liberale" Berufe, Dienstboten	12 040	39,2	18 623	64,1
Summa	30 693	100	29 073	100

Auf 128 Millionen Einwohner in Rußland kommen nicht mehr erwerbstätige Elemente (30,6 Millionen), als in Nordamerika (29 Millionen) mit seiner nur 76 Millionen starken Bevölkerung. Dies ist eine Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Unentwickeltheit des Landes und des hierdurch bedingten enormen Uebergewichts der ackerbautreibenden Bevölkerung über die nicht ackerbautreibende (60,8 Prozent gegen 39,2 Prozent!) — eine Tatsache, die sich auf allen Gebieten der nationalen Wirtschaft geltend macht.

Im Jahre 1900 produzierten die Fabriken, Industriewerke und Großhandwerksbetriebe in den Vereinigten Staaten für 25 Milliarden Rubel Ware — in Rußland im ganzen für $2^1/_2$ Milliarden, das heißt um zehnmal weniger. In demselben Jahre wurden an Steinkohlen gewonnen: in Rußland: 1 Milliarde Pud; in Frankreich: $1^1/_2$ Milliarden; in Deutschland $5^1/_2$ Milliarden; in England: 13 Milliarden. Eisen wurde pro Kopf gewonnen: in Rußland 1,4, in Frankreich 4,3, in Deutschland 9 und in England 13,5 Pud. „Und doch", sagt Mendelejew, „können wir die ganze Welt mit unserem überaus billigen Gußeisen, Eisen und Stahl versorgen. Unsere Naphtaquellen, unsere Reichtümer an Steinkohle und anderen Bodenschätzen sind noch kaum berührt." Aber die diesem Reichtum entsprechende Entwicklung der Industrie ist undenkbar ohne die Erweiterung des inneren Marktes, ohne die Steigerung der Kaufkraft der Bevölkerung — das heißt, ohne den wirtschaftlichen Aufschwung der bäuerlichen Mehrheit.

Darin liegt die Bedeutung der Agrarfrage für die kapitalistischen Geschicke Rußlands.

III. Die Bauernschaft und die Agrarfrage.

Gemäß den — übrigens nicht ganz genauen — statistischen Daten erreicht das gesamte wirtschaftliche Einkommen Rußlands, sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie, jährlich die Summe von 6 bis 7 Milliarden Rubel, von denen $1^1/_2$ Milliarden, das heißt, mehr als ein Fünftel, in den Staatssäckel fließen. Somit ist Rußland relativ drei- bis viermal ärmer, als jeder andere unter den europäischen Staaten.

Die Anzahl der Erwerbstätigen ist, wie wir gesehen haben, im Verhältnis zu der Gesamtbevölkerung des Landes überaus gering und ihre Produktivkraft steht auf einem sehr tiefen Niveau. Dies gilt auch in bezug auf die Industrie, deren Ertrag der Anzahl der in ihr beschäftigten Hände bei weitem nicht entspricht; auf einem ungleich tieferen Niveau aber stehen die Produktivkräfte in der Landwirtschaft, die etwa 61 Prozent der Arbeitskräfte des Landes in ihrem Dienste hat und dennoch nur 2,8 Milliarden abwirft, das heißt, weniger als die Hälfte des Nationaleinkommens.

Die Bedingungen der russischen agrikulturen — in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit bäuerlichen — Wirtschaft wurden in ihrem Grundwesen durch den Charakter der „Befreiungsreform" von 1861 bestimmt. Im Interesse des Staates durchgeführt, war diese Reform ganz und gar den selbstsüchtigen Interessen der Junkerschaft angepaßt und brachte es fertig, den Bauern nicht nur bei der Landbeteilung übers Ohr zu hauen, sondern ihn noch dazu in das Joch der fiskalischen Sklaverei zu spannen.

Die nachstehende Tabelle charakterisiert den Umfang der Landanteile, die den drei Hauptkategorien der Bauernschaft bei der Liquidierung der Leibeigenschaft zufielen.

Bauernkategorien	Anzahl d. männlichen Seelen im Jahre 1860	Anzahl der erhaltenen Dessätinen	Auf je eine männliche Seele
Gutsherrliche . .	11 907 000	37 758 000	3,17
Staatliche . . .	10 347 000	69 712 000	6,74
Kabinettseigene .	870 000	4 260 000	4,90
Summa	23 124 000	111 730 000	4,83

Setzt man den Fall, daß der den staatlichen Bauern zugefallene Anteil (6,7 Dessätinen pro männliche Seele) bei den gegebenen wirtschaftlichen Grundlagen ausreichend war, um die Arbeitskräfte der Bauernfamilie ganz in Anspruch zu nehmen — und dies entspricht so ziemlich der Wirklichkeit —, so erweist es sich, daß den staatlichen und den Kabinettsbauern etwa 44 Millionen Dessätinen an der vollen Norm vorenthalten wurden. Jene Grundstücke, die die Bauern während der Leibeigenschaft zu eigenen Zwecken bearbeiteten, nahmen nur die Hälfte ihrer Arbeitskraft in Anspruch, da sie drei Tage in der Woche sich dem Gutsbesitzer zur Verfügung zu stellen verpflichtet waren. Nichtsdestoweniger wurde auch von diesen unzureichenden Anteilstücken — mit großen Abweichungen in den einzelnen Rayons — im großen Ganzen etwa 2 Prozent des besten Bodens zugunsten der Gutsbesitzer koupiert. Auf diese Weise wurde die landwirtschaftliche Ueberbevölkerung, die den Bedingungen der Fronwirtschaft zugrunde gelegt war, durch den von dem Adel an den Bauernländereien verübten Raub nur noch erhöht.

Die auf die Reform folgenden 50 Jahre brachten in dem Landbesitz eine wesentliche Neugruppierung hervor, indem für etwa $^3/_4$ Milliarden Rubel Land aus den Händen des Adels in die der kaufmännischen und der bäuerlichen Bourgeoisie überging. Für die breite Masse des Bauerntums aber erwuchs aus diesem Prozeß so gut wie gar nichts.

In 50 Gouvernements des europäischen Rußland stellte im Jahre 1905 die Verteilung der Bodenfläche folgendes Bild dar:

1. Anteilgrundstücke	112	Millionen	Dessätinen,
Darunter gehören:			
den ehemaligen staatlichen Bauern . .	66,3	"	"
" " gutsherrlichen Bauern.	38,4	"	"
2. Privatländereien	101,7	"	"
Darunter gehören:			
Gesellschaften und Genossenschaften . .	15,7	"	"
(11,4 davon bäuerl. Genossenschaften)			
Einzelnen Eigentümern:			
bis zu 20 Dessätinen	3,2	"	"
(2,3 davon bäuerlichen Eigentümern)			
von 20 bis 50 Dessätinen	3,3	"	"
über 50 Dessätinen	79,4	"	"
3. Krons- und Kabinettsländereien . . .	145,0	"	"
hiervon waldfrei und urbar . . zirka	4—6	"	"
4. Kirchen-, Kloster-, städtischen und sonstigen			
Instituten gehörende Ländereien . . .	8,8	"	"

Das Ergebnis der Reform, wie wir oben gesehen haben, war, daß auf jede einzelne männliche Seele im Durchschnitt 4,83 Dessätinen kamen, 45 Jahre später, im Jahre 1905, kommen, die neuerworbenen Grundstücke miteingerechnet, auf jede Seele nur 3,1 Dessätinen. Mit anderen Worten: Der Landbesitz der Bauernschaft ist um 36 Prozent zurückgegangen. Die Entwicklung von

Industrie und Handel, die jährlich nicht mehr als ein Drittel des bäuerlichen Bevölkerungszuwachses absorbierte, die Ansiedlungsbewegung nach den Grenzländern, die die Bauernbevölkerung im Zentrum bis zu einem gewissen Grade lichtete; endlich die Tätigkeit der Bauernbank, die den mittel- und bessersituierten Bauern die Möglichkeit gab, von 1882 bis 1905 7,3 Millionen Dessätinen Land zu erwerben, — alle diese Faktoren erwiesen sich also vollkommen ohnmächtig, die Wirkung des natürlichen Bevölkerungszuwachses auszugleichen und der Verschärfung der Landnot vorzubeugen.

Nach ungefährer Berechnung finden im Lande etwa 5 Millionen erwachsener Männer keine Anwendung für ihre Arbeitskraft. Nur der geringere Teil dieser 5 Millionen bildet die industrielle Reservearmee oder setzt sich aus berufsmäßigen Landstreichern, Bettlern und ähnliche Elementen zusammen. Der weit überwiegende Teil dieser gewaltigen Legion „überflüssiger Leute" aber gehört der Bauernschaft an. Das sind keine vogelfreien Proletarier, sondern bodenständige, an ihre Arbeitsscholle gebundene Bauern. Indem sie ihre Arbeitskraft einem Boden widmen, der ebensogut ohne sie bearbeitet werden könnte, drücken sie die Produktivität der bäuerlichen Arbeit herab und retten sich, während sie in der allgemeinen Bauernmasse aufgehen, vor der Proletarisierung nur dadurch, daß sie noch breitere Massen der Dorfbevölkerung der Pauperisierung in die Arme treiben. Der theoretisch denkbare Ausweg aus dieser Lage, inwieweit er überhaupt innerhalb der kapitalistischen Ordnung möglich ist, bestände in der Intensivizierung der Landwirtschaft. Dazu aber bedarf der Bauer der Kenntnisse, der Initiative, der vollen Mündigkeit und einer stabilen rechtlichen Ordnung, — lauter Bedingungen, die es in dem absolutistisch regierten Rußland nicht gab und nicht geben konnte. Aber das hauptsächlichste und ernsteste Hindernis der wirtschaftlichen Vervollkommnung war und bleibt der Mangel an materiellen Mitteln. Und diese Seite der Krisis in der bäuerlichen Wirtschaft hat gleich der Landnot ihren Ursprung in der Reform des Jahres 1861.

Die so knappen Anteile wurden den Bauern nicht etwa geschenkt. Für die Landstücke, die ihnen während der ganzen Zeit der Leibeigenschaft die Mittel zur Fristung ihres Lebens gegeben hatten, das heißt, für ihre eigenen Landstücke, die noch dazu von der Regierung arg beschnitten wurden, mußten die Bauern den Gutsbesitzern unter Vermittelung des Staats einen Loskaufspreis zahlen. Die Abschätzung besorgten Regierungsagenten in innigem Verein mit den Gutsbesitzern — und statt der 648 Millionen Rubel, die gemäß der kapitalisierten Bodenertragsfähigkeit von den Bauern zu leisten gewesen wären, wurde diesen eine Schuld von 867 Millionen Rubel aufgeladen. Außer dem Preis für die eigenen Grundstücke bezahlten die Bauern faktisch den Gutsbesitzern einen Preis von 219 Millionen für ihre Emanzipierung von der Feudalfron.

Hierzu kamen noch die räuberischen Pachtzinse als das Ergebnis der Landnot und die ungeheuerliche Arbeit des zarischen Fiskus. So muß an direkter Landsteuer von jeder bäuerlichen Dessätine 1 Rubel 56 Kopeken entrichtet werden, während eine im Privatbesitz befindliche Dessätine nur 23 Ko-

peken zu leisten hat. Dementsprechend auch fällt das russische Staatsbudget fast mit seiner gesamten Last auf die Schultern der Bauernschaft. Die von der Regierung im Jahre 1902 organisierten landwirtschaftlichen Komitees stellten fest, daß die direkten und indirekten Abgaben 50 bis 100 Prozent und noch mehr von dem reinen Bodenertrage der Bauernfamilie in Anspruch nehmen. Während aber der Staat den Löwenanteil des bäuerlichen Gewinns in seine Tasche steckt, gibt er dem Dorfe fast gar nichts als Entgelt zur Erhöhung seines kulturellen Niveaus und zur Entfaltung seiner Produktivkräfte. Dies führt einerseits zur Anspeicherung von hoffnungslosen Steuerrückständen, andererseits zur Stockung in der Landwirtschaft und selbst zum Niedergange derselben.

Auf dem ganzen ungeheuer großen Gebiete des zentralen Rußland stehen die Technik und mit ihr die Ernte noch genau auf derselben Stufe wie vor 1000 Jahren. Die Weizenernte läßt sich durchschnittlich in folgenden Ziffern darstellen: England — 26,9 Hektoliter pro Hektar, Deutschland — 17,0, Rußland — 6,7. Wobei noch erwähnt werden soll, daß die Ertragfähigkeit auf den Bauernäckern um 46 Prozent niedriger ist, als auf den Gutsbesitzeräckern — und dieser Unterschied ist um so größer, je schlechter die Ernte ausfällt.

Getreidevorräte für die Zeiten der Not aufzuspeichern, davon hat der Bauer längst zu träumen aufgehört. Die neuen Warengeldverhältnisse einerseits, der Fiskus andererseits zwingen ihn, alle seine Naturalvorräte und wirtschaftlichen Ueberschüsse in klingende Münze umzusetzen, die aber sofort darauf von den Pachtzinsen und dem Steueramte verschlungen wird. Die krampfhafte Jagd nach dem Rubel treibt den Bauern zur schonungslosen Vergewaltigung des Bodens, der jeder Düngung und rationellen Bearbeitung entbehren muß. Die darauffolgende Mißernte, mit der der Boden für seine Erschöpfung heimzahlt, bricht über das aller Vorräte bare Dorf mit elementarem Elend und Unheil herein. . . . Aber selbst in „normalen“ Jahren kommt die Bauernmasse aus dem halben Hungerleiden nicht heraus. Man sehe sich nur das bäuerliche Budget an, das auf der goldenen Stirn der europäischen Bankiers, der Gläubiger des Zarismus, eingemeißelt zu werden verdiente: jedes Mitglied der bäuerlichen Familie gibt jährlich aus — für das Essen 19,5, für die Wohnung 3,8, für die Kleidung 5,5, für die übrigen materiellen Bedürfnisse 1,4 und für die geistigen Bedürfnisse 2,5 Rubel. Ein einzelner qualifizierter amerikanischer Arbeiter verbraucht für seine Person direkt und indirekt ebensoviel, wie in Rußland zwei Bauernfamilien, jede 6 Köpfe stark.

Aber selbst um diese Art von Ausgaben zu decken, die kein einziger moralisierender Geheimrat übermäßig nennen dürfte, fehlt der Bauernschaft jährlich mehr als 1 Milliarde Rubel, die ihnen der Ackerbau nicht zu liefern vermag. Die Heimindustrie bringt dem Dorfe etwa 200 Millionen Rubel. Zieht man diese Summe ab, so ergibt die bäuerliche Wirtschaft ein jährliches Defizit von 850 Millionen Rubel, — genau die Summe, die der Fiskus der Bauernschaft jährlich aus der Tasche zieht.

Bei unserer Charakteristik der bäuerlichen Wirtschaft haben wir bis jetzt die ökonomischen Verschiedenheiten der einzelnen Rayons unberücksichtigt gelassen, die jedoch in Wirklichkeit von sehr großer Bedeutung sind und die in den Formen der Agrarbewegung einen äußerst markanten Ausdruck erhalten haben (siehe: „Der Bauer rebelliert"). Beschränkt man sich nur auf 50 Gouvernements des europäischen Rußland und scheidet man die nördlichen Waldstriche aus, so läßt sich der ganze übrige Raum, betrachtet unter dem Gesichtswinkel des Charakters der bäuerlichen Wirtschaft und der ökonomischen Entwicklung überhaupt, in drei große Becken zerlegen.

1. Der Industrierayon, in den von Norden her das Gouvernement Petersburg und vom Süden her das Gouvernement Moskau hineinragt. Die Fabrik — insbesondere die Textilfabrik —, die Heimindustriegewerbe, der Flachsbau, der Bau von Handelsgewächsen (im einzelnen der Gartenbau) charakterisieren dieses nördliche kapitalistische Becken, das von Petersburg und Moskau beherrscht wird. Wie es bei jedem industriellen Land der Fall ist, begnügt sich dieser Rayon mit den eigenen Bodenerzeugnissen nicht, sondern greift zu dem Getreideimport aus dem Süden.

2. Der südöstliche Rayon, der an das Schwarze Meer und den unteren Wolgalauf anstößt, — das russische „Amerika". Dieses Gebiet, das die Leibeigenschaft fast gar nicht kannte, spielte die Rolle einer Kolonie gegenüber dem zentralen Rußland. Auf den freien Steppen, die eine Masse von Ansiedlern herbeilockten, entstanden in kurzer Zeit zahlreiche „Weizenfabriken", die die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen anwenden und ihr Getreide nach dem Norden — in den Industrierayon — und nach dem Westen — ins Ausland — absetzen. Parallell damit vollzog sich die Ableitung der Arbeitshände nach der bearbeitenden Industrie, der Aufschwung der „schweren" Industrie und das fieberhafte Anwachsen der Städte. Die Differenzierung innerhalb der Dorfgemeinde ist hier überaus groß. Dem bäuerlichen Farmer steht der bäuerliche Proletarier gegenüber, der nicht selten aus den Schwarzerdegouvernements eingewandert ist.

3. Zwischen dem altindustriellen Norden und dem neuindustriellen Süden liegt ein breiter Schwarzerdestrich — das russische „Indien". Seine Bevölkerung, die schon während der Leibeigenschaft eine verhältnismäßig große Dichte aufwies und die ganz und gar an den Ackerbau gebunden war, hatte bei der Bauernreform im Jahre 1861 24 Prozent ihres Bodenbesitzes eingebüßt, wobei die besten und ganz unentbehrlichen Stücke der bäuerlichen Anteilländereien in die Hände der Gutsbesitzer übergingen. Die Bodenpreise stiegen rasch, die Gutsbesitzer führten eine rein parasitäre Wirtschaft, indem sie teilweise ihr Land mit dem bäuerlichen Inventar bearbeiteten, teilweise dasselbe an die Bauern abtraten, die von den Bedingungen der schwersten Pachtsklaverei nicht mehr loskommen konnten. Hunderttausende von Arbeitern ziehen nach dem Norden, dem Industrierayon, und in die südlichen Steppen, um überall die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern. In dem Schwarzerdegebiet gibt es weder eine Großindustrie, noch eine kapitalistische Landwirtschaft. Der kapita-

listische Farmer ist hier ganz außerstande, mit dem pauperisierten Pächter zu konkurrieren, und der Dampfpflug unterliegt im Kampfe gegen die physiologische Hartnäckigkeit des Bauern, der, nachdem er nicht nur den ganzen Profit von seinem „Kapital", sondern auch den größeren Teil seines Arbeitslohnes in Form des Pachtzinses hergegeben hat, sich von einer Brotart nährt, die ein Gemisch von Mehl, Sägespänen und gemahlener Baumrinde darstellt. Stellenweise nimmt die Armut unter den Bauern einen so großen Umfang an, daß selbst die Anwesenheit von Wanzen und Schaben im Bauernhause als beredtes Zeichen des Wohlstands gilt. Und in der Tat wurde von dem Semstwoarzt Schingarew — heute liberaler Deputierter der dritten Reichsduma — festgestellt, daß bei den landlosen Bauern in den von ihm befahrenen Wolosten des Gouvernements Woronesch Wanzen überhaupt nicht anzutreffen sind, während bei den anderen Kategorien der Dorfbevölkerung die Anzahl der Wanzen im allgemeinen dem Wohlstande der Familie proportional ist. Die Schabe ist weniger aristokratisch, aber auch sie beansprucht einen größeren Komfort, als der Woroneschcr Pauper: bei 9,3 Prozent Bauern waren Schaben nicht vorzufinden wegen des Hungers und der Kälte in den Häusern.

Von einer Entwicklung der Technik kann unter solchen Umständen keine Rede sein. Das Wirtschaftsinventar — darunter das Arbeitsvieh — wird zur Deckung des Pachtzinses und der Abgaben veräußert oder aber aufgezehrt. Wo aber keine Entwicklung der Produktivkräfte besteht, da gibt es auch keinen Platz für eine soziale Differenzierung. Im Schwarzerdegebiet herrscht die Gleichheit — des Elends. Die Schichtengliederung in der Bauernschaft ist im Vergleich zu der im Norden und im Süden sehr oberflächlich. Ueber den keimenden Klassengegensätzen herrscht der verschärfte Standesantagonismus zwischen der pauperisierten Bauernschaft und dem schmarotzerischen Adel.

Die drei von uns charakterisierten wirtschaftlichen Typen fallen selbstverständlich nicht genau mit den geographischen Grenzen zusammen. Die Einheit des Staats und das Fehlen innerer Zollschranken schließen die Möglichkeit der Bildung von gesonderten wirtschaftlichen Organismen aus. In den achtziger Jahren waren die halb leibeigenschaftlichen Verhältnisse, die in zwölf Gouvernements des Schwarzerdezentrums bestanden, auch noch in 5 Gouvernements außerhalb des Schwarzerdegebiets zu verzeichnen. Die kapitalistischen landwirtschaftlichen Verhältnisse andererseits herrschten in 9 Schwarzerde- und 10 Nicht-Schwarzerdegouvernements vor. Und endlich in 7 Gouvernements kompensierten die beiden Systeme einander. Der unblutige, jedoch nicht opferlose Kampf zwischen der Ernährungspacht und der kapitalistischen Landwirtschaft währte und währt ununterbrochen fort — wobei die letztere sich eines Sieges bei weitem nicht rühmen kann. In der Falle seines Anteils gefangen und jedes Nebenverdienstes beraubt, ist, wie wir gesehen haben, der Bauer gezwungen, von dem Gutsbesitzer Land zu pachten, mag der Preis auch noch so ungeheuerlich sein. Nicht nur verzichtet er auf jeden Gewinn, nicht nur spart er sich den letzten Bissen vom Munde ab — er muß auch

sein landwirtschaftliches Inventar veräußern, so daß die auf ohnehin schon niedriger Stufe stehende Technik seiner Wirtschaft noch tiefer herabsinkt. Vor diesen fatalen „Vorzügen" der Kleinproduktion tritt das Großkapital ohnmächtig zurück: der Gutsbesitzer liquidiert seine rationelle Wirtschaft und verpachtet sein Land fetzenweise an die Bauern. Die Pacht- und Bodenpreise hochschraubend, drückt die überschüssige Bevölkerung des Zentrums zu gleicher Zeit die Arbeitslöhne in dem ganzen Lande herab. Dadurch wiederum macht sie die Einführung von Maschinen und die Hebung der Technik zu einem wenig lohnenden Beginnen — und dies nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in vielen anderen Zweigen des gewerblichen Lebens. In dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hatte der tiefe wirtschaftliche Niedergang bereits einen beträchtlichen Teil des südlichen Rayons erfaßt, wo sich parallel mit dem Steigen der Pachtgelder eine progressiv zunehmende Dezimierung unter dem bäuerlichen Arbeitsvieh bemerkbar macht. Die Krisis in der Landwirtschaft und die Verelendung der Bauernschaft verengert des weiteren die Basis des russischen industriellen Kapitalismus, der in erster Linie auf den *inneren* Markt angewiesen ist. Auch inwiefern die schwere Industrie in den staatlichen Aufträgen ihren Nahrungsquell besitzt, hat sich der fortschreitende wirtschaftliche Verfall des Bauern zu einer ernsten Gefahr für sie verwandelt, da er das Staatsbudget in seinen Grundfesten erschüttert hat.

Diese Bedingungen erklären zur Genüge, weshalb die Agrarfrage die Achse geworden ist, um die das ganze politische Leben Rußlands rotiert. Der Anprall an die scharfen Kanten des Bodenproblems hat allen revolutionären und oppositionellen Parteien des Landes so manche schwere Wunde geschlagen: im Dezember 1905, in der ersten und in der zweiten Duma. Um die Agrarfrage dreht sich zurzeit, gleichwie in einem verzauberten Kreis, die dritte Reichsduma. Und an ebenderselben Frage läuft auch der Zarismus Gefahr, sich seine verbrecherische Stirn einzurennen.

Die feudal-bureaukratische Regierung ist — wenn sie auch die besten Vorsätze hätte — nicht imstande, eine radikale Reform auf einem Gebiete durchzuführen, auf dem sich längst alle Palliativmittel als widersinnig erwiesen haben. Jene 6—7 Millionen Dessätinen brauchbaren Landes, die dem Staate zur Verfügung stehen, sind gänzlich unzureichend, wo das Dorf von 5 Millionen überschüssiger männlicher Hände überschwemmt ist. Aber auch dieses Land kann die Regierung den Bauern nur *verkaufen* — zu denselben Preisen, die sie selbst den Gutsbesitzern zahlen muß. Und so wird — selbst bei einem vollkommenen und raschen Uebergang dieser 6—7 Millionen Dessätinen an die Bauern — jeder bäuerliche Rubel jetzt ebenso wie es 1861 war, anstatt eine produktive Anwendung in der Wirtschaft zu finden, in die abgrundtiefe Tasche des Adels und der Regierung wandern.

Die Bauernschaft kann den Sprung aus der Armut und dem Hunger mitten in das Paradies einer rationellen Wirtschaft nicht so ohne weiteres ausführen. Soll ein solcher Uebergang überhaupt zur Möglichkeit werden,

so muß die Bauernschaft sofort, bei den gegebenen Bedingungen ihrer Wirtschaft, die genügende Landbasis zur Anwendung ihrer Arbeitskraft erhalten. Die Uebergabe aller großen und mittleren Latifundien an die Bauern ist die erste und unerläßliche Voraussetzung einer tiefgreifenden Agrarreform.

Es ist aber nicht schwer den Nachweis zu führen, daß auch die Konfiskation des Großgrundbesitzes an sich selbst den Bauern noch nicht zu retten vermag. Die Gesamteinkünfte aus der Landwirtschaft belaufen sich auf 2,8 Milliarden Rubel; 2,3 Milliarden entfallen hierbei auf die Bauern und die Landarbeiter und etwa 450 Millionen auf die Gutsbesitzer. Oben haben wir erwähnt, daß das jährliche Defizit der Bauernschaft 850 Millionen erreicht. Folglich würde an sich selbst der Gewinn aus der Konfiskation der Gutsbesitzerländereien nicht einmal zur Deckung des genannten Fehlbetrages genügen.

Dergleichen Berechnungen wurden mehr als einmal von den Gegnern der Enteignung der adligen Latifundien ins Treffen geführt. Sie ignorieren indes völlig die Hauptseite der Frage: die Enteignung hat ja nur insofern Bedeutung, inwiefern sich auf dem den müßigen Händen entrissenen Landbesitz eine freie Farmerwirtschaft von hoher Kultur entwickeln kann, die die Gesamteinkünfte von dem Boden um ein vielfaches erhöhen wird. Eine derartige Farmerwirtschaft auf russischem Boden ist ihrerseits nur in dem Falle denkbar, wenn der zarische Absolutismus mitsamt seinem Fiskus, seiner bureaukratischen Bevormundung, seinem Militarismus, seinen Schuldverschreibungen an die europäische Börse ein für allemal gestürzt wird. Die entfaltete Formel der Agrarfrage lautet: Enteignung des Adels, Sturz des Zarismus, Demokratie! Nur unter diesen Bedingungen kann die Landwirtschaft vom toten Punkt fortgebracht werden. Ihre Produktivkräfte und zugleich ihr Bedarf an den Produkten der Industrie werden erhöht, die Industrie erhält einen mächtigen Impuls zur weiteren Entwicklung und absorbiert einen bedeutenden Teil der Uebervölkerung des flachen Landes. Dies alles bietet bei weitem noch nicht die „Lösung" der Agrarfrage: in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist diese überhaupt nicht zu lösen. Allenfalls muß die revolutionäre Liquidierung des Absolutismus und der Fronherrschaft dieser Lösung vorausgehen.

Die Agrarfrage in Rußland ist das ungeheure Gewicht an den Füßen des Kapitalismus, der Stützpunkt und zugleich die Hauptschwierigkeit für die revolutionäre Partei, der Stein des Anstoßes für den Liberalismus, das memento mori für die Konterrevolution.

IV. Die Triebkräfte der russischen Revolution.

In Europa 5,4, in Asien — 17,5 Millionen Quadratkilometer. 150 Millionen Einwohner. Auf diesem gewaltigen Raum — alle Epochen der menschlichen Kultur: von der primitiven Wildheit der nördlichen Urwälder an, wo der Mensch sich von rohen Fischen nährt und einen Holzklotz anbetet, bis zu den allermodernsten sozialen Verhältnissen der kapitalistischen Großstadt, wo der sozialistische Arbeiter sich als aktiver Teilnehmer der Weltpolitik weiß und gespannt die Ereignisse auf dem Balkan oder die Debatten im Deutschen Reichstag verfolgt. Die konzentrierteste Industrie Europas auf der Grundlage der rückständigsten Landwirtschaft Europas. Der kolossalste Staatsmechanismus der Welt, der sich sämtlicher Errungenschaften des technischen Fortschritts bedient, um den historischen Fortschritt in dem eigenen Lande hintanzuhalten. In den vorangeschickten Kapiteln haben wir uns unter Verzicht auf alle Einzelheiten bemüht, ein allgemeines Bild von den ökonomischen Verhältnissen und sozialen Gegensätzen Rußlands zu entwerfen. Das ist der Boden, aus dem die gesellschaftlichen Klassen hervorwachsen, auf dem sie leben und kämpfen. Die Revolution wird uns diese Klassen in der Epoche des angestrengtesten Ringens aufzeigen. In dem politischen Leben aber wirken unmittelbar die zielbewußt gebildeten Körperschaften: die Parteien, die Verbände, die Armee, die Bureaukratie, die Presse — und über ihnen die Minister, die „Führer", die Demagogen, die Henker. Die Klassen selbst lassen sich auf den ersten Blick nicht fixieren, sie pflegen gewöhnlich hinter den Kulissen zu bleiben. Was indessen die Parteien und ihre Führer, die Minister und ihre Henker nicht hindert, nichts weiter als Klassenorgane zu sein. Ob diese Organe gut oder schlecht sind, das ist für den Gang und den Ausgang der Ereignisse keineswegs gleichgültig. Wenn die Minister auch nichts anderes sind, als bloße Handlanger der „objektiven Staatsvernunft", so enthebt dies sie nicht im geringsten der Notwendigkeit, auch unter der eigenen Schädeldecke ein Stückchen Hirn zu besitzen, — ein Umstand, dessen sie nur allzuoft vergessen. Wie auch andererseits die Logik des Klassenkampfes uns nicht der Pflicht enthebt, von unserer eigenen subjektiven Logik Gebrauch zu machen. Wer es nicht versteht, im Rahmen der ökonomischen Notwendigkeit für Initiative und Energie, Talent und Heroismus den erforderlichen Spielraum zu finden, dem ist das philosophische Mysterium des Marxismus nicht aufgegangen. Andererseits aber, wenn wir den politischen Prozeß, respektive die Revolution in deren Gesamtheit erfassen wollen, müssen wir die Fähigkeit besitzen, aus all dem buntem Flitterkram

der Parteien und Programme, den Ränken und dem Blutdurst der einen, der Opferwilligkeit und dem Idealismus der anderen die wahren Umrisse der Klassen zu entwirren, deren Wurzeln auf dem Grunde der Produktionsverhältnisse ruhen und deren Blüten in den obersten Regionen der Ideologie zur Entfaltung kommen.

Die moderne Stadt.

Der Charakter der kapitalistischen Klasse steht in innigem Zusammenhange mit der Geschichte der Entwicklung der Industrie und der Städte. Zwar ist die industrielle Bevölkerung Rußlands weniger als anderswo mit der städtischen Bevölkerung identisch. Außer den Fabrikvorstädten, die nur formell den Stadtgrenzen nicht einverleibt sind, haben wir noch eine ganze Reihe von Industriezentren zu verzeichnen, die auf dem platten Lande liegen. Im allgemeinen sind 57 Prozent der Gesamtzahl der Unternehmungen mit 58 Prozent der Gesamtzahl der Arbeiter außerhalb von Städten gelegen. Nichtsdestoweniger bleibt die kapitalistische Stadt die vollkommenste Formträgerin der neuen Gesellschaft.

Das heutige städtische Rußland ist das Produkt der letzten Jahrzehnte. In dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts betrug die Bevölkerung der russischen Städte 328 000, was etwa 3 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes ausmachte. Im Jahre 1812 wohnten in Städten 1 600 000 Personen, was immer noch nicht mehr als 4,4 Prozent waren. In der Mitte des 19. Jahrhunderts zählten die Städte 3,5 Millionen Einwohner oder 7,8 Prozent. Endlich — laut Volkszählung vom Jahre 1897 — bildet die Bevölkerung der Städte bereits 16,3 Millionen oder etwa 13 Prozent. Von 1885 bis 1897 war die städtische Bevölkerung um 33,8 Prozent, die Dorfbevölkerung aber nur um 12,7 Prozent gewachsen. Noch rascher vollzog sich der Bevölkerungszuwachs in den einzelnen Städten. So zum Beispiel in Moskau, dessen Einwohnerschaft in den letzten 35 Jahren von 604 000 auf 1 359 000. das heißt um 123 Prozent, gestiegen ist. Ein noch rascheres Tempo schlugen die südlichen Städte ein: Odessa, Rostow, Jekaterinoslaw, Baku. . . .

Parallel mit der Vergrößerung des Umfangs und der Zahl der Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging eine vollkommene Umwälzung in ihrer wirtschaftlichen Rolle und inneren Klassenstruktur vor sich.

Im Gegensatz zu den handwerk-zünftlerischen Städten Westeuropas, die mit aller Kraftanspannung und oft siegreich um die Konzentrierung der bearbeitenden Industrie in ihren eigenen Mauern rangen, übten die alten russischen Städte, gleich den Städten der asiatischen Despotien, fast gar keine Produktionsfunktionen aus. Das waren nichts anderes als nur militärisch-administrative Punkte, Festungen und, in einzelnen Fällen, Handelszentren, die von der Mühe des Dorfes lebten. Ihre Einwohnerschaft bestand aus Heeresangehörigen und Beamten, die von der Krone ihren Unterhalt bekamen, aus Händlern und endlich aus Landleuten, die in den Stadtmauern Schutz suchten. Selbst Moskau, die größte Stadt des alten Rußland, stellte ein

umfangreiches, mit dem Zarenpalast verbundenes Dorf vor. Das Handwerk in den Städten nahm einen ganz untergeordneten Platz ein, denn die bearbeitende Industrie von damals war, wie wir gesehen haben, in der Gestalt der Heimarbeit über die Dörfer verstreut. Die Vorfahren jener 4 Millionen Dorfheimarbeiter, die die Zählung von 1897 anführt, waren es, die die Produktionsfunktionen des westeuropäischen Handwerks inne hatten; jedoch im Gegensatz zu diesem blieben sie an dem Prozeß der Schaffung von Manufaktur und Fabrik gänzlich unbeteiligt. Als die letztere erschien, proletarisierte sie die gute Hälfte der Heimarbeiter, den Rest machte sie sich direkt und indirekt untertan.

In derselben Weise wie die russische Industrie die Epoche des mittelalterlichen Handwerks nicht durchmachte, so kannten auch die russischen Städte nicht das allmähliche Großwerden des dritten Standes in den Zünften, Gilden, Kommunen und Munizipien. Das europäische Kapital schuf im Laufe weniger Jahrzehnte die russische Industrie, und die russische Industrie ihrerseits schuf die heutigen Städte, in denen die grundbildenden Produktionsfunktionen von dem modernen Proletariat ausgeübt werden.

Die kapitalistische Großbourgeoisie.

Die ökonomische Herrschaft fiel so dem Großkapital ohne Kampf in den Schoß. Aber die gewaltige Rolle, die das ausländische Kapital hierbei gespielt hatte, war von vernichtender Rückwirkung auf den politischen Einfluß der russischen Bourgeoisie. Infolge der tiefen Verschuldung des Staates floß ein beträchtlicher Teil der Nationaleinkünfte nach dem Auslande, um die Finanzbourgeoisie Westeuropas zu bereichern und zu stärken. Doch die Börsenaristokratie, die in den europäischen Ländern die Hegemonie in Händen hat und die die zarische Regierung ohne jede Anstrengung zu ihrem Finanzvasallen machte, wollte und konnte nicht ein Bestandteil der bürgerlichen Opposition in Rußland selbst werden, — schon deshalb, weil keine andere nationale Regierung ihr so enorme Wucherzinsen zubilligen würde, wie gerade der Zarismus. Aber nicht nur das Finanzkapital, — auch das ausländische *Industriekapital*, das die russischen Naturschätze und die russische Arbeitskraft ausbeutete, realisierte seine politische Macht außerhalb der Grenzen Rußlands — in dem französischen, belgischen oder englischen Parlament.

Indes auch das einheimische Kapital vermochte sich nicht zu der Führerschaft in dem nationalem Kampfe gegen den Zarismus aufzuschwingen, weil es von vornherein in einen feindlichen Gegensatz zu den Volksmassen geriet: zu dem Proletariat, das es unmittelbar, und zu der Bauernschaft, die es mittelbar durch den Staat ausbeutet. Insbesondere gilt das Gesagte in bezug auf die *schwere Industrie*. Diese letztere befindet sich heute allenthalben in Abhängigkeit von den staatlichen Unternehmungen, vorzüglich dem Militarismus. Wohl ist der Industrie viel an dem Bestande einer „firmen bürgerlichen Rechtsordnung“ gelegen; noch mehr aber an einer konzentrierten

Staatsmacht, der großen Spenderin der Wohltaten. Denn in ihren eigenen Fabriken stehen die Metallunternehmer von Angesicht zu Angesicht mit dem fortschrittlichsten und aktivsten Teile der Arbeiterschaft, der jede Schwächung des Zarismus benützt, um gegen das Kapital Sturm zu laufen.

Die Textilindustrie ist in geringerem Maße, als irgend ein anderer Industriezweig, vom Staate abhängig; überdies liegt es in ihrem eigenen Interesse, daß die Kaufkraft der Massen, die ohne eine radikale Agrarreform undenkbar ist, möglichst gesteigert werde. Daher entwickelt auch das textile Moskau im Jahre 1905 eine weit schroffere, wenn nicht energischere Opposition gegenüber der autokraten Bureaukratie, als das metallurgische Petersburg. Die Moskauer Stadtduma sah mit unzweifelhaftem Wohlwollen der wachsenden Brandung zu. Aber um so entschiedener und „prinzipieller" schlugen sich die Stadtväter auf Seite der festen Staatsgewalt, sobald die Revolution ihren ganzen sozialen Gehalt vor ihnen aufdeckte und zugleich damit die Textilarbeiter auf denselben Weg stieß, den die Metallarbeiter bereits beschritten hatten. Seinen Führer fand das konterrevolutionäre Kapital, das mit dem konterrevolutionären Grundbesitz einen Pakt schloß in der Person des Moskauer Kaufmanns Gutschkow, des späteren Leaders der Majorität in der dritten Reichsduma.

Die bürgerliche Demokratie.

Indem das westeuropäische Kapital das russische Handwerk im Keime erstickte, zog es eben dadurch der bürgerlichen Demokratie den sozialen Boden unter den Füßen fort. Kann man denn das heutige Petersburg oder Moskau mit dem Berlin oder Wien von 1848 und um so mehr mit dem Paris von 1789 vergleichen, das sich weder von der Eisenbahn, noch von dem Telegraphen träumen ließ und eine Manufaktur mit 300 Arbeitern für ein Riesenunternehmen hielt? Bei uns ist auch nicht die geringste Spur vorhanden von jenem kernigen Bürgertum, das die jahrhundertlange Schule der Selbstverwaltung und des politischen Kampfes durchmachte und dann Hand in Hand mit dem jungen, noch nicht zu einer Klasse formierten Proletariat die Bastillen der Feudalherrschaft stürmte. Was kam nach ihm? Der „neue dritte Stand", die professionelle Intelligenz: Advokaten, Journalisten, Aerzte, Ingenieure, Professoren, Lehrer. Ohne selbständige Bedeutung in der gesellschaftlichen Produktion, an Zahl gering, ökonomisch abhängig, sucht diese Schicht in richtigem Gefühl der eigenen Ohnmacht unentwegt nach einer massiven gesellschaftlichen Klasse, an die sie sich anlehnen könnte. Und, o Wunder! Eine solche Stütze fand sich anfänglich nicht in der Person der Kapitalisten, sondern in der der Grundbesitzer.

Die Partei, die im Laufe der letzten zwei Jahre in den liberalen Sphären den Ton angab — die Kadetten —, bildete sich aus der im Jahre 1905 erfolgten Verschmelzung des Verbandes der Semstwo-Konstitutionalisten mit dem „Verband der Befreiung". In der liberalen Fronde der Semstwos

fanden ihren Ausdruck einerseits der neidische Unwille der Agrarier über den ungeheuerlichen industriellen Protektionismus der Regierung, andererseits die Opposition der fortschrittlicher gesinnten Grundbesitzer, die durch die Barbarei der russischen Agrarverhältnisse gehindert wurden, ihren Wirtschaftsbetrieb auf kapitalistischem Fuße einzurichten. Der „Verband der Befreiung" vereinte unter seiner Fahne jene Elemente der Intelligenz, die wegen ihrer „anständigen", gesellschaftlichen Position und der damit verbundenen Sattheit den revolutionären Weg nicht gut beschreiten konnten. Die Semstwooppposition trug von jeher den Stempel der feigen Impotenz an der Stirn und die gekrönte Weisheit sprach nur die bittere Wahrheit aus, als sie im Jahre 1894 die politischen Forderungen der Semzi als „sinnlose Schwärmereien" bezeichnete. Auf der anderen Seite war auch die privilegierte Intelligenz, die direkt oder indirekt von dem Staate, den von ihm protegierten Großkapital oder dem zensusliberalen Grundbesitz abhing, durchaus dazu unfähig, eine auch nur einigermaßen gewichtige Opposition zu entwickeln. Die Kadettenpartei bildete demnach eine Vereinigung aus der oppositionellen Impotenz der Semzi mit der allgemeinen Impotenz der diplomierten Intelligenz. Wie sehr der Semstwoliberalismus nur an der Oberfläche haftete, zeigte mit voller Anschaulichkeit schon das Jahr 1905, als die Gutsbesitzer unter dem Einfluß der Agrarrevolten ganz entschieden nach rechts — zu dem alten Regime — abschwenkten. Tränenden Auges mußte die liberale Intelligenz den Gutshof verlassen, wo sie eigentlich nur ein Adoptivkind gewesen war, um auf ihrem historischen Heimatboden, in den Städten, Unterkunft zu suchen. Was fand sie aber hier außer sich selbst? Das konservative Großkapital, das revolutionäre Proletariat und den unversöhnlichen Klassenantagonismus zwischen beiden.

Derselbe Antagonismus spaltete bis auf den Grund auch die Kleinproduktion auf allen jenen Gebieten, wo sie noch eine Bedeutung besaß. Das handwerkerliche Proletariat entwickelte sich in der Atmosphäre der Großindustrie und unterscheidet sich nur wenig von dem Proletariat der Fabriken. Von der Großindustrie und der Arbeiterbewegung in die Enge getrieben, bilden die russischen Handwerker eine rückständige, halb hungrige, verbitterte Klasse, die neben dem städtischen Lumpenproletariat das Hauptkontingent der schwarzhundertlerischen Demonstranten und Pogromisten stellt. . . . Alles in allem: hoffnungslos verspätet, unter dem Schall der sozialistischen Flüche geboren, schwebt die bürgerlich-demokratische Intelligenz über dem Abgrund der Klassengegensätze — mit gutsherrlichen Traditionen belastet, in Professorenvorurteilen verstrickt, ohne Initiative, ohne Einfluß auf die Massen und ohne Zutrauen zu dem kommenden Tag.

Das Proletariat.

Dieselben Ursachen der weltgeschichtlichen Entwicklung, die die bürgerliche Demokratie in Rußland in einen Kopf (die Intelligenz!) ohne Rumpf verwandelten, bereiteten die Bedingungen für die hervorragende Rolle des

jungen russischen Proletariats vor. Vor allem aber: wie groß ist die Zahl des letzteren?

Die überaus unvollständigen Ziffern der Zählung von 1897 geben uns hierauf folgende Antwort:

Anzahl der Arbeiter:

A. Berg- und verarbeitende Industrie, Verkehrswege, Baugewerbe und Handelsunternehmungen	3 322 000
B. Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Fischfang und Jagd	2 723 000
C. Tagelöhner und Hilfsarbeiter	1 095 000
D. Dienstboten, Portiers, Hausbesorger usw.	2 132 000
Gesamtanzahl (Männer und Frauen)	9 272 000

Zusammen mit den abhängigen Familienmitgliedern bildete das Proletariat im Jahre 1897 27,6 Prozent der Gesamtbevölkerung, das heißt, etwas über ein Viertel derselben. Die politische Aktivität der einzelnen Schichten dieser Masse weist einen großen Unterschied auf und die leitende Rolle in der Revolution fällt fast ausschließlich den Arbeitern der ersten Kategorie (siehe Tabelle) zu. Es wäre indes grundfalsch, wenn man für die wirkliche und mögliche Bedeutung des russischen Proletariats in der Revolution als Maßstab seine relative Anzahl wählen wollte. Das hieße, über der nackten Ziffer ganz und gar die sozialen Verhältnisse übersehen.

Der Einfluß des Proletariats wird durch seine Stellung in dem modernen Wirtschaftsleben bestimmt. Die mächtigsten Mittel der nationalen Produktion stehen in direkter und unmittelbarer Abhängigkeit von dem Proletariat. 3,3 Millionen Arbeitskräfte (Gruppe A) bringen nicht weniger als die Hälfte des jährlichen Nationaleinkommens hervor! Die wichtigsten Kommunikationsmittel — die Eisenbahnen —, die eben das gewaltige Land zu einem ökonomischen Ganzen machen, bedeuten, wie es die Ereignisse gelehrt haben, in den Händen des Proletariats eine ökonomische und politische Position von unermeßlicher Tragweite. Hierzu gesellen sich noch Post und Telegraph, die sich zwar in nicht so unmittelbarer, dennoch aber sehr realer Abhängigkeit von dem Proletariat befinden. Während die Bauernschaft über das ganze Land zerstreut ist, sehen wir das Proletariat in großen Massen in den Fabriken und Industriezentren mobilisiert. Es bildet den Kern der Bevölkerung in jeder Stadt, die wirtschaftlich oder politisch von Bedeutung ist — und all die Vorzüge, die der Stadt in dem kapitalistischen Lande eigen sind: Konzentration der Produktionskräfte, Ansammlung der aktivsten Elemente der Bevölkerung und der hauptsächlichsten Kulturgüter —, alle diese Vorzüge verwandeln sich naturgemäß in Klassenvorzüge des Proletariats. Seine Klassenselbstbestimmung vollzog sich mit einer in der Geschichte beispiellos dastehenden Schnelligkeit. Kaum der Wiege entwachsen, sah sich das russische Proletariat der konzentriertesten Staatsgewalt und einer nicht minder konzentrierten Kapitalsmacht gegenübergestellt. Zünftlerische Traditionen und handwerkerliche Vorurteile hatten keine Gewalt über sein Bewußtsein gehabt. Gleich

nach den ersten Schritten stand es mitten in der Bahn des unversöhnlichen Klassenkampfes.

Auf diese Weise führten in der Politik die Bedeutungslosigkeit des Handwerks, überhaupt der Kleinproduktion, und der überaus entwickelte Charakter der russischen Großindustrie zu der Verdrängung der bürgerlichen Demokratie durch die proletarische. Zugleich mit den Produktionsfunktionen des Kleinbürgertums übernahm die Arbeiterklasse deren einstige politische Rolle und deren historische Ansprüche auf die Führerschaft über die Bauernmassen in der Epoche ihrer Standesemanzipierung von dem feudal-fiskalischen Joche.

Der politische Probierstein, an dem die Geschichte die städtischen Parteien einer Prüfung unterwarf, war die Agrarfrage.

Der Adel und der Grundbesitz.

Das kadettische, richtiger gesagt: das einstige kadettische Programm der Zwangsenteignung des mittleren und des Großgrundbesitzes auf der Grundlage einer „gerechten" Abschätzung gibt nach der Ansicht der Kadetten das Maximum dessen, was im Wege der „gesetzgeberischen Schaffensarbeit" erreicht werden kann. In Wirklichkeit aber führte der liberale Versuch, die Grundbesitzerländereien auf gesetzgeberischem Wege zu enteignen, nur zu der Enteignung der Wahlrechte durch die Regierung und zu dem Staatsstreich vom 16. Juni. Die Kadetten erblickten in der Liquidierung des Landadels eine rein finanzielle Operation und waren von der redlichen Absicht erfüllt, ihrer „gerechten Abschätzung" einen für die Gutsbesitzer möglichst annehmbaren Inhalt zu verleihen. Der Adel aber sah die Sache mit ganz anderen Augen an. Mit seinem unfehlbaren Instinkte begriff er sofort, daß es sich hierbei nicht um den einfachen Verkauf von 50 Millionen Dessätinen — wenn auch zu hohen Preisen — handle, sondern um die Liquidierung seiner ganzen sozialen Rolle als herrschender Stand und schlug es rundweg ab, sich selbst zu versteigern. „So möge denn", rief zur Zeit der ersten Duma Graf Saltykow den Grundbesitzern zu, „Ihre Parole und Ihre Losung lauten: nicht einen Fuß breit unseres Landes, nicht ein Sandkörnchen unserer Felder, nicht einen Halm unserer Wiesen, nicht eine Reisigrute unserer Wälder!" Und das war nicht die Stimme eines Rufenden in der Wüste: o nein — gerade die Jahre der Revolution bilden die Periode der Standeskonzentrierung und der politischen Festigung des russischen Adels. In den Zeiten der finstersten Reaktion unter Alexander III. war der Adel einer der Stände, wenn auch der erste. Denn der Absolutismus, der streng über der eigenen Unabhängigkeit wachte, ließ den Adel auch keinen Augenblick lang der Polizeiaufsicht entschlüpfen und legte selbst der Sprache seiner Standeshabsucht den Maulkorb der Kontrolle auf. Heute aber ist der Adel in vollstem Sinne des Worts der kommandierende Stand: er läßt die Gouverneure nach seiner Pfeife tanzen, droht den Ministern und setzt sie offen ab, stellt der

Regierung Ultimata und erzwingt deren Ausführung. Seine Losung ist: nicht einen Fuß breit unseres Landes, nicht ein Jota unserer Privilegien!

In den Händen von 60 000 Privatgrundbesitzern mit einem Jahreseinkommen von mehr als 1000 Rubel sind etwa 75 Millionen Dessätinen Land vereinigt: bei einem Marktpreis von 56 Milliarden Rubel bringt es seinen Eigentümern jährlich mehr als 450 Millionen Rubel Reinertrag. Nicht weniger als zwei Drittel dieser Summe entfallen auf den Adel. — Mit dem Landbesitz eng liiert ist die Bureaukratie. Auf 30 000 Beamte, die über 1000 Rubel Revenuen beziehen, kommen jährlich fast 200 Millionen Rubel an Gehaltsgeldern. Und gerade in diesen mittleren und oberen Kategorien der Beamtenschaft dominiert der Adel ganz erheblich. Endlich genießt derselbe Adel noch das ungeteilte Verfügungsrecht über die Organe der Semstwoselbstverwaltung und die aus derselben fließenden Profite.

Wenn bis zur Revolution an der Spitze der guten Hälfte der Semstwos die liberalen Gutsbesitzer standen, die sich durch ihre „kulturelle" Beteiligung in den Semstwoverwaltungen einen Namen gemacht hatten, so brachten die Jahre der Revolution, wie wir schon erwähnt haben, eine völlige Umwälzung auf diesem Gebiete hervor, deren Ergebnis war, daß der Vorsitz in den Semstwos an die unversöhnlichsten Vertreter der gutsbesitzerlichen Reaktion überging. Der allmächtige Rat des geeinigten Adels unterdrückt im Keime die von der Regierung im Interesse des industriellen Kapitals unternommenen Versuche, die Semstwos zu „demokratisieren" oder die der Bauernschaft auferlegten Standesfesseln zu lockern.

Angesichts dieser Tatsachen erweist sich das kadettische Agrarprogramm in seiner Eigenschaft als Grundlage der gesetzgeberischen Vereinbarung als hoffnungslos utopistisch, und es kann daher niemand verwundern, wenn die Kadetten stillschweigend von demselben Abstand nahmen.

Die Sozialdemokratie hielt sich bei ihrer Kritik des kadettischen Programms hauptsächlich an die „gerechte Abschätzung" — und hatte vollkommen recht mit dieser Methode. Denn schon vom finanziellen Standpunkt betrachtet, hätte die Loskaufung der Güter, die ihren Besitzern jährlich über 1000 Rubel bringen, unsere 9 Milliarden betragende Staatsschuld um die hübsche Summe von 5 bis 6 Milliarden erhöht, — dies heißt soviel, daß die Zinsen allein im ganzen jährlich $^3/_4$ Milliarde verschlungen hätten. Die ausschlaggebende Bedeutung aber hat nicht die finanzielle, sondern die politische Seite der Frage.

Die Bedingungen der sogenannten Befreiungsreform von 1861 mit ihrer übertrieben hohen Loskaufssumme für die Bauerngrundstücke bedeuteten de facto eine Entschädigung der Gutsbesitzer für die ihnen weggenommenen Bauernseelen (im Umfange von $^1/_4$ Milliarde, das heißt 25 Prozent der gesamten Loskaufssumme). Damals wurden tatsächlich große politische Rechte und Vorrechte des Adels mit Hilfe der „gerechten Abschätzung" liquidiert, und dieser letztere verstand es, sich der partiellen Befreiungsreform anzupassen und sich mit ihr auszusöhnen. Er legte damals einen ebenso richtigen

Instinkt an den Tag, wie heute, wo er sich ganz entschieden sträubt, Standesselbstmord zu begehen, — sei es auch unter „gerechter Abschätzung“. Nicht einen Fuß breit unseres Landes und nicht ein Jota von unseren Privilegien! Unter dieser Fahne bemächtigte sich der Adel endgültig des von der Revolution erschütterten Regierungsapparates und zeigte, daß er mit der ganzen Zähigkeit und Erbitterung zu kämpfen bereit sei, deren eine herrschende Klasse fähig ist, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Nicht auf dem Wege parlamentarischer Vereinbarungen mit diesem Stande, sondern nur durch den revolutionären Vorstoß der Massen kann die Agrarfrage ihrer Lösung entgegengeführt werden.

Das Bauerntum und die Stadt.

Der Knoten der politischen Barbarei Rußlands wurde im Dorfe geschnürt; das bedeutet aber sicher noch nicht, daß das Dorf auch die Klasse hervorgebracht habe, fähig, diesen Knoten aus eigenen Machtmitteln zu durchhauen. Ueber 5 Millionen Quadratwerst des europäischen Rußland und 500 000 Dörfer zerstreut, erbte die Bauernschaft aus ihrer Vergangenheit nicht die geringste Tradition eines koordinierten politischen Kampfes. In der Periode der Agrarrevolten der Jahre 1905 bis 1906 erblickten die aufständischen Bauern ihre Aufgabe nur in der Vertreibung der Gutsbesitzer aus dem Bereiche ihres Dorfes, ihrer Wolost oder auch ihres Kreises. Gegen die bäuerliche Revolution hatte der Landadel den fertigen zentralisierten Staatsapparat zu seiner Verfügung. Dieser Widerstand hätte von der Bauernschaft nur durch eine allgemeine und gleichzeitige Erhebung gebrochen werden können. Zu einer solchen erwies sie sich jedoch unfähig, den ganzen Bedingungen ihrer Existenz nach. Der lokale Kretinismus — das ist der historische Fluch sämtlicher Bauernaufstände, von dem sie sich nur insofern befreien, inwiefern sie über rein bäuerlichen Charakter hinauswachsen und an die revolutionären Bewegungen der neuen gesellschaftlichen Klassen sich anschließen.

Schon zu den Zeiten des deutschen Bauernkriegs in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stellte sich die Bauernschaft trotz der ökonomischen und politischen Schwäche der Städte in dem damaligen Deutschland unter die unmittelbare Leitung der städtischen Parteien. Sozialrevolutionär ihren Interessen nach, jedoch politisch zersplittert und hilflos, war die Bauernschaft außerstande, sich eine eigene Partei zu schaffen und verhalf — je nach den lokalen Verhältnissen — bald der bürgerlich-oppositionellen, bald der plebejisch-revolutionären Partei der Stadt zum Uebergewicht. Diese letztere, die einzige Macht, die der Bauernschaft den Sieg hätte sichern können, stützte sich zwar auf die radikalste Klasse der damaligen Gesellschaft, das Vorproletariat, entbehrte aber selbst jedes allgemein-nationalen Bandes und einer klaren Erkenntnis über die revolutionären Ziele. Das eine wie das andere war undenkbar bei der ökonomischen Unentwickeltheit des Landes, den primitiven Verkehrswegen und dem Partikularismus unter den Staaten. Auf diese

Weise wurde damals die Aufgabe des revolutionären Zusammengehens zwischen dem rebellischen Dorfe und dem städtischen Plebs nicht gelöst und konnte es auch nicht werden. Die Bauernbewegung wurde niedergestampft.... Etwa drei Jahrhunderte später wiederholten sich dieselben Verhältnisse in der Revolution des Jahres 1848. Nicht nur wollte und konnte nicht die liberale Bourgeoisie die Bauernschaft zur Erhebung bringen und um sich vereinen, sondern sie fürchtete mehr wie alles andere ein Anwachsen der Bauernbewegung — eben deshalb, weil diese vor allem die Position der plebejisch-radikalen Elemente in der Stadt gestärkt und gefestigt hätte. Andererseits hatten diese letzteren ihre sozialpolitische Formlosigkeit und Zersplitterung noch nicht überwunden und waren daher unfähig, unter Beiseiteschiebung der liberalen Bourgeoisie sich selbst an die Spitze der Bauernmassen zu stellen. Die Revolution des Jahres 1848 erleidet eine Niederlage.... Indes sechs Jahrzehnte früher sehen wir in Frankreich die siegreiche Verwirklichung der Aufgaben der Revolution dank der Kooperation zwischen der Bauernschaft und dem städtischen Plebs, das heißt den Proletariern, Halbproletariern und Lumpenproletariern jener Epoche. Diese „Kooperation" nahm die Form der Diktatur des Konvents an, das heißt, der Diktatur der Stadt über das Dorf, der Diktatur von Paris über die Provinz und die der Sansculotten über Paris.

Bei den Bedingungen des heutigen Rußland ist das soziale Uebergewicht der industriellen Bevölkerung über die ackerbautreibende unvergleichlich beträchtlicher, als in der Epoche der alten europäischen Revolutionen, — und zu gleicher Zeit hat in den heutigen russischen Städten den Platz des chaotischen Plebs das schroff ausgeprägte industrielle Proletariat eingenommen. Eins aber hat sich nicht verändert: auf die Bauernschaft kann sich nach wie vor nur diejenige Partei stützen, die die meist revolutionären Massen der Städte hinter sich hat und die sich durch die fromme Scheu vor dem bürgerlichen Eigentum nicht abhalten lassen wird, an dem feudalen Eigentum kräftiglich zu rütteln. Eine solche Partei ist im gegenwärtigen Augenblicke nur die Sozialdemokratie.

Der Charakter der russischen Revolution.

Ihren direkten und unmittelbaren Aufgaben nach ist die russische Revolution eine „bürgerliche", denn sie strebt danach, die bürgerliche Gesellschaft aus den Fesseln und Schlingen des Absolutismus und des feudalen Eigentums zu befreien. Aber die Haupttriebkraft dieser Revolution bildet das Proletariat — und daher ist sie ihrer Methode nach eine proletarische. Dieser Widerspruch erwies sich als eine gar harte Nuß für viele Pedanten, die die historische Rolle des Proletariats vermittels arithmetisch-statistischer Kalkulationen oder formaler geschichtlicher Analogien bestimmen. Für sie gilt als die von der Vorsehung auserkorene Führerin der russischen Revolution die bürgerliche Demokratie, das Proletariat aber, das tatsächlich in allen Perioden der revolutionären Hochflut an der Spitze der Ereignisse schritt, suchen diese Pedanten in die Windeln der eigenen theoretischen Unzulänglich-

keit zu schlagen. In ihren Augen wiederholt die Geschichte der einen kapitalistischen Nation — mit größeren oder kleineren Abweichungen — die Geschichte der anderen. Sie bleiben taub und blind für den in der Jetztzeit allein geltenden Prozeß der kapitalistischen Weltentwicklung, der alle ihm auf dem Wege begegnenden Länder verschlingt und aus der Vereinigung der einheimischen Bedingungen mit den allgemeinen kapitalistischen ein Amalgam bildet, dessen Natur nicht durch die historische Schablonisierung, sondern nur mit Hilfe der materialistischen Analyse definiert werden kann.

Zwischen England, dem Pionier der kapitalistischen Entwicklung, das im Laufe von Jahrhunderten neue soziale Formen und als deren Trägerin die mächtige Bourgeoisie schuf, und den heutigen Kolonien, wohin das europäische Kapital auf fertigen Panzerschiffen fertige Schienen, Schwellen, Nägel, ebenso wie Pulmansche Wagen für die Kolonialadministration bringt und dann mit Hilfe des Mannlichergewehrs und des Bajonetts die Eingeborenen aus ihrem primitiven Milieu hinausjagt, um sie in die kapitalistische Zivilisation hineinzuzwängen, besteht keine *Analogie* der historischen Entwicklung, wohl aber ein tiefer innerer *Zusammenhang*.

Das neue Rußland erhielt einen ganz eigenartigen Charakter dank dem Umstande, daß seine kapitalistische Taufe — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — von dem europäischen Kapital in seiner konzentriertesten und sublimiertesten Form, dem Finanzkapital, vollzogen wurde. Die historische Vergangenheit des letzteren weist nicht das geringste verwandtschaftliche Band mit der historischen Vergangenheit Rußlands auf. Um in der eigenen Heimat zu der Höhe der modernen Börse emporzusteigen, mußte es sich vorerst aus den engen Gassen und Gäßchen der handwerkerlichen Stadt herausarbeiten, wo es seine ersten Gehversuche machte; es mußte in unaufhörlichem Kampfe mit der Kirche die Technik und die Wissenschaft der Entwicklung zuführen, die Nation um sich scharen, auf dem Wege der Erhebung gegen die feudalen und dynastischen Vorrechte die Macht an sich reißen, sich freie Bahn schaffen, die selbständige Kleinproduktion, aus der es selbst herausgewachsen war, endgültig zu Boden drücken — um dann, nachdem es sich von der nationalen Nabelschnur, von den Gräbern der Väter, den politischen Vorurteilen, den Rassensympathien, der geographischen Länge und Breite losgetrennt hatte, sich voller Gier über den Erdball zu erheben, — heute den von ihm selbst ruinierten Chinesen durch die Opiumpfeife zu vergiften, morgen die russischen Gewässer mit neuen schwimmenden Festungen zu bereichern, übermorgen die Diamantfelder Südafrikas in seinen Besitz zu bringen.

Wenn aber das englische oder französische Kapital, das historische Verdichtungsprodukt einer Reihe von Jahrhunderten, die Steppen des Donetzbassins betritt, zeigt es sich von Grund aus unfähig, dieselben sozialen Kräfte, Verhältnisse und Leidenschaften aus sich auszuscheiden, die es selbst nacheinander in sich aufgesogen hat. Es wiederholt nicht etwa auf dem neuen Territorium die von ihm selbst durchgemachte Metamorphose, sondern pflegt dort einzusetzen, wo es in der eigenen Heimat stehen geblieben ist. Um die

Maschinen, die es über Ozeane und Zollämter hinübergeschleudert hat, konzentriert es ohne Zwischenetappen die proletarischen Massen, und die ganze in ihm selbst erstarrte revolutionäre Energie der alten bürgerlichen Generationen gießt es in diese Klasse um.

In der heroischen Periode der französischen Geschichte sehen wir eine Bourgeoisie, die die Gegensätze ihrer eigenen Interessen sich noch nicht zum Bewußtsein gebracht hat, die durch das Gebot der Geschichte zur Führerschaft in dem Kampfe um die neue Ordnung der Dinge auserkoren ist — nicht nur gegen die absterbenden Institutionen Frankreichs, sondern auch gegen die reaktionären Mächte des gesamten Europas. Die Bourgeoisie gelangt erst allmählich, in der Person aller ihrer Fraktionen, zu der Erkenntnis ihrer Aufgabe, sie wird zur Führerin der Nation, reißt die Massen mit sich in den Kampf, gibt ihnen die Losung, diktiert ihnen die Kampftaktik. Die Demokratie schweißt das Volk durch die politische Ideologie zusammen. Das Volk — die Kleinbürger, die Bauern, die Arbeiter — wählt zu seinen Deputierten Bürger, und die Aufträge, die diesen mit auf den Weg gegeben werden, sind in der Sprache der Bourgeoisie abgefaßt, die sich zu dem Bewußtsein ihrer Messiasrolle durchringt. Während der Revolution selbst kommen zwar die Klassengegensätze an die Oberfläche, aber das unwiderstehliche Beharrungsvermögen des revolutionären Kampfes räumt die rückständigsten Elemente des Bürgertums der Reihe nach aus dem politischen Wege. Jede einzelne Schicht löst sich nicht eher los, als bis sie ihre Energie den nächstfolgenden übergeben hat. Die Nation als Ganzes fährt dabei fort, mit immer schrofferen und entschiedeneren Mitteln für ihre Ziele zu kämpfen. In dem Augenblicke, wo von dem nationalen Kern, der in Bewegung gekommen ist, die Spitzen der besitzenden Bourgeoisie sich abtrennen und eine Koalition mit Ludwig XVI. eingehen, führen die demokratischen Forderungen, die bereits gegen diese Bourgeoisie gerichtet sind, zu dem allgemeinen Wahlrecht und der Republik, als den logisch unausbleiblichen Formen der Demokratie.

Die große französische Revolution ist tatsächlich eine nationale Revolution. Noch mehr. Hier findet im nationalen Rahmen seinen klassischen Ausdruck der Weltkampf der bürgerlichen Ordnung um die Hegemonie, die Macht, den ungeteilten Triumph.

Im Jahre 1848 ging der Bourgeoisie bereits die Fähigkeit ab, eine solche Rolle zu übernehmen. Sie hatte keine Lust und auch keinen Mut, die Verantwortung für die revolutionäre Liquidierung der gesellschaftlichen Ordnung, die ihr den Weg zur Herrschaft verlegte, auf sich zu laden. Ihre Aufgabe, wie sie sich dessen auch durchaus bewußt war, bestand darin, in die alte Ordnung die nötigen Garantien zu tragen — nicht für ihre politische Alleinherrschaft, sondern für das Mitregieren mit den Mächten der Vergangenheit.

Nicht nur führte sie nicht die Massen in den Sturm auf die alte Ordnung, sondern stemmte sich sogar mit dem Rücken gegen dieselbe alte Ordnung, um die nachdrängenden Massen zurückzudämmen. Ihr Bewußtsein lehnte sich gegen die objektiven Voraussetzungen ihrer eigenen Herrschaft auf. Die

demokratischen Institutionen malten sich in ihrem Kopfe nicht als das Endziel ihres Kampfes, sondern als die Bedrohung ihrer Wohlfahrt. Die Revolution konnte nicht durch sie, sondern nur gegen sie zu Ende geführt werden. Daher war im Jahre 1848 für den Erfolg der Revolution eine Klasse nötig, die das Zeug besessen hätte, unabhängig von der Bourgeoisie und entgegen ihrem Willen sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen, die bereit gewesen wäre, die Bourgeoisie nicht nur durch die Macht ihres Druckes vorwärtszuschieben, sondern auch im entscheidenden Momente deren politischen Leichnam aus der eigenen Bahn zu räumen.

Weder das Kleinbürgertum, noch die Bauernschaft waren hierzu fähig.

Das Kleinbürgertum stand nicht nur dem vergangenen, sondern auch dem kommenden Tage feindlich gegenüber. Noch ganz und gar in den mittelalterlichen Verhältnissen steckend, wenn auch nicht mehr imstande, sich des Ansturms der „freien" Industrie zu erwehren; noch für die Physiognomie der Städte maßgebend, jedoch bereits im Begriffe, seinen Einfluß an die mittlere und die Großbourgeoisie abzutreten; in seinen Vorurteilen versunken, durch den Donner der Ereignisse betäubt, ausbeutend und ausgebeutet, habgierig und in seiner Habgier hilflos, war das Krähwinkel-Kleinbürgertum wohl kaum imstande, Weltereignisse zu lenken.

Die Bauernschaft war in noch höherem Maße jeder selbständigen politischen Initiative bar. Zerstreut, abgeschnitten von den Städten, diesen Nervenzentren der Politik und der Kultur, stumpfsinnig, mit einem geistigen Gesichtskreis, der über den Gemeindebezirk nicht hinausreichte, gleichgültig gegenüber allem, was die Stadt ersonnen hatte, konnte die Bauernschaft keine führende Bedeutung haben. Sie beruhigte sich, sobald man ihr nur die Last der Feudalfronen von den Schultern nahm, und zahlte der Stadt, die für ihre Rechte gekämpft hatte, mit schwarzem Undank heim, denn die emanzipierten Bauern wurden die Fanatiker der „Ordnung".

Die Intellektuellendemokratie, einer selbständigen Klassenkraft beraubt, humpelte bald hinter ihrer älteren Schwester, der liberalen Bourgeoisie, als deren politischer Schweif her, bald trennte sie sich von ihr in kritischen Momenten, um alsdann die ganze eigene Ohnmacht bloßzulegen. Sie wußte inmitten all der noch nicht reifgewordenen Gegensätze weder ein noch aus, und in ihre gesamten Handlungen brachte sie diese Verwirrung hinein.

Das Proletariat war zu schwach, besaß keine Organisationen, keine Erfahrung, keine Kenntnisse. Die kapitalistische Entwicklung war weit genug vorgeschritten, um die Abschaffung der alten Feudalverhältnisse als ein zwingendes Gebot erscheinen zu lassen, jedoch nicht weit genug, um die Arbeiterklasse, das Produkt der neuen Produktionsverhältnisse, als entscheidende politische Macht in den Vordergrund zu rücken. Der Antagonismus zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie war zu weit gediehen, als daß die Bourgeoisie noch die Möglichkeit besessen hätte, ohne Bedenken in der Rolle der Nationalführerin aufzutreten, jedoch nicht weit genug, um dem Proletariat die Uebernahme dieser Rolle zu gestatten.

Oesterreich hat uns ein besonders markantes und tragisches Muster dieser Unfertigkeit der politischen Verhältnisse in einer revolutionären Periode geliefert.

Das Wiener Proletariat bekundete im Jahre 1848 den selbstlosesten Heroismus und eine große revolutionäre Energie. Immer wieder warf es sich ins Feuer, nur von dem dunkeln Klasseninstinkt allein getrieben, sich von Losung zu Losung forttastend, jeder umfassenden Vorstellung über die Ziele ihres Kampfes bar. Die Führerschaft über das Proletariat ging sonderbarerweise auf die Studentenschaft über, die einzige demokratische Gruppe, die dank ihrer Aktivität großen Einfluß auf die Massen — und folglich auf die Ereignisse — ausübte. Aber wenn auch die Studenten fähig waren, tapfer auf den Barrikaden zu kämpfen und mit den Arbeitern ehrliche Brüderschaft zu halten verstanden, den allgemeinen Gang der Ereignisse, der ihnen die Diktatur über die Straße verliehen hatte, zu leiten, waren sie jedoch nicht reif genug. Als am 26. Mai das ganze arbeitende Wien sich auf den Ruf der Studenten wie ein Mann erhob, um gegen die Entwaffnung der „akademischen Legion" in die Schranke zu treten; als die Einwohnerschaft die Macht über die Stadt tatsächlich in ihre Hände bekam; als die auf der Flucht befindliche Monarchie jede Bedeutung verlor; als unter dem Drucke des Volkes die letzten Truppen aus der Stadt zurückgezogen wurden; als die Staatsgewalt Oesterreichs sich so als erbloses Gut erwies, — da war keine einzige politische Macht da, die das Staatssteuer hätte an sich bringen können.

Die liberale Bourgeoisie weigerte sich mit vollem Bewußtsein, sich einer Gewalt zu bedienen, die auf so räuberische Weise errungen worden war. Ihr einziger Traum war, daß der Kaiser, der sich nach Tirol gewandt hatte, in die verwaiste Residenz zurückkehren möge. Die Arbeiter hatten genug Mannhaftigkeit besessen, um die Reaktion zu zerschmettern; sie waren jedoch nicht organisiert und klassenbewußt genug um deren Platz einzunehmen. Unfähig, selbst das Staatssteuer zu erfassen, war das Proletariat auch außerstande, zu dieser historischen Tat die bürgerliche Demokratie zu bewegen, die, wie das so oft mit ihr der Fall ist, sich im entscheidenden Moment gedrückt hatte. Im ganzen ergab sich eine Situation, die ein Zeitgenosse sehr treffend mit folgenden Worten charakterisierte: „In Wien hatte sich tatsächlich die Republik etabliert, — leider aber wurde niemand dessen gewahr." . . .

In der Revolution, deren Anfang die Geschichte in das Jahr 1905 setzen wird, trat das Proletariat zum erstenmale unter eigenem Banner und im Namen eigener Ziele auf. Und zu gleicher Zeit steht es außer jedem Zweifel, daß keine einzige von den alten Revolutionen eine so große Menge von Volksenergie verschlungen und so geringe positive Ergebnisse gezeitigt hat, wie die russische Revolution bis auf den heutigen Tag. Wir haben hier durchaus nicht die Absicht, zu prophezeien, wie sich die Dinge im Laufe der nächsten Wochen oder Monate gestalten werden. Eins aber ist für uns klar: auch in Rußland kann der Sieg jetzt nur auf dem Wege des proletarischen Klassenkampfes erreicht werden. Von diesem Klassenkampf gibt es kein Zurück

zu der revolutionären Einheit der bürgerlichen Nation. Die „Resultatlosigkeit“ der russischen Revolution ist nichts anderes, als der vorübergehende Ausfluß ihres tiefen sozialen Gehalts. In dieser „bürgerlichen“ Revolution ohne revolutionäres Bürgertum wird das Proletariat durch den inneren Gang der Dinge zu der Führerschaft über die Bauernschaft und zu dem Kampfe um die Staatsgewalt getrieben. An dem politischen Stumpfsinn des Muschik, der bei sich auf dem Dorfe dem Barin den roten Hahn aufs Dach setzt, um sich seines Landes zu bemächtigen, daneben aber, wenn er im Waffenrock steckt, die Arbeiter füsiliert, zerschellte die erste Welle der russischen Revolution. Sämtliche Begebenheiten dieser letzteren lassen sich als eine Reihe der schonungslosesten Lehren betrachten, durch die die Geschichte dem Bauer das Bewußtsein einbläut von dem Bande, das zwischen seinen lokalen Landbedürfnissen und dem Problem der Staatsgewalt besteht. In der langwierigen und harten Schule der rauhen Zusammenstöße und schweren Niederlagen werden die Voraussetzungen für den Sieg der Revolution ausgearbeitet.

„Bürgerliche Revolutionen“, schrieb Marx im Jahre 1852, „stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich, Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt, die Extase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, bald haben sie ihren Höhepunkt erreicht und ein langer Katzenjammer erfaßt die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Drang- und Sturmperiode nüchtern sich aneignen lernt. Proletarische Revolutionen dagegen kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnen grausam gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber wieder aufrichte, schrecken stets von neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eigenen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht und die Verhältnisse rufen:

Hic Rhodus, hic salta!
Hier ist Rhodus, hier springe!
(„Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte.“)

Erſter Teil.

Die Tage des Kampfes.

I.

Der verstorbene General Dragomirow schrieb einmal in einem Privatbriefe über den Minister des Innern Sipjagin: „Was er für eine innere Politik hat? Er ist einfach ein General und ein Narr.“ Diese Charakteristik ist eine so treffende, daß man ihr die manierierte, soldateske Grobheit nachsehen kann. Nach Sipjagin sahen wir an demselben Platze Plehwe, dann Fürst Swjatopolk-Mirski, dann Bulygin, dann Witte-Durnowo. Die einen unterschieden sich von Sipjagin nur dadurch, daß sie keine Generale, die anderen dadurch, daß sie in ihrer Art und in gewissem Sinne kluge Leute waren. Sie alle aber verließen hintereinander den Schauplatz ihrer Tätigkeit, indem sie Verwirrung oben, Haß und Verachtung unten zurückließen. Ein General von zweifelhaftem Verstande oder ein Spitzel von Beruf, ein wohlwollend-stumpfsinniger Grand-Seigneur oder ein des Gewissens und der Ehre beraubter Börsenspekulant, sie alle traten mit der festen Absicht auf, der Revolution den Garaus zu machen, das verloren gegangene Prestige der Regierungsgewalt aufzurichten, die Grundlagen des bestehenden Regimes zu wahren und alle — jeder in seiner Art — öffneten die Schleusen der Revolution und wurden von ihrem Strome selber fortgerissen. Die Revolution entwickelte sich mit machtvoller Planmäßigkeit, sie erweiterte unausgesetzt ihren Schauplatz, befestigte die eroberten Punkte und riß ein Hindernis nach dem anderen fort. Auf dem Hintergrunde dieses großartigen Schauspiels mit seinem inneren Rhythmus, seiner unbewußten Genialität erscheinen nun die kleinen, spielenden Menschlein, machen Gesetze und neue Schulden, lassen auf die Arbeiter schießen, plündern die Bauern und bringen schließlich die von ihnen in Schutz genommene Regierungsgewalt in eine immer ohnmächtigere Raserei.

In der Atmosphäre von Kanzlei-Verschwörungen und Departements-Intriguen aufgewachsen, wo freche Unwissenheit mit gewissenloser Hinterlist rivalisiert, ohne eine Vorstellung von dem Gange und dem Sinne der zeitgenössischen Geschichte, von der Massenbewegung, von der Gesetzmäßigkeit der Revolution, mit zwei oder drei winzigen, leitenden Gedanken zur Instruktion der Pariser Börsenmakler, bemühen sich diese Leute mit zunehmder Heftigkeit, die ihnen eigene Handlungsweise der Favoriten des achtzehnten Jahrhunderts mit den Allüren von „Staatsmännern“ des parlamentarischen Westens

zu vereinigen. In niedriger Kriecherei beruhigen sie die Zeitungskorrespondenten des an der Börse interessierten Europa. Sie entwickeln diesen ihre „Pläne“ und „Absichten“, ihr „Programm“, und jeder von ihnen gibt der Hoffnung Ausdruck, daß es ihm schließlich gelingen werde, die Aufgaben zu lösen, an denen die Bemühungen seiner Vorgänger machtlos zerschellten. Wenn es nur gelänge, vor allem die „Unruhe“ zu beschwichtigen! Sie fangen auf verschiedene Weise an, aber alle enden mit dem Befehle, der Revolution geradeaus in die Brust zu schießen. Zum Entsetzen dieser Leute ist sie unsterblich! . . . Sie aber beschließen mit einem schmählichen Krach ihre Laufbahn, und wenn nicht der wohlgezielte Schlag eines Terroristen sie von ihrer elenden Existenz befreit, sind sie dazu verurteilt, ihren Fall zu überleben und zu sehen, wie die Revolution in ihrer elementaren Genialität gerade die Pläne und Absichten der „Staatsmänner“ für ihre Siege ausnutzt.

Sipjagin wurde durch eine Revolverkugel getötet. Plehwe wurde durch eine Bombe in Stücke gerissen. Swjatopolk-Mirski war am 22. Januar eine Leiche. Bolygin hat der Oktoberstreik wie einen alten Plunder beiseite geschleudert. Graf Witte fiel ruhmlos, durch die Arbeiter- und Militäraufstände völlig erschöpft, von der von ihm selbst geschaffenen Duma niedergestoßen . . .

In gewissen oppositionellen Kreisen, insbesondere unter den liberalen Semstwovertretern und der demokratisch gesinnten Intelligenz wurden jedesmal, wenn die Ministergestalten einander ablösten, unbestimmte Hoffnungen, Erwartungen und Pläne wach. Für die Agitation der liberalen Presse, für die Politik der konstitutionellen Grundbesitzer war es wirklich nicht einerlei, ob der alte Polizeiwolf Plehwe oder der Minister des „Vertrauens“ Swjatopolk-Mirski am Ruder stand. Freilich war Plehwe gegenüber der Revolution im Volke ebenso ohnmächtig wie sein Nachfolger. Für die Herrschaft der liberalen Zeitungsmänner und der Semstwoverschwörer aber war er eine Geißel. Er haßte die Revolution mit dem wahnsinnigen Hasse eines altgewordenen Spitzels, dem von jedem Winkel aus eine Bombe droht. Mit blutunterlaufenen Augen verfolgte er die Revolution. Vergebens! . . . Da übertrug er seinen ungestillten Haß auf die Professoren, die Semstwomänner, die Journalisten, in denen er offen zu Werke gehende „Inspiratoren“ der Revolution sah. Er brachte die liberale Presse auf die letzte Stufe der Erniedrigung, er behandelte die Journalisten en canaille, ließ sie kommen, um sie einzusperren. Mit den gemäßigten Mitgliedern der landwirtschaftlichen Komitees, die sich auf Wittes Anregung hin organisiert hatten, ging er so vor, als ob sie lärmende Studenten wären und nicht „achtbare“ Semstwomänner. Und er erreichte sein Ziel: die liberale Gesellschaft zitterte vor ihm und haßte ihn mit dem versteckten Hasse der Ohnmacht. Viele liberale Pharisäer, die nicht müde wurden, „die Gewalt von links“ ebenso zu tadeln, wie „die Gewalt von rechts“, begrüßten die Bombe des 28. Juni als eine Abgesandte des Himmels.

Plehwe war den Liberalen verhaßt und furchtbar, für die Revolution aber war er weder schlechter, noch besser, als irgend ein anderer. Die Be-

wegung der Massen ignorierte naturgemäß die Grenze zwischen Erlaubtem und Verbotenem. Konnte es ihr nun nicht gleichgültig sein, ob diese Grenze ein wenig enger oder ein wenig weiter gezogen war?

II.

Die offiziellen Lobredner der Reaktion bemühten sich, das Regiment Plehwe wenn nicht als eine Zeit allgemeinen Glückes, so doch als eine Zeit der allgemeinen Ruhe darzustellen. In Wirklichkeit aber war der Zeitregent nicht imstande, auch nur polizeiliche Stille zu schaffen. Kaum auf seinen Posten gelangt, hatte Plehwe mit dem rechtgläubigen Eifer eines doppelt Umgetauften gerade die Absicht, die Heiligtümer der Lawra* zu besuchen, als er gezwungen wurde, sich eiligst nach dem Süden zu begeben, wo in den Gouvernements Charkow und Poltawa weit umsichgreifende Agrarunruhen ausgebrochen waren. Die partiellen Bauernaufstände hörten in der Folge gar nicht mehr auf. Der berühmte Streik in Rostow im November 1902 und die Junitage des Jahres 1903 in allen südlichen Industriebezirken waren die Vorläufer aller späteren proletarischen Massenaufstände. Die Straßendemonstrationen dauerten ununterbrochen fort und die Diskussionen und Beschlüsse der Komitees in betreff des Notstandes der Landwirtschaft waren die Ouvertüre für die darauffolgende Semstwo-Kampagne. Die Hochschulen waren schon vor Plehwe zu Stätten stürmisch auflodernder, politischer Unruhe geworden und blieben es auch lange Zeit hindurch. Zwei Petersburger Kongresse im Jahre 1905, der Techniker- und der Pirogowkongreß waren Schauplätze für das Vorpostengefecht seitens der demokratischen Intelligenz. So war das Vorspiel des sozialen „Frühlings“ schon zur Zeit Plehwes aufgeführt worden. Tolle Unterdrückungsmaßregeln, Einkerkerungen, Verhöre, Haussuchungen, Verbannungen, die den Terror provozierten, konnten dennoch letzten Endes nicht einmal die Mobilmachung der liberalen Gesellschaft verhindern. Das letzte Halbjahr der Regierung Plehwe fiel mit dem Beginn des Krieges zusammen. Die Revolution war still geworden, richtiger gesagt, sie zog sich zurück.

Von der Stimmung in den Kreisen der Bureaukratie und in der besten Petersburger Gesellschaft während der ersten Monate des Krieges mit Japan gibt das Buch des Wiener Journalisten Hugo Ganz, „Vor der Katastrophe“, eine gewisse Vorstellung. Die herrschende Stimmung war Verwirrung, die hart an Verzweiflung grenzte. „So kann es nicht weiter gehen!“ Wo ist ein Ausweg? Niemand weiß es: weder die abgesetzten Würdenträger, noch die berühmten liberalen Advokaten, noch die ebenso berühmten liberalen Journalisten. „Die Gesellschaft ist völlig machtlos. An eine revolutionäre Bewegung des Volkes ist gar nicht zu denken. Wenn sich dieses auch erheben würde, es würde sich

* Altes historisches Kloster bei Kiew.

nicht gegen die herrschende Macht wenden, sondern gegen die Herren überhaupt.“ Wo ist Hoffnung auf Rettung? Hugo Ganz, der während der ersten drei Monate des Krieges in Petersburg lebte, berichtet, daß das allgemeine Stoßgebet nicht nur der gemäßigten Liberalen, sondern auch vieler Konservativer lautete: „Gott, hilf uns, daß wir geschlagen werden.“ Dies hinderte natürlich die liberale Gesellschaft nicht, den offiziellen Patriotismus mitzumachen. In zahllosen Adressen beteuerten die Semstwos sowie die Gemeindevertretungen, alle ohne Ausnahme, dem Throne ihre treue Ergebenheit und verpflichteten sich, Gut und Blut zu opfern — sie wußten, daß es nicht dazu kommen werde! — für die Ehre und die Macht des zarischen Rußland. Und den tapferen und charaktervollen Beteuerungen der Semstwos und Gemeindevertretungen schlossen sich die Professorenkollegien würdig an.

Das ist nicht politische Ungeschicklichkeit, nicht politischer Unverstand, — das ist eine Taktik, der ein einziges Prinzip zugrunde liegt: Annäherung an die Regierung um jeden Preis! Ein Bestreben, dem Absolutismus die Seelenqualen der Aussöhnung mit dem unvermeidlichen Liberalismus zu erleichtern. Er will die Regierung nicht besiegen, er will sie nur ködern, ihre Anerkennung, ihr Vertrauen verdienen, sich unentbehrlich machen. Eine Taktik, die so alt ist wie der russische Liberalismus und die durch die Jahre weder besser noch würdiger geworden ist!

So hat die liberale Opposition vom Beginne des Krieges an alles getan, um die Situation zu verderben. Die revolutionäre Logik der Ereignisse kannte keinen Stillstand. Die Flotte von Port Arthur wurde geschlagen, Admiral Makarow ging zugrunde, der Krieg wurde auf das Land getragen, — Jalu, Kingtschau, Wifongo, Loajan, Schache — alles Namen für eine und dieselbe selbstherrliche Schmach. Die Lage der Regierung wurde schwierig wie nie vorher, und die Demoralisation in den Reihen der Regierungsmänner machte eine konsequente und zielbewußte innere Politik unmöglich. Schwankungen, Vergleichs- und Friedensversuche waren unvermeidlich. Der Tod Plehwes gab einen willkommenen Anlaß zur Aenderung des Kurses.

III.

Den „Frühling“* der Regierung erblühen zu lassen, war der frühere Chef des Gendarmeriekorps, Fürst Swjatopolk-Mirski, berufen worden. Warum? Er selbst wäre der letzte gewesen, seine Ernennung erklären zu können.

Die politische Physiognomie dieses Staatsmannes hebt sich am besten ab in seinen programmatischen Interviews mit ausländischen Korrespondenten.

---

* Mit diesem Namen, der große Popularität erlangt hat, nannte der Herausgeber der „Nowoje Wremja“, Suworin, die Epoche der „Annäherung der Regierung an das Volk“.

Was die Ansicht des Fürsten in bezug auf die öffentliche Meinung sei, fragt ein Mitarbeiter des „Echo de Paris“, Rußland brauche jetzt verantwortliche Minister.

Der Fürst lächelt: „Jede Verantwortung würde eine künstliche und nur eine dem Namen nach bestehende sein.“

„Wie stellen Sie sich, Fürst, zu den konfessionellen Fragen?“

„Ich bin ein Feind von religiösen Verfolgungen, jedoch mit einigem Vorbehalt . . .“

„Ist es wahr, daß Sie geneigt sind, den Juden mehr Freiheiten einzuräumen?“

„Mit Güte kann man gute Resultate erzielen.“

„Im allgemeinen, Herr Minister, erklären Sie sich als einen Anhänger des Fortschritts?“

Antwort: „Der Minister hat die Absicht, seine Tätigkeit dem Geiste des wahren und weiten Fortschrittes“ anzupassen, wenigstens soweit dieser mit der bestehenden Ordnung der Dinge nicht in Widerspruch steht. Buchstäblich so war die Antwort!

Der Fürst selbst nahm übrigens sein Programm nicht ernst. Gewiß, die „nächstliegende Aufgabe ist das Wohl der Bevölkerung, das unserer Fürsorge anvertraut ist“, — er gestand jedoch dem amerikanischen Korrespondenten Tomson, daß er es eigentlich noch nicht wisse, welchen Gebrauch er von seiner Macht machen werde.

„Es wäre falsch“, sagte der Minister, „wenn ich sagen wollte, daß ich schon jetzt ein bestimmtes Programm habe. Die Agrarfrage? Ja, ja, es existiert ein ungeheueres Material über diese Frage, aber ich kenne es nur aus den Zeitungen.“

Der Fürst beruhigte Peterhof, tröstete die Liberalen und gab den ausländischen Korrespondenten Versicherungen, die seinem guten Herzen alle Ehre machten, sein staatsmännisches Genie aber hoffnungslos diskreditierten.

Und diese hilflose, adelige Figur mit den Generalsbändern des Gendarmeriestabes erschien nicht nur in dem Gehirne Nikolaus', sondern auch in der Vorstellung der Liberalen berufen, die Jahrhunderte alten Fesseln zu lösen, die sich in den Körper des großen, unglücklichen Landes tief eingegraben hatten!

IV.

Es hatte den Anschein, als ob alle den Taten des Fürsten Swjatopolk-Mirski mit Entzücken entgegensahen; an Vorschußlorbeeren war kein Mangel. Fürst Meschtscherski, Redakteur des reaktionären „Graschdanin“, schrieb, es sei ein Fest angebrochen für die „ungeheuere Familie der ordentlichen Menschen

in Rußland", denn ein „ideal ordentlicher Mensch" sei endlich auf den Ministerposten berufen worden. „Unabhängigkeit ist dem Edelmute nahe verwandt", so schrieb der alte Suworin, „Edelmut aber brauchen wir dringend". Fürst Uchtomski machte in den „Petersburgskija Wjedomosti" darauf aufmerksam, daß der neue Minister „einem uralten Fürstengeschlechte entstamme, das über Monomach bis auf Rurik zurückreiche".

Die Wiener „Neue Freie Presse" konstatiert an dem Fürsten mit Vergnügen die Haupteigenschaften: „Humanität, Gerechtigkeit, Objektivität, Sympathie für die Aufklärung". Die „Birshewyja Wjedomosti" erinnern daran, daß der Fürst erst 47 Jahre alt sei, folglich noch nicht Zeit gehabt habe, von der bureaukratischen Routine durchseucht zu werden.

In Versen und in Prosa hallte es im ganzen heiligen Rußland wieder, wie fest „wir geschlafen hatten" und wie uns der ehemalige Kommandeur des Gendarmeriekorps durch eine liberale Geste aufgeweckt und wie er uns die Wege gezeigt hat zu einer „Annäherung zwischen Volk und Regierung". Wenn man alle diese Ergüsse liest, so wird man die Empfindung nicht los, daß man Dummheit von zwanzig Atmosphären Druck atme!

Nur die äußerste Rechte blieb kalt inmitten dieses „Bacchanals liberalen Entzückens". Die „Moskowskija Wjedomosti" mahnten den Fürsten schonungslos daran, daß er zugleich mit dem Portefeuille Plehwes auch seine Aufgaben übernommen habe. „Wenn unsere inneren Feinde in den Geheimdruckereien, in den verschiedenen sozialen Organisationen, in der Schule, in der Presse, auf der Straße mit der Bombe in der Hand, frech das Haupt erheben und daran sind, unser inneres Port Arthur zu stürmen, so ist dies nur darum möglich, weil sie auch die Gesellschaft und einen gewissen Teil der herrschenden Kreise unsicher machen mit den völlig falschen Theorien von der Notwendigkeit, die sichersten Stützen des Russischen Reiches, die Selbstherrschaft seines Zaren, die Orthodoxie seiner Kirche und das nationale Bewußtsein seines Volkes zu beseitigen.

Fürst Swjatopolk-Mirski versuchte den Mittelweg einzuschlagen: ein durch Gesetzlichkeit gemilderter Absolutismus, eine Bureaukratie auf gesellschaftliche Kräfte gestützt. Die „Nowoje Wremja", die den Fürsten unterstützte, weil er am Ruder war, übernahm in offiziöser Weise die Aufgabe der politischen Kuppelei: es gab ja gerade eine günstliche Gelegenheit.

Der Minister, dessen Wohlwollen bei der Kamarilla, die Nikolaus gängelte, keinen entsprechenden Anklang fand, machte einen schüchternen Versuch, sich auf die Semstwomänner zu stützen. Es war für diesen Zweck in Aussicht genommen worden, den geplanten Zusammentritt der Semstwovertreter zu benutzen. Die „Nowoje Wremja" forderte die Semstwomänner auf, von links her einen vorsichtigen Druck auszuüben.

Aber die Erregung, die sich der Gesellschaft bemächtigt hatte, und die gehobene Stimmung der Presse riefen immer größere Befürchtungen hinsichtlich des Ausganges der Semstwoberatung wach. Am 13. November bläst die

„Nowoje Wremja“ schon entschieden zum Rückzuge. „So interessant und belehrend auch die Beschlüsse sein werden, zu denen die Mitglieder der Semstwoberatung gelangen, so darf doch nicht vergessen werden, daß diese infolge ihrer Zusammensetzung und ihres Einladungsmodus ganz mit Recht offiziell als eine private angesehen wird, daß ihre Beschlüsse eine nur akademische Bedeutung haben und eine nur moralische Verpflichtung in sich tragen.“ Zu guter Letzt wurde die Semstwoberatung, die von dem „fortschrittlichen“ Minister zu seinem Stützpunkt auserkoren war, von ihm selbst verboten, und sie versammelte sich auf halblegitime Weise in einer Privatwohnung.

V.

Hundert bekanntere Semstwomänner formulierten in der Zeit zwischen dem 19. und 21. Oktober 1904 mit einer Stimmenmehrheit von siebzig gegen dreißig die Forderungen der öffentlichen Freiheit, der Unantastbarkeit der Person und der Volksvertretung zwecks Anteilnahme an der gesetzgebenden Gewalt, — ohne jedoch das schauerlich-heilige Wort Konstitution auszusprechen.

Die europäische Presse blieb vor dieser taktvollen Zurückhaltung der Semstwoerklärung voller Hochachtung stehen: die Liberalen hatten es verstanden, auszusprechen, was sie wollten, ohne jedoch Worte zu gebrauchen, die es dem Fürsten Swjatopolk-Mirski unmöglich machen könnten, die Beschlüsse der Semstwomänner zu den seinigen zu machen.

Dies ist eine völlig zutreffende Erklärung der Verschweigungstaktik der Semstwomänner. Während sie ihre Forderungen formulierten, hatten sie ausschließlich die Regierung im Auge, mit der sie zu einer Vereinbarung gelangen wollten und nicht die Masse des Volkes, an die sie etwa hätten appellieren können.

Sie hatten die Punkte eines politischen Handelskompromisses ausgearbeitet, nicht aber Losungsworte für eine freiheitliche Propaganda. Sie blieben dabei nur sich selbst treu. „Die Gesellschaft hat das ihrige getan, nun ist die Reihe an der Regierung!“ so rief die Presse herausfordernd und kriecherisch zugleich. Die Regierung des Fürsten Swjatopolk-Mirski nahm diese „Herausforderung“ an und gab dem liberalen „Prawo“ wegen eben dieser schmeichelnden Herausforderung eine Verwarnung. Es wurde den Zeitungen verboten, die Resolutionen der Semstwoberatung zu drucken und zur Diskussion zu bringen. Die bescheidene und demutvolle Petition der Semstwo Tschernigow wurde für „frech und taktlos“ erklärt. Der Regierungsfrühling ging seinem Ende entgegen, der Frühling des Liberalismus begann.

Die Semstwoberatung hatte der oppositionellen Stimmung der „gebildeten Gesellschaft“ ein Ventil geöffnet. Der Kongreß bestand zwar nicht aus offiziellen Vertretern aller Semstwos, aber es waren Vorsitzende der Aemter dabei

und viele „autoritäre“ Männer, denen schon ihre träge Lauheit Gewicht und Bedeutung verlieh. Der Kongreß war auch nicht von der Bureaukratie legalisiert worden, aber diese wußte ja, daß er stattfand — was Wunder, wenn die Intelligenz, durch die Repressalien bis aufs äußerste eingeschüchtert, nun glaubte, daß ihre geheimsten konstitutionellen Wünsche, die verborgensten Gedanken ihrer schlaflosen Nächte jetzt, dank den Resolutionen dieses halboffiziellen Kongresses, eine halblegitime Sanktion erhalten hatten. Nichts aber war imstande, der in der Klemme befindlichen liberalen Gesellschaft solchen Mut zu verleihen, als das wenn auch schattenhafte Bewußtsein, daß sie mit ihren Wünschen auf dem Boden des Rechtes stehe. Es begann nun die Aera der Bankette, Resolutionen, Deklarationen, Proteste, Episteln und Petitionen. Alle möglichen Korporationen und Versammlungen gingen von ihren fachlichen Bedürfnissen aus, von den lokalen Ereignissen, von Jubiläumsfeierlichkeiten, um zu der Formulierung konstitutioneller Forderungen zu gelangen, wie sie in den nunmehr berühmten „Punkten“ der Resolution der Semstwoberatung vorlagen. Die Demokratie eilte um die Semstwokoryphäen einen Chorus zu bilden, um die Wichtigkeit der Semstwobeschlüsse zu unterstreichen und ihre Einwirkung auf die Bureaukratie zu verstärken! Die ganze politische Aufgabe dieses Zeitmomentes lief für die liberale Gesellschaft darauf hinaus, gedeckt durch den Rücken der Semstwomänner, einen Druck auf die Regierung auszuüben. In der ersten Zeit gewann es den Anschein, als ob die Resolutionen als solche imstande wären, die Bureaukratie in die Luft zu sprengen wie eine Mine Whiteheads. Aber das traf nicht zu. Es begannen sich sowohl diejenigen an die Resolutionen zu gewöhnen, die sie verfaßt hatten, als auch diejenigen, gegen die sie verfaßt wurden. Die Presse, die von dem „Ministerium des inneren Vertrauens“ immer ärger gewürgt wurde, äußerte sich ohne jeweiligen Grund in einem immer gereizteren Tone . . . Zu gleicher Zeit beginnt eine Gliederung der Opposition. Auf den Banketten treten immer häufiger unruhige, radikale Gestalten mit eckigen, intoleranten Manieren auf, einmal sind es Intelligente, ein andermal Arbeiter. Sie greifen die Semstwomänner scharf an und fordern von der Intelligenz Klarheit der Losungsworte und Bestimmtheit der Taktik. Man winkt ihnen zu, ruhig zu sein, man sucht sie friedlich zu stimmen, man schmeichelt ihnen, man schilt sie, man stopft ihnen mit Redensarten den Mund, man sucht sie einzulullen, abzukühlen, — endlich jagt man sie hinaus. Aber die aus dem Tempel Hinausgeworfenen erfüllen ihre Aufgabe, indem sie die linksstehenden Elemente der Intelligenz auf den revolutionären Weg bringen. Während nun der rechte Flügel der „Gesellschaft“, materiell oder ideologisch an den Zensusliberalismus gebunden, sich der Aufgabe hingab, die Mäßigkeit und Loyalität des Semstwokongresses zu beweisen und an die staatsmännische Vernunft des Fürsten Swjatopolk zu appellieren, schloß sich die radikal gesinnte Intelligenz, hauptsächlich die studierende Jugend, der Novemberkampagne an, um sie aus ihrem flachen Strombette hinauszuführen, um ihr einen kampfesfreudigeren Charakter zu verleihen, um sie mit der revolutionären Bewegung

der städtischen Arbeiter zu vereinigen. Auf diese Weise entstanden zwei Straßendemonstrationen: die Petersburger vom 10. Dezember und die Moskauer vom 18. und 19. Dezember. Diese Demonstrationen der radikalen „Kinder" waren die direkte und unvermeidliche Folgerung aus der Parole, die die liberalen „Väter" in den Vordergrund gestellt hatten: hatte man einmal den Mut gefunden, eine konstitutionelle Verfassung zu fordern, so sollte man sich auch für den Kampf entschließen. Aber die Väter zeigten keineswegs Neigung zu solcher Konsequenz ihres politischen Denkens. Im Gegenteil, sie fürchteten vor allem, das zarte Spinngewebe des Vertrauens könnte durch allzu große Hast und Energie reißen. Die „Väter" unterstützten die „Kinder" nicht, sie lieferten sie auf Tod und Leben den Kosaken und Gendarmen des liberalen Fürsten aus.

Die Studentenschaft fand aber in ihrem Vorgehen auch in der Masse der Arbeiter keine Unterstützung. Hier trat es zutage, welch einen beschränkten Charakter die Kampagne der Bankette vom November und Dezember 1903 im Grunde genommen hatte. Das Proletariat schloß sich ihr nur als eine ganz dünne Schicht seiner Aristokratie an, und die „wirklichen Arbeiter", deren Erscheinen gemischte Gefühle von feindseliger Furcht und Neugierde hervorrief, waren während dieser Periode auf den Banketts nur vereinzelte Erscheinungen jenes tiefen, inneren Prozesses, der zu dieser Zeit in dem Bewußtsein der Volksmassen selbst stattfand, und der sich natürlich dem rasch erklärten Angriffe der revolutionären Studentenschaft nicht anpassen konnte. So war die studierende Jugend zu guter Letzt fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen.

Nichtsdestoweniger machten diese Demonstrationen, nach der langen politischen Stille, die der Krieg verursacht hatte, bei der kritischen inneren Lage, bedingt durch die zerschmetternden Kriegsniederlagen, — weil ausgesprochen politischer Natur und weil sie in den Hauptstädten stattfanden und mittels des Telegraphen in der ganzen Welt widerhallten, eine weit größeren Eindruck auf die Regierung, als alle die weisen Ratschläge der liberalen Presse . . . Die Regierung wurde wachgerüttelt und beeilte sich nun, zielbewußt zu handeln.

VI.

Auf den konstitutionellen Feldzug, der damit begonnen hatte, daß ein paar Dutzend Semstwomänner in der herrschaftlichen Wohnung Korsakows zusammengekommen waren und der damit endete, daß man einige Dutzend Studenten in den Polizeigefängnissen von Petersburg und Moskau internierte, antwortete die Regierung auf zweierlei Weise: mit einem „Ukas" für Reformen und mit einer polizeilichen „Mitteilung". Der allerhöchste Ukas vom 25. Dezember 1904, der die beste Frucht der Frühlingspolitik des „Vertrauens" bleiben sollte, stellt als die unabänderliche Bedingung für eine weitere reformatorische Tätigkeit — die Wahrung der Unerschütterlichkeit der

Reichsgrundgesetze. Im großen und ganzen formulierte der Ukas die von Wohlwollen und Verschwommenheit strotzenden Unterredungen des Fürsten Swjatopolk mit den ausländischen Korrespondenten. Von ungleich größerer politischer Bestimmtheit ist die zwei Tage später erschienene Mitteilung der Regierung. Sie bezeichnet den Semstwokongreß vom Monat November als den Urquell der Bewegung, die kurz nach dem Kongreß einsetzte und die dem russischen Volke fremd sei, und führt den Gemeinde- und Semstwovertretern vor Augen, daß sie, insofern sie die Beschlüsse des Novemberkongresses zur Diskussion bringen, wider das Gesetz handeln. Ferner erinnert die Regierung daran, daß es ihre gesetzliche Pflicht sei, die Staatsordnung und die öffentliche Ruhe zu schützen. Sie werde deshalb jedwede Versammlung staatsfeindlichen Charakters durch alle der Regierungsgewalt zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel auflösen lassen. Wenn diese Erlasse des Fürsten auch von wenig Erfolg gekrönt waren, so hatte er doch mit großem Geschick die allgemeinere Aufgabe gelöst, derentwegen ihn die Geschichte für eine Zeitlang an die Spitze der Regierung stellte: die Aufgabe, die politischen Illusionen und Vorurteile der mittleren Gesellschaftsschichten, der Spießbürger, gründlich zu zerstören.

Die Periode des Swjatopolk-Mirski, die unter den sanften Klängen der Friedenstrompeten begann und unter dem Pfeifen der Nagaika zu Ende ging, — entfachte als Endresultat den Haß gegen den Absolutismus bei allen nur einigermaßen denkenden Elementen der Bevölkerung bis zum äußersten. Die politischen Interessen wurden bestimmter, die Unzufriedenheit eine tiefere und prinzipiellere. Das noch gestern ungeschulte Denken wirft sich heute gierig auf die politische Analyse. Alle Erscheinungen der Bosheit und Willkür werden rasch auf ihre Grundursache zurückgeführt. Die revolutionären Schlagworte schrecken niemanden mehr, im Gegenteil, sie finden ein tausendfaches Echo, sie werden zu Losungsworten im Volke. Das öffentliche Bewußtsein saugt wie ein Schwamm jedes Wort der Verneinung, der Verdammung oder des Fluches gegen den Absolutismus auf. Der Absolutismus tut nun nichts mehr ungestraft und jede Ungeschicklichkeit wird ihm schonungslos verrechnet. Seine Annäherungsversuche stoßen auf Gelächter, seine Drohungen erzeugen Haß.

Gewiß, das Ministerium des Fürsten Swjatopolk hat der Presse bedeutende Freiheiten eingeräumt; aber der Umfang ihrer Interessen wuchs viel rascher als die Gewogenheit der „Hauptverwaltung für Angelegenheiten der Presse". Dasselbe geschah auf allen anderen Gebieten: die halbe Freiheit aus Gnade reizte nicht weniger als völlige Knechtschaft. Das ist immer das Schicksal der Zugeständnisse in einer revolutionären Epoche; sie befriedigen nicht, sondern erregen nur neue Ansprüche. Diese erhöhten Ansprüche zeigten sich in der Presse, in den Versammlungen, auf den Kongressen und reizten ihrerseits die Regierung, die nun sehr bald das „Vertrauen" verlor und in Repressalien Hilfe suchte. Versammlungen und Kongresse wurden aufgelöst, ein Hagelwetter von Hieben regnete auf die Presse herab, Demonstrationen

wurden mit tierischer Grausamkeit auseinandergejagt. Endlich — gleichsam, um den Spießbürger über den spezifischen Wert des Ukases vom 25. Dezember endgültig aufzuklären —, erließ Fürst Swjatopolk am 13. Januar (31. Dezember) ein Zirkular, in dem er erklärte, daß die in dem liberalen Ukas angekündigte Revision des Bauernstatuts auf Grund des Plehweschen Projektes geschehen werde.

Das war die letzte Tat der Regierung im Jahre 1904. Das Jahr 1905 begann mit Ereignissen, die eine Schicksalswende bedeuten zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Sie machten einen blutigroten Strich unter diesen Frühling, dem Kindesalter des politischen Bewußtseins. Fürst Swjatopolk, seine Güte, seine Pläne, sein Vertrauen, seine Zirkulare, alles war mit einem Schlage beiseite geschleudert und vergessen.

Der 22. Januar.

I.

„Herr! Wir Arbeiter, unſere Kinder, unſere Frauen und unſere alten, hilfloſen Eltern ſind gekommen, Herr, um Wahrheit und Schutz bei Dir zu ſuchen. Wir ſind verarmt, man unterdrückt uns, man bürdet uns unerträgliche Arbeit auf, man verhöhnt uns, man anerkennt in uns keine Menſchen, man verhält ſich zu uns wie zu Sklaven, die ihr Los ertragen und ſchweigen müſſen. Wir haben auch Entſetzliches ertragen, aber man ſtößt uns immer tiefer in den Abgrund der Armut, der Rechtloſigkeit und der Unwiſſenheit. Deſpotismus und Willkür würgen uns und wir erſticken. Wir haben keine Kraft mehr, o Herr! Die Grenze der Geduld iſt da; für uns iſt jener furchtbare Augenblick gekommen, wo der Tod beſſer iſt, als die Fortdauer unerträglichſter Qualen.“

Mit dieſen feierlichen Worten, in denen die Drohung der Proletarier die Bitte der Untertanen erſtickt, begann die berühmte Petition der Petersburger Arbeiter. Sie malte alle Unterdrückung und alle Kränkung aus, die das Volk erleidet. Sie zählte alles auf: von der Zugluft in der Fabrik bis zur politiſchen Rechtloſigkeit im Lande. Sie forderte Amneſtie, öffentliche Freiheiten, Trennung der Kirche vom Staate, den Achtſtundentag, den Normalarbeitslohn und die allmähliche Uebergabe des Grund und Bodens an das Volk. Aber an die Spitze ſtellte ſie die Einberufung einer Konſtituante auf Grund der allgemeinen und gleichen Abſtimmung.

„Dies, o Herr“, ſo ſchließt die Petition, „ſind unſere hauptſächlichſten Bedürfniſſe, wegen deren wir zu Dir gekommen ſind. Befiehl und ſchwöre, daß Du ſie erfülleſt — und Du wirſt Rußland glücklich und glorreich machen, wirſt Deinen Namen unſeren Herzen und den Herzen der Nachkommen einprägen für ewige Zeiten. Läſſeſt Du es nicht zu, kehrſt Du Dich nicht an unſer Flehen, — ſo werden wir hier ſterben, auf dieſem Platze, vor Deinem Palaſte. Wir haben keinen Weg mehr vor uns und kein Ziel. Wir haben nur zwei Wege — entweder zur Freiheit und zum Glücke oder ins Grab. Weiſe uns, Herr, einen von dieſen, — wir werden ihn gehen ohne Widerrede, wenn es auch der Weg zum Tode iſt. Möge unſer Leben das Opfer ſein für Rußland, das zuviel gelitten. Uns tut das Opfer nicht leid, wir bringen es gern.“

Und ſie brachten es.

Die Arbeiterpetition ſtellte nicht nur der verſchwommenen Phraſeologie der liberalen Reſolutionen die ſcharfgeprägten Schlagworte der politiſchen Demokratie gegenüber, ſondern ſie füllte ſie auch mit einem Klaſſeninhalt, indem ſie Streikfreiheit und den Achtſtundentag forderte. Ihre hiſtoriſche

Bedeutung liegt jedoch nicht in ihrem Inhalt, sondern in der Tatsache selbst. Die Petition war nur die Einleitung zu einer Aktion, die die Arbeitermassen um die Phantasiegestalt einer Idealmonarchie vereinigte, — sie vereinigte, um gleich darauf das Proletariat und die reale Monarchie als zwei Todfeinde einander gegenüberzustellen.

Der Gang der Ereignisse ist in aller Erinnerung. Im Laufe weniger Tage entwickelten sie sich mit einer merkwürdigen Planmäßigkeit. Am 16. Januar loderte in der Putilowfabrik ein Streik auf, am 20. Januar umfaßte er 140 000 Streikende. Der Kulminationspunkt des Streiks war der 23. Januar. Am 26. begann man schon die Arbeit wieder aufzunehmen. Also: zuerst kommt ein ökonomischer Streik wegen einer zufälligen Veranlassung. Der Streik breitet sich aus, erfaßt Zehntausende von Arbeitern und verwandelt sich eben dadurch in ein politisches Ereignis. Er wird geleitet vom „Verein der Fabrik- und Werkstättenarbeiter", einer Organisation von polizeilicher Herkunft. Die Radikalen, deren Politik der Bankette in eine Sackgasse geraten ist, brennen vor Ungeduld. Sie sind mit dem rein ökonomischen Charakter des Streiks unzufrieden und schieben ihren Führer Gapon vorwärts. Er betritt den Weg der Politik — und findet in den Arbeitermassen einen ganzen Abgrund von Unzufriedenheit, Wut und revolutionärer Energie, in denen die kleinen Pläne seiner liberalen Inspiratoren ganz und gar versinken. Die Sozialdemokratie tritt auf den Plan. Man begegnet ihr feindselig, aber sie paßt sich bald der gegebenen Situation an und bemächtigt sich ihrer. Ihre Losungsworte werden von der Masse aufgegriffen und in der Petition festgenagelt.

Die Regierung verschwindet. Aus welcher Ursache? Ist es hinterlistige Provokation? Oder ist es erbärmliche Verlegenheit? Es ist beides. Die Bureaukraten à la Swjatopolk wissen in ihrer Dummheit nicht ein noch aus. Die Clique Trepows, die sich beeilt hatte, dem „Frühling" ein Ende zu machen und die daher der Metzelei bewußt entgegenging, ließ die Ereignisse sich bis zu ihrem logischen Ende entwickeln. Der Telegraph berichtete der ganzen Welt mit voller Freiheit von jeder Etappe des Januarstreiks. Ein Pariser Hausmeister wußte es schon drei Tage vorher, daß in Petersburg am Sonntag den 22. Januar, um 2 Uhr mittags, Revolution sein werde. Die Regierung aber rührte keinen Finger, um dem Gemetzel vorzubeugen.

In elf Abteilungen des Arbeiter-„Vereins" fanden ununterbrochen Meetings statt. Die Petition wurde ausgearbeitet und es wurde über den Plan des Zuges zu dem kaiserlichen Palast beraten. Gapon fuhr von einer Abteilung zur anderen, die sozialdemokratischen Agitatoren wurden heiser und fielen um vor Müdigkeit. Die Polizei mischte sich nirgends ein. Sie existierte gar nicht.

Der Verabredung gemäß marschierte man ruhig, ohne Lieder, ohne Fahnen, ohne Reden. Man hatte Feiertagskleider angezogen. In einigen Teilen der Stadt trug man Heiligenbilder und Kreuze. Ueberall stieß man auf Soldaten. Man flehte um Durchlaß, man weinte, man versuchte die Soldatenabteilungen zu umgehen, man wollte die Reihen durchbrechen. Die

Gapon und der Stadthauptmann Foulon von den Arbeitern der Ruſſiſchen Geſellſchaft umgeben.

Der 22. Januar. Man erwartet die Maſſen.

Soldaten schossen in die Menge, schossen ununterbrochen den ganzen Tag. Die Toten werden nach Hunderten gezählt, die Verwundeten nach Tausenden. Eine genaue Zählung war unmöglich, weil die Polizei die Leichen in der Nacht wegführte und heimlich verscharrte.

Um 12 Uhr nachts am 22. Januar schrieb Georgius Gapon:

„Den Soldaten und Offizieren, die ihre unschuldigen Brüder, deren Frauen und Kinder töten, allen Bedrückern des Volkes — mein priesterlicher Fluch! Den Soldaten, die dem Volke helfen werden, die Freiheit zu erkämpfen, mein Segen! Ihren Soldateneid, geschworen dem verräterischen Zaren, der befohlen hat, unschuldiges Blut zu vergießen, löse ich . . .“ Die Geschichte hat den phantastischen Plan Gapons für ihre Zwecke benutzt — und Gapon brauchte nur kraft seiner priesterlichen Autorität deren revolutionäres Ergebnis zu sanktionieren.

Am 24. Januar beantragte der damals machtlose Witte in der Sitzung des Ministerkomitees, „die Vorgänge des 22. Januar zu besprechen und über Maßnahmen zu beraten, um in der Zukunft so traurige Erscheinungen zu vermeiden“. Der Antrag Wittes wurde abgelehnt, als „nicht in die Kompetenz des Komitees gehörend und nicht auf der Tagesordnung der gegenwärtigen Sitzung stehend“. Das Ministerkomitee ging an dem Beginne der russischen Revolution vorüber, weil die russische Revolution . . . nicht auf der Tagesordnung ihrer Sitzung vermerkt war . . .

II.

Die Form, die der historisch gewordene 22. Januar angenommen hatte, konnte selbstverständlich von niemandem vorhergesehen werden. Der Geistliche, den die Geschichte auf so unerwartete Weise für einige Tage an die Spitze der Arbeitermasse stellte, prägte den Ereignissen den Stempel seiner Persönlichkeit auf, seiner Ansichten, seiner Priesterwürde. Diese *Form* verhüllte den Augen vieler den wahren Gehalt der Ereignisse. Aber der innere Sinn des 22. Januar wird durch die Symbolik des Zuges zum Winterpalais nicht erschöpft. Das Priestergewand Gapons ist nur ein Nebenumstand. Die handelnde Person ist das Proletariat. Es macht den Anfang mit einem Streik, vereinigt sich, schiebt politische Forderungen in den Vordergrund, zieht auf die Straße, gewinnt sich die Sympathien der gesamten Bevölkerung, stößt mit Soldatenabteilungen zusammen und eröffnet die russische Revolution. Gapon hat die revolutionäre Energie der Petersburger Arbeiter nicht geschaffen — er hat sie nur, für ihn selbst unerwartet, zur Entladung gebracht.

Der Sohn eines Geistlichen, Seminarist, Theologiestudent, Gefängnispriester, Agitator bei den Arbeitern mit offensichtlicher Zustimmung der Polizei, stand plötzlich an der Spitze einer nach Hunderttausenden zählenden Menge. Seine offizielle Position, sein Priestergewand, die elementare Erregung der in sich unklaren Massen und der fabelhaft rasche Verlauf der Ereignisse hatten Gapon zum „Führer“ gemacht. Ein Phantast auf dem psychologischen

Untergrunde der Abenteuerluſt, ein Südländer und Sanguiniker mit einer Andeutung von Verſchmitztheit, ein völliger Ignorant in ſozialen Problemen, war Gapon ebenſowenig imſtande die Vorgänge zu leiten, als ihren Verlauf vorauszuſehen. Die Ereigniſſe zogen ihn mit ſich fort.

Die liberale Geſellſchaft hat lange Zeit geglaubt, daß in Gapons Perſönlichkeit das ganze Geheimnis des 22. Januar liege. Man ſtellte ihn der Sozialdemokratie, der Sekte von Doktrinären, als einen politiſchen Führer gegenüber, der das Geheimnis der Beherrſchung der Maſſe kenne. Man vergaß dabei, daß es einen 22. Januar nicht gegeben hätte, wenn Gapon nicht einige Tauſend aufgeklärte Arbeiter vorgefunden haben würde, die durch die ſozialiſtiſche Schule gegangen waren. Sie umgaben ihn wie ein eiſerner Ring, aus dem er ſich nicht mehr herausarbeiten konnte, auch wenn er es gewollt hätte. Er verſuchte es gar nicht. Hypnotiſiert durch ſeinen eigenen Erfolg, ließ er ſich von der Strömung tragen.

Wenn wir aber ſchon am Tage nach dem blutigen Sonntag der politiſchen Rolle Gapons einen ganz untergeordneten Platz zugewieſen haben, ſo haben wir doch alle zweifelsohne ſeine Perſönlichkeit noch überſchätzt. In der Aureole des prieſterlichen Zornes, mit den Prieſterflüchen auf den Lippen, erſchien er von weitem faſt wie eine Geſtalt aus der Bibel. Mächtige revolutionäre Leidenſchaft ſchien in der Bruſt des jungen Geiſtlichen des Transportgefängniſſes erwacht zu ſein. Und ſiehe da! Als die Flammen erloſchen, da erſchien Gapon allen als eine politiſche und moraliſche Null.

Sein Poſieren vor dem ſozialiſtiſchen Europa, ſeine ſchonungslos „revolutionären“, naiven und groben Briefe aus dem Auslande, ſeine Ankunft in Rußland, die geheimen Beziehungen zur Regierung, die Silberlinge des Grafen Witte, ſeine pretenziöſen und ſinnloſen Unterredungen mit den Mitarbeitern konſervativer Blätter, die lärmende Prahlſucht und endlich der erbärmliche Verrat, der die Urſache ſeines Unterganges wurde, — alles das ertötete völlig die Vorſtellung von dem Gapon des 22. Januar. Unwillkürlich fallen uns die ſcharfſinnigen Worte Viktor Adlers, des Führers der öſterreichiſchen Sozialdemokratie ein, der nach Empfang des erſten Telegramms von der Ankunft Gapons im Auslande ſagte: „Schade . . ., für ſein hiſtoriſches Andenken wäre es beſſer geweſen, wenn er ebenſo geheimnisvoll verſchwunden wäre, wie er aufgetaucht iſt. Es wäre eine ſchöne, romantiſche Sage zurückgeblieben von einem Prieſter, der die Schleuſen der ruſſiſchen Revolution geöffnet hat . . . Es gibt Menſchen“, fügte er mit jener feinen Ironie hinzu, die für dieſen Mann ſo bezeichnend iſt, „es gibt Menſchen, die man lieber als Märtyrer hat, denn zu Parteigenoſſen . . .“

III.

„Es gibt noch kein revolutionäres Volk in Rußland", so schrieb Peter Struwe in seinem ausländischen Organ „Oswoboschdenije" am 7./20. Januar 1905 — gerade zwei Tage vor dem von den Garderegimentern niedergewürgten Aufmarsch der Petersburger Arbeiter.

„Es gibt kein revolutionäres Volk in Rußland", so sprach aus dem Munde eines sozialistischen Renegaten der russische Liberalismus, der während einer dreimonatlichen Bankettperiode selbst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er die Hauptfigur auf der politischen Bühne sei. Und noch hatte diese Erklärung Rußland nicht erreicht, als der Telegraphendraht der Welt Kunde brachte vom Beginne der russischen Revolution.

. . . Wir hatten sie erwartet, wir hatten nicht an ihr gezweifelt. Sie war für uns nur der Schlußsatz unserer „Doktrin", die die Ignoranten aller politischen Schattierungen verspotteten. Sie glaubten nicht an die revolutionäre Rolle des Proletariats, dafür aber glaubten sie an die Macht der Semstwopetitionen, an Witte, an Swjatopolk-Mirski, an die Dynamitbüchse . . . Es gab kein politisches Vorurteil, an das sie nicht geglaubt hätten. Nur den Glauben an das Proletariat hielten sie für ein Vorurteil.

Nicht nur Struwe allein, sondern auch jene ganze „gebildete Gesellschaft", in deren Dienst er übergetreten war, wurde von den Ereignissen überrascht. Mit vor Schreck und Ohnmacht weitgeöffneten Augen beobachtete sie von den Fenstern aus das sich aufrollende historische Drama. Die Einmischung der Intelligenz in die Vorgänge trug einen wahrhaft erbärmlichen und nichtigen Charakter. Eine Deputation von Literaten und Professoren begab sich zu dem Fürsten Swjatopolk-Mirski und zum Grafen Witte — „mit der Hoffnung", wie die liberale Presse erklärte, „die Frage so zu beleuchten, daß es möglich sein würde, die Anwendung militärischer Gewalt zu vermeiden." Ein Berg bewegte sich gegen den anderen und das Häuflein von Demokraten glaubte, daß es genüge, bei zwei Ministern zu antichambrieren, um das Unabwendbare abzuwenden. Swjatopolk empfing die Deputation nicht, Witte zuckte hilflos die Achseln. Und um gleichsam mit Shakespearischer Freiheit etwas von einer Farce in die größte Tragödie hineinzubringen, erklärte die Polizei die armselige Deputation für eine „provisorische Regierung" und beförderte sie in die Peter-Paul-Festung.

Aber selbst in dem politischen Bewußtsein der Intelligenz, in diesem formlosen Nebelfleck, haben die Januartage eine scharfe Grenzlinie gezogen. Für eine unbestimmte Zeit hinaus haben sie unseren traditionellen Liberalismus mit seinem einzigen Eigentum: dem Glauben an den glückbringenden Wechsel der Personen in der Regierung, — zum alten Eisen gelegt. Das törichte Regiment des Swjatopolk-Mirski war für diesen Liberalismus eine Epoche der höchsten Blüte, der Reform-Ukas vom 25. Dezember — seine reifste Frucht. Aber der 22. Januar fegte den „Frühling" hinweg und stellte die militärische

Diktatur an seine Stelle. Er verschaffte dem unvergeßlichen General Trepow, den die liberale Opposition von seinem Posten eines Polizeimeisters von Moskau herabgestoßen hatte, die oberste Gewalt.

Gleichzeitig wurde die Trennung zwischen der Demokratie und der Zensus-Opposition in der liberalen Gesellschaft eine schärfere. Das Hervortreten der Arbeiter gab den radikalen Elementen der Intelligenz das Uebergewicht, wie früher das Auftreten der Semstwomänner den opportunistischen Elementen in die Hände gespielt hatte. Die Frage der politischen Freiheit trat in das Bewußtsein des linken Flügels der Opposition zum erstenmal in realer Gestalt als eine Frage des Kampfes, der Uebermacht, des Ansturms der schweren Arbeitermassen. Und zugleich erwies sich das revolutionäre Proletariat, die „politische Fiktion" von gestern, heute als eine mächtige Realität.

„Soll jetzt noch", so schrieb die einflußreiche liberale Wochenschrift „Prawo" nach den blutigen Januartagen, „der Gedanke von der politischen Mission des städtischen Proletariats Rußlands einem Zweifel unterzogen werden? Diese Frage ist augenscheinlich, wenigstens für den gegenwärtigen geschichtlichen Augenblick, gelöst — gelöst nicht von uns, sondern von denjenigen Arbeitern, die während der denkwürdigen Januartage, furchtbar durch die blutigen Ereignisse, ihre Namen in das heilige Buch der russischen politischen Bewegung eingetragen haben." Eine Woche liegt zwischen dem Artikel Struwes und diesen Zeilen — und doch trennt sie eine ganze geschichtliche Epoche!

IV.

Der 22. Januar war der Wendepunkt in dem politischen Bewußtsein der kapitalistischen Bourgeoisie.

Wenn in den letzten Jahren vor der Revolution zum großen Mißvergnügen des Kapitals eine ganze Schule für Regierungsdemagogie geschaffen worden war, die die Arbeiter zu ökonomischen Konflikten mit den Fabrikanten provozierte, um sie von Konflikten mit der Staatsgewalt abzulenken, so stockte jetzt, nach dem Blutigen Sonntag, der normale Ablauf des industriellen Lebens vollständig. Die Produktion wurde gleichsam stückweise in einer Pause zwischen zwei Ausbrüchen der Unruhe bewerkstelligt. Die wahnsinnigen Profite von den Militärlieferungen fielen nicht der Industrie zu, die eben eine Krise durchmachte, sondern einer kleinen Gruppe von privilegierten räuberischen Monopolisten, und waren nicht imstande, das Kapital mit der stetig wachsenden inneren Anarchie auszusöhnen. Ein Zweig der Industrie nach dem anderen geht zur Opposition über. Börsenvereine, Industriekongresse, sogenannte „Beratungsbureaus", das heißt verkappte Syndikate und andere Organisationen des Kapitals, gestern noch politisch unberührt, geben jetzt ihr Mißtrauensvotum ab gegen die absolutistisch-polizeiliche Staatsleitung und reden die Sprache des Liberalismus. Der städtische Kaufmann zeigte, daß er in Sachen der Opposition dem „aufgeklärten" Gutsbesitzer nicht nachstehe. Die Stadtverwaltungen schlossen sich nicht nur den Semstwos an

sondern sie stellten sich bisweilen an die Spitze dieser letzteren. Die durchwegs kaufmännische Moskauer Stadtverwaltung rückte zu dieser Zeit in die vorderste Reihe vor.

Der Kampf der verschiedenen Zweige des Kapitals untereinander um Gnadengaben seitens des Finanzministeriums tritt zurück gegenüber dem gemeinsamen Bedürfnisse nach Erneuerung der bürgerlichen und staatlichen Ordnung. An die Stelle der einfachen Ideen: Konzessionen und Subsidien — oder auch neben sie treten kompliziertere Ideen: Entwicklung der Produktionskräfte und Erweiterung des inneren Marktes.

Neben diesen Leitgedanken zieht durch alle die Petitionen, Schreiben und Resolutionen der organisierten Unternehmer die bohrende Sorge um die Pazifizierung der Arbeiter und Bauern. Das Kapital hat den Glauben an die alles heilende Wirkung der polizeilichen Repressalien verloren, die auf der einen Seite den Arbeiter an seinem lebendigen Leibe treffen, auf der anderen aber den Industriellen an seiner Tasche, und ist nun zu dem feierlichen Schlusse gelangt, daß der friedliche Verlauf der kapitalistischen Ausbeutung ein liberales Regime erfordert.

„Auch Du, Brutus!“ schluchzt die reaktionäre Presse, als sie sehen muß, wie die Moskauer altgläubigen Kaufleute, die Hüter der guten, alten Sitte, ihre Hände an die konstitutionellen „Plattformen“ legen. Aber dieses Schluchzen hält einstweilen den Textil-Brutus nicht zurück. Er muß seine politische Bahn durchlaufen, um zu Ende des Jahres, in dem Augenblicke, wo die proletarische Bewegung den Zenith erreicht haben wird, in den Schutz der durch die Jahrhunderte geheiligten, einzigen und unteilbaren Nagaika zurückzukehren.

V.

Aber am bedeutsamsten und tiefsten war der Einfluß des Januargemetzels auf das Proletariat von ganz Rußland. Von einem Ende bis zum anderen ging eine grandiose Streikwoge über das Land, seinen ganzen Körper erschütternd. Nach ungefährer Schätzung umfaßte der Streik 122 Städte und Dörfer, einige Bergwerke des Donezbassins und 10 Eisenbahnen. Die proletarischen Massen wurden bis in ihre Tiefen aufgewühlt. Der Streik zog gegen eine Million Menschen in seinen Bannkreis. Ohne Plan, oft ohne Forderungen, sich immer wieder erneuernd, nur dem Solidaritätsinstinkte gehorchend, beherrschte er fast zwei Monate lang das Land.

Auf dem Höhepunkte des Streikssturmes im Februar 1905 schrieben wir:

„Nach dem 22. Januar kennt die Revolution kein Halt mehr. Sie beschränkt sich nun nicht mehr auf die unterirdische, den Blicken verborgene Arbeit der Erweckung immer neuer und neuer Schichten, — sie ist dazu übergegangen, offen und rasch Reveille zu schlagen für ihre Fähnlein, Regimenter, Bataillone und Korps. Die Hauptmacht ihrer Armee bildet das Proletariat, daher ist der Streik ihre Trommel.

Eine Branche nach der anderen, eine Fabrik nach der anderen legen die Arbeit nieder. Das Eisenbahnpersonal tritt auf als der erste Schütze des Streiks, die Eisenbahnlinien sind die Verbreitungswege der Streikepidemie. Oekonomische Forderungen werden aufgestellt, die fast sofort erfüllt werden, — ganz oder teilweise. Aber weder der Beginn des Streiks, noch sein Ende werden voll und ganz durch den Charakter der aufgestellten Forderungen und die Form ihrer Befriedigung bedingt. Der Streik beginnt nicht deswegen, weil der ökonomische Kampf sich in bestimmte Forderungen festgerannt hat, — umgekehrt: die Forderungen werden gewählt und formuliert, weil man den Streik braucht. Man muß sich selbst, dem Proletariate an anderen Orten, endlich dem gesamten Volke seine angehäuften Kräfte, seine Klassensympathien, seine Kampfbereitschaft zeigen, — eine allgemeine revolutionäre Zählung ist notwendig. Die Ausständigen selbst, diejenigen, die sie unterstützen, diejenigen, die mit ihnen sympathisieren, jene, die sie fürchten, die sie hassen, — alle begreifen oder fühlen es unklar, daß dieser wütende Streik, der von Ort zu Ort stürmt, stehen bleibt, sich im Kreise dreht, bald einen Ort verläßt, bald diesen wieder heimsucht, dann aufs neue wieder fortgerissen wie ein Wirbelwind vorwärts stürmt, — alle begreifen oder fühlen es, daß er nicht aus eigener Kraft da ist, daß er nur den Willen der Revolution vollzieht, die ihn gesendet. Ueber dem Operationsfelde des Streiks — und das ist das ganze Land — schwebt etwas Furchtbares, Unheilkündendes, von Kühnheit Durchtränktes.

Nach dem 22. Januar kennt die Revolution kein Halt mehr. Ohne sich um das Kriegsgeheimnis zu kümmern, offen und laut, die Routine des Lebens verhöhnend, ihre Suggestion verjagend, führt sie uns zu ihrem Höhepunkt."

Der Oktoberstreik.

Der 22. Januar. Vor dem Winter-Palais.
(Nach einem Gemälde.)

Die gesperrte Universität.

„Sie glauben also, daß die Revolution herannaht?"
„Jawohl, sie ist nahe."
(„Nowoje Wremja", 5./18. Mai 1905.)
„Sie ist da!"
(„Nowoje Wremja", 14./27. Oktober 1905.)

I.

Völlig freie Volksversammlungen innerhalb der Universitätswände zu einer Zeit, da Trepow auf den Straßen mit unbeschränkter Gewalt herrschte — das ist eines der staunenerregendsten Paradoxe der revolutionär-politischen Entwicklung während der Herbstmonate des Jahres 1905. Irgend ein alter, unwissender General Glasow, der, wer weiß weshalb, Minister der Volksaufklärung geworden war, hatte gegen seinen eigenen Willen Freistätten für das freie Wort geschaffen. Die liberale Professorenschaft protestierte: die Universität gehört der Wissenschaft; für die Politik der Straße ist kein Raum in den Hörsälen der Hochschule. Fürst Sergius Trubetzkoi starb mit dieser Binsenwahrheit auf den Lippen. Doch die Pforten der Universitäten blieben im Verlaufe einiger Wochen weit geöffnet. Das Volk füllte alle Gänge, Auditorien und Säle, und die Arbeiter zogen direkt von der Fabrik in die Universität. Die Behörden gerieten in Verwirrung. Sie durften die Arbeiter bedrücken, verhaften, mit Füßen treten und niederknallen, solange diese sich auf der Straße oder in ihrer Wohnung befanden; sobald aber der Arbeiter die Schwelle der Universität überschritt, wurde er unantastbar. Die Vorzüge des konstitutionellen vor dem selbstherrischem Recht wurden auf diese Weise den Massen in anschaulichster Form vor Augen geführt.

Am 13. Oktober fanden die ersten freien Volksversammlungen in den Universitäten Petersburgs und Kiews statt. Die offizielle Telegraphenagentur schilderte mit Worten des Grauens und Entsetzens das Publikum, das sich in der Aula der Wladimir-Universität in Kiew versammelt hatte. Abgesehen von Studenten, wurde dieser Menschenhaufe nach dem Wortlaut des Telegramms gebildet von „unbeteiligten Personen beiderlei Geschlechts, Zöglingen der Mittelschulen und der städtischen Privatschulen, Arbeitern, verschiedenem Pöbel und sonstigen zerlumpten Subjekten".

Das revolutionäre Wort durchbrach die engen Schranken der unterirdischen Tätigkeitssphäre und füllte die Säle und Auditorien, die Gänge

und Höfe der Universitäten. Die Massen machten sich die in ihrer Einfachheit herrlichen Losungen der Revolution gierig zu eigen. Der unorganisierte, zufällige Haufe, der den Dummköpfen in den Reihen der Bureaukratie und den Strauchrittern der reaktionären Presse als Pöbel erschien, legte eine moralische Disziplin und ein politisches Feingefühl an den Tag, das sogar bürgerlichen Schriftstellern Worte des Staunens entlockte.

„Was mich besonders auf dem Meeting in der Universität frappierte", schrieb der Mitarbeiter der „Russj", „war die ungewöhnliche, musterhafte Ordnung! In der Aula wurde eine kleine Pause angesagt, und ich schlenderte durch die Gänge. Der Hauptgang bot das bewegte Bild einer Straße. Alle anliegenden Auditorien waren dicht besetzt — hier fanden die Meetings der einzelnen Fraktionen statt. Der Gang selbst war bis auf den letzten Platz besetzt, und die Menge flutete in einem fort auf und ab. Andere wieder saßen auf den Fensterbrettern, Bänken und Schränken. Man rauchte. Gesprochen wurde nur halblaut. Man konnte meinen, man befand sich auf einem zahlreich besuchten Raout*, bloß ernster als gewöhnlich. Und dennoch war das alles Volk — unverfälschtes, urwüchsiges Volk, mit schwieligen, roten Arbeitshänden, mit jenen erdfarbigen Gesichtern, die Leuten zu eigen sind, die sich bei Tage in geschlossenen, ungesunden Räumen aufhalten. Und bei allen glänzten die Augen hell in den tiefen Augenhöhlen . . . Für alle diese kleingewachsenen, engbrüstigen, schlechtgenährten Leute, die direkt aus der Fabrik, aus der Werkstatt hergekommen waren, wo Eisen gehärtet und Gußeisen geschmolzen wird, wo vor Rauch und Hitze der Atem stockt, war die Universität eine Art Tempel, hoch und geräumig, in schneeweißer Helle funkelnd. Und jedes Wort, das hier ertönte, klang ihnen wie ein Gebet."

Hier herrschten ungeteilt die Redner der Revolution. Hier knüpfte die Sozialdemokratie die zahllosen Atome der Volksmasse durch ein lebendiges, festes, politisches Band zu einem Ganzen zusammen. Hier gab sie den tiefen sozialen Leidenschaften der Massen durch knappe, revolutionäre Losungen Ausdruck. Die Menge, die die Universität verließ, war nicht mehr dieselbe, die sie vorher betreten hatte . . . Die Meetings fanden tagtäglich statt. Die Stimmung in den Arbeiterkreisen wuchs mit jedem Tage mehr, doch die Partei gab keine konkreten Direktiven. Eine allgemeine Massenaktion sollte weit später stattfinden — am Jahrestage des 22. Januar, zur Zeit der Einberufung der Reichsduma, die am 23. Januar zusammentreten sollte. Der Eisenbahnerverband hatte die Zusicherung gegeben, den Abgeordneten der Bulyginschen Duma den Weg nach Petersburg abzuschneiden. Doch die Ereignisse waren schneller, als je erwartet werden konnte.

---

* Abend-Gesellschaft.

II.

Am 2. Oktober streikten die Setzer in der Druckerei von Sytin in Moskau. Sie verlangten eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Erhöhung des Akkordlohnes für je 1000 Buchstaben, die Interpunktionszeichen nicht ausgenommen; dieses geringfügige Ereignis eröffnete nicht mehr und nicht weniger als den allrussischen politischen Streik, denselben Streik, der, wegen Interpunktionszeichen entstanden, den Absolutismus zur Strecke brachte.

Den Streik bei Sytin machte sich — wie das Polizeidepartement in seiner Erklärung sich beklagte — eine illegale Verbindung, die sich „Verband der Moskauer Typo- und Lithographenarbeiter" nannte, zunutze. Am Abend des 7. Oktober streikte man bereits in 50 Druckereien. Am 8. Oktober wurden auf einer vom Stadthauptmann genehmigten Versammlung die Forderungen der Arbeiter ausgearbeitet. Der Stadthauptmann ersah in ihnen ein willkürliches Vorgehen des Delegiertenrates der Druckereien und versuchte im Namen der persönlichen Unabhängigkeit der Arbeiter, die von der Willkür der proletarischen Selbsttätigkeit bedroht seien, den Setzerstreik mit der Polizeifaust niederzuknütteln.

Doch der Streik, aus Anlaß der Interpunktionszeichen entstanden, hatte auch schon andere Industriezweige ergriffen. Es streikten die Moskauer Bäckereiarbeiter, und zwar so beharrlich, daß zwei Hundertschaften des ersten Don-Kosakenregiments sich veranlaßt sahen, die Bäckerei von Philippoff mit der unserem herrlichen Kriegsheer eigenen Tapferkeit im Sturm zu nehmen. Am 14. Oktober wurde aus Moskau telegraphisch gemeldet, daß der Streik in den Fabriken im Abnehmen begriffen sei. Es handelte sich aber nur um eine flüchtige Ruhepause.

Am 15. Oktober faßten die Petersburger Setzer den Beschluß, ihre Solidarität mit den Moskauer Kollegen durch einen dreitägigen Demonstrationsstreik zum Ausdruck zu bringen. Aus Moskau wurde telegraphisch gemeldet, daß der Streik in den Fabriken andauerte. Zu Zusammenstößen in den Straßen kam es nicht: der beste Bundesgenosse der Ordnung war das eingetretene heftige Regenwetter.

Die erste Verwarnung erfolgte seitens der Eisenbahner, denen es beschieden war, eine ganz eminente Rolle in den Oktoberkämpfen zu spielen. Am 12. Oktober begann es in den Werkstätten der Moskau-Kursker- und der Moskau-Kasan-Bahn zu gären. Diese beiden Bahnen sind bereit, schon am 14. Oktober die Kampagne zu eröffnen. Sie werden jedoch vom Eisenbahnverband zurückgehalten, der sich von partiellen Streiks im gegenwärtigen Augenblick keinen Erfolg verspricht. Gestützt auf die Erfahrungen der Februar-, April- und Julistreiks auf einzelnen Bahnstrecken, bereitet er einen allgemeinen Eisenbahnerstreik zur Zeit der Einberufung der Reichsduma vor. Doch die Gärung hält an. Schon am 3. Oktober waren die Delegierten der Eisen-

bahner zu einer offiziellen Beratung über die Frage der Pensionskassen in Petersburg zusammengetreten. Diese Versammlung erweiterte nun eigenmächtig die engen Rahmen ihrer Kompetenz und verwandelte sich unter Applaus der ganzen Eisenbahnerwelt zu einem unabhängigen professionell-politischen Kongreß. Von allen Seiten liefen Begrüßungen und Zustimmungskundgebungen bei dem Kongreß ein, — die Gärung im Volke erhielt ständig neue Nahrung, sie wuchs und wuchs, und der Gedanke, unverzüglich einen allgemeinen Eisenbahnerstreik zu inszenieren, tritt im Moskauer Knotenpunkt stärker und stärker hervor.

Am 16. Oktober wird telephonisch aus Moskau berichtet, daß der Streik in den Fabriken allmählich abflaue. Auf der Moskau-Brest-Bahn, wo die Werkstätten streikten, sei eine Strömung für Wiederaufnahme der Arbeit bemerkbar.

Der Eisenbahnerverband hat noch keinen festen Entschluß gefaßt — er erwägt noch und schwankt.

Eine Delegiertenversammlung der Druckerei-, Maschinenbau-, Tischlerei-, Tabak- und vieler anderer Arbeiter beschließt, einen allgemeinen Delegiertenrat aller Moskauer Arbeiter ins Leben zu rufen.

In den folgenden Tagen scheint es, als ob eine gewisse Beruhigung eingetreten sei. Der Streik in Riga wird aufgehoben. Am 17. und 18. Oktober werden in vielen Moskauer Druckereien die Arbeiten wieder aufgenommen. Die Zeitungen erscheinen wieder. Am darauffolgenden Tage stellen sich nach einwöchentlicher Unterbrechung die Saratower Zeitungen wieder ein, und es hat fast den Anschein, als ob gar nichts auf die herannahenden Ereignisse hinwiese.

Auf dem Universitätsmeeting in Petersburg am 18. Oktober wird eine Resolution angenommen, die auffordert, mit dem Sympathiestreik zur angegebenen Frist einzusetzen. Am 19. nehmen die Petersburger Setzer nach dreitägigem Manifestationsstreik die Arbeit wieder auf. Am selben Tage verkündet der Stadthauptmann, daß in den Fabriken der Schlüsselburger Trace völlige Ordnung herrsche und daß die Arbeit, die infolge der Moskauer Nachrichten eingestellt worden war, überall wieder aufgenommen sei. Am 20. tritt die Hälfte der Arbeiter auf den Newski-Schiffsbauwerken wieder zur Arbeit an, und jenseits der Newapforte sind alle Fabriken im Gange, mit Ausnahme der Obuchow-Werke, die einen politischen Streik bis zum 23. Oktober proklamiert hatten.

Alle diese Vorkommnisse mußten den Anschein erwecken, als ob der Streik nach einigen regellosen Versuchen aufgegeben, in weite Ferne gerückt sei . . . Es schien aber bloß so . . .

III.

In Wirklichkeit jedoch traf der Streik Anstalten, sich in seiner ganzen gewaltigen Macht zu entfalten, sein Werk in kürzester Frist zu vollenden — und erfaßte mit einem Schlage die Eisenbahnen.

Unter dem Einfluß der gespannten Stimmung auf allen Eisenbahnlinien, insbesondere auf dem Moskauer Knotenpunkt, beschloß das Zentralbureau des Eisenbahnerverbandes, schon jetzt den allgemeinen Streik zu proklamieren. Es war hierbei nur eine allgemeine Probemobilisation aller vorhandenen Streitkräfte ins Auge gefaßt; der Kampf selbst wurde wie früher für den Januar anberaumt.

Der 20. Oktober brachte die Entscheidung. „Die Herzkrämpfe haben begonnen" — schrieb die Nowoje Wremja. Die Moskauer Eisenbahnen starben eine nach der anderen ab. Moskau selbst wurde vom ganzen Lande isoliert. Der Telegraph brachte einander überstürzende schreckerfüllte Nachrichten: Nischni-Nowgorod, Arsamas, Kaschira, Rjasan, Wenew, alle klagten um die Wette über den „Verrat" der Eisenbahner.

Am 20. trat die Moskau-Kasan-Bahn in den Streik und in Nischni-Nowgorod streikte die Romodanow-Zweigbahn. Am folgenden Tage breitete sich der Streik über folgende Linien aus: Moskau-Jaroslaw, Moskau-Nischni, Moskau-Kursk. Die übrigen zentralen Punkte schlossen sich aber dem Streik nicht sofort an.

Am 21. Oktober wurde bei einer Beratung der Angestellten des Petersburger Knotenpunktes beschlossen, unverzüglich an die Organisation des auf dem Aprilkongreß in Moskau gegründeten Eisenbahnerverbandes zu schreiten, um der Regierung in der Folge ein Ultimatum zu stellen und die Forderungen durch einen Streik des gesamten Eisenbahnnetzes zu unterstützen. Vom Streik wurde hier noch in unbestimmter Zukunft gesprochen.

Am 22. Oktober breitet sich der Streik auf die Bahnlinien Moskau-Kiew-Woronesch, Moskau-Brest aus. Er wird Herr der Situation und wirft, festen Boden unter sich fühlend, alle gemäßigten, abwartenden oder gar feindlichen Beschlüsse über den Haufen.

Am 22. Oktober werden auf einer außerordentlichen Sitzung des Petersburger Delegiertenkongresses der Eisenbahnangestellten die allgemeinen Losungen des Eisenbahnerstreikes formuliert und allen Eisenbahnlinien auf telegraphischem Wege mitgeteilt: Achtstundentag, bürgerliche Freiheiten, Amnestie, konstituierende Versammlung.

Der Streik beginnt mit sicherer Hand im Lande zu schalten und zu walten. Alle Unschlüssigkeit verläßt ihn. Mit der Zahl seiner Teilnehmer wächst auch ihr Selbstbewußtsein. Ueber die ökonomischen Forderungen des Berufes erheben sich die revolutionären Forderungen der Klasse. Die engen beruflichen und lokalen Rahmen sprengend, fängt der Streik an sich als Revolution zu fühlen — und das verleiht ihm eine ungeahnte Entschlossenheit.

Er saust die Schienenstränge entlang und schließt mit mächtiger Hand den Weg hinter sich ab. Er verkündet durch den Telegraphendraht der Bahnlinie, daß er naht, und er entsendet nach allen Richtungen den Befehl: Auf zum Streik! — Am 22. meldeten die Zeitungen, daß auf der Kasan-Bahn irgend ein Elektrotechniker Bjednow mit Flugblättern verhaftet worden sei. Sie hofften noch immer, den Streik aufzuhalten, indem sie ein Päckchen Flugblätter konfiszierten. Die Narren! Der Streik verfolgt das große stolze Ziel, das gesamte industrielle und Handelsleben des Landes zum Stillstand zu bringen — und er läßt bei seiner Riesenaufgabe das kleinste Detail nicht außer Acht. Wo der Telegraph sich weigert, in seinen Dienst zu treten, zerreißt er mit kriegerischer Entschlossenheit den Draht, macht er die Telegraphenstangen dem Erdboden gleich. Er gebietet den ruhelosen Lokomotiven Stillstand und läßt ihren Dampf ausströmen. Er bezwingt die Elektrizitätswerke oder beschädigt dort, wo seine Arme noch nicht hinreichen, die elektrischen Leitungen und versenkt die Bahnhöfe in Finsternis. Wo eigensinniger Widerstand seine Pläne zu kreuzen versucht, schreckt er nicht zurück, die Schienenstränge aufzureißen, das Semaphor zu verderben, Lokomotiven umzustürzen, den Weg zu versperren, Eisenbahnwagen quer über die Brücken zu stellen. Er bringt in den Elevator ein und setzt der Tätigkeit der Hebemaschinen ein Ende.

Bloß für seine eigenen Zwecke entbindet er sich vom Gelübde des Nichtstuns. Er setzt Druckereien in Bewegung, wenn er Revolutionsbulletins bedarf, er benutzt den Telegraph für Streikbefehle und führt Eisenbahnzüge mit den Delegierten der Streikenden.

Sonst aber gestattet er keine Ausnahmefälle: er schließt Fabriken, Apotheken, Läden und Gerichte.

Hin und wieder erschlafft seine Aufmerksamkeit, und seine Wachsamkeit nimmt hier und da ab. Zuweilen bricht ein zufälliger Eisenbahnzug durch die von ihm gezogenen Schranken — dann läßt er ihm nachsetzen. Wie ein Verbrecher eilt der Zug an finsteren, leeren Bahnhöfen ohne Telegraphensignale vorüber, von Schreck und banger Ungewißheit begleitet. Er entgeht seinem Schicksal nicht, der Verfolger ereilt ihn und packt ihn mit eiserner Faust, bevor er noch sein Ziel erreicht hat.

Der Streik wendet alle Mittel an: er ruft, überredet, beschwört, fleht auf den Knien — wie es eine Rednerin auf dem Bahnsteig des Kursker Bahnhofes in Moskau tat —, er droht, flößt Furcht ein, steinigt und feuert endlich aus der Browningpistole. Er will sein Ziel erreichen, koste es, was es wolle. Er hat zu viel auf die Karte gesetzt: das Blut der Väter, das Brot der Kinder und endlich die Reputation seiner eigenen Kraft. Eine ganze Klasse gehorcht seinen Befehlen; ist es dann verwunderlich, wenn er ein unbedeutendes Teilchen, das sich ihm, von seinen Feinden betört, in den Weg stellt, mit einem unsanften Stoß zur Seite wirft?

IV.

Die Bewegnerven des Landes sterben mit jedem Tage mehr ab. Das wirtschaftliche Leben stockt. Smolensk, Kirsanow, Tula, Lukojanow, die vom Verkehr fast völlig abgeschnitten sind, jammern über den eingetretenen Eisenbahnerstreik und flehen vergeblich um Hilfe. Die plumpen Eisenbahnbataillone sind außerstande, etwas zu tun, da die ganze Linie, das ganze hiesige Eisenbahnnetz gegen sie ist.

Am 23. Oktober streiken alle durch Moskau laufenden Bahnen, darunter auch die Nikolaibahn (bis Twer) — und Moskau verliert sich völlig im Zentrum eines ungeheueren Territoriums.

Am Abend des 23. Oktober versammeln sich die streikenden Eisenbahner in der Aula der Moskauer Universität und fassen den Beschluß, zu streiken, bis alle ihre Forderungen erfüllt sind.

Der Eisenbahnerstreik breitete sich vom Zentrum nach der Peripherie aus. Am 21. streikte die Rjasan-Uralbahn, am 22. die Brjansker Linie, am 23. die Linie Kursk-Charkow-Sewastopol, die Katarineneisenbahn und alle Linien des Charkower Knotenpunktes. Die Lebensmittelpreise stiegen überall rapid, und schon am 24. hatte Moskau über Milchmangel zu klagen.

An diesem Tage machte der Streik neue Fortschritte. Auf der Samara-Slatoustowsker Bahn wurde der Verkehr eingestellt. Es streikte der Oreler Knotenpunkt. Auf den Südwestbahnen stellten die wichtigsten Stationen die Arbeit ein. Es stockte der Verkehr auf den Poljessikibahnen. In Saratow trafen im Laufe des Tages drei Züge, ausschließlich mit Delegierten, ein, die von den Streikenden gewählt waren. Die Delegiertenzüge wurden, wie der Telegraph meldete, unterwegs überall mit heller Begeisterung begrüßt.

Der Streik breitete sich mit unaufhaltsamer Gewalt aus, eine Linie nach der anderen, einen Eisenbahnzug nach dem anderen in seinen Bannkreis ziehend. Am 24. Oktober erließ der kurländische Generalgouverneur eine eilige Verfügung, die die Arbeitseinstellung auf den Bahnen mit Gefängnishaft bis zu drei Monaten bedrohte. Die Antwort hierauf erfolgte prompt. Schon am 25. langten keine Züge mehr in Windau an. Die Linie streikte, und am 28. wurde auch die Arbeit auf dem Windauer Elevator eingestellt.

In der Nacht vom 24. zum 25. wurde der Verkehr auf allen Weichselbahnen eingestellt und am Morgen des 25. der Petersburger Zug nicht mehr aus Warschau abgelassen. Am selben Tage umschloß der Streik ganz Petersburg wie mit einem Ringe. Der revolutionäre Instinkt hatte ihn die richtige Taktik finden lassen: er mobilisierte zuerst die Provinz, bombardierte die Hauptstadt mit Tausenden schreckerfüllter Telegramme und schuf dadurch die Vorbedingungen für einen günstigen, psychologischen Moment.

Am Morgen des 25. wurde auf dem gesamten Petersburger Knotenpunkt mit vollster Einmütigkeit die Arbeit niedergelegt. Nur die Finnländische Bahn arbeitete noch in Erwartung der revolutionären Mobilisation Finnlands —

und stellte erst nach vier Tagen, am 29., den Verkehr ein. Am 26. erreichte der Streik Reval, Libau, Riga und Brest. Es streikte ein Teil der Taschkentbahn. Am 27. trat die Transkaukasische Bahn in den Streik. Am selben Tage breitete sich der Streik auch auf die Sibirische Bahn aus: beginnend mit Tschita und Irkutsk und, sich von Osten nach Westen fortbewegend, erreichte er am 30. Oktober Tscheljabinsk. Am 28. Oktober streikte die Station Baku, am 30. Odessa.

Zur Paralyse der Bewegnerven trat auf kurze Zeit die der Gefühlsnerven hinzu: die telegraphische Verbindung wurde unterbrochen — am 24. Oktober in Charkow, am 26. in Tscheljabinsk und Irkutsk, am 27. in Moskau, am 28. in Petersburg.

Aus Anlaß des Eisenbahnerstreiks verweigerte die Post die Annahme der Korrespondenz nach anderen Städten.

Auf der alten Moskauer Trace zeigte sich die altertümliche Troika (Dreigespann) mit ihrem metallbeschlagenen Krummholz.

Es ruhten nicht nur alle Bahnen des europäischen Rußlands und Russisch-Polens, sondern auch die Transkaukasische und Sibirische Bahn. Es streikte die gesamte Eisenbahnerarmee — dreiviertel Millionen Menschen!

V.

Es erschienen besorgte Bulletins der Getreide-, Fleisch-, Gemüse- und Fischbörse usw. Die Lebensmittelpreise, besonders die Fleischpreise, stiegen rapid. Die Effektenbörse krachte in allen Fugen. Die Revolution war stets ihre Todfeindin gewesen. Sobald sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, wurde die Börse stets von sinnloser Angst erfaßt. Sie stürzte zum Telegraphen, doch dieser schwieg voll Feindseligkeit. Auch die Post versagte. Die Börse klopfte nun bei der Reichsbank an, doch diese übernahm für Terminanweisungen keine Verantwortung. Die Aktien der industriellen und Eisenbahnunternehmungen wurden wie eine Schar erschreckter Vögel aufgescheucht, flogen aber nicht nach oben, sondern stürzten nach unten. Im dunkeln Reiche der Börsenspekulation war Furcht und Zähneklappern. Der Geldverkehr wurde schwierig. In der Residenz liefen keine Zahlungen mehr aus der Provinz ein. Firmen, die stets baar bezahlt hatten, stellten ihre Zahlungen ein, und die Zahl der protestierten Wechsel stieg rapid. Trassanten, Remittenten, Giranten und Kavenlen eilten geschäftig und voll Besorgnis hin und her und forderten, daß die sich auf sie beziehenden Gesetzesverfügungen umgangen würden, weil der Streik, die Revolution, alle Gesetze des wirtschaftlichen Verkehrs verletzt hatte.

Der Streik begnügt sich nicht mit den Eisenbahnen, er durchbricht die zu eng gezogenen Grenzen und ist unablässig bestrebt, die Allgemeinheit zu umfassen.

Nachdem er den Dampf aus den Lokomotiven ausströmen und die Lichter auf den Bahnhöfen löschen ließ, zieht er mit einem Haufen Eisenbahnarbeitern

in die Stadt. Er hält die Straßenbahnwagen auf, ergreift das Pferd des Droschkenkutschers am Zügel und zwingt den Fahrgast, auszusteigen, er schließt die Läden, Restaurants, Cafés und Wirtshäuser und tritt mit sicheren, festen Schritten an die Tore der Fabrik. Dort wird er schon erwartet. Das Alarmsignal ertönt, die Arbeit wird eingestellt und der Menschenhaufe auf der Straße wächst. Er geht weiter und trägt zuletzt schon eine rote Fahne vor sich her. Auf der Fahne steht, daß er die Konstituante, daß er die Republik fordert und für den Sozialismus kämpft. Er geht an den Redaktionsräumen eines reaktionären Blattes vorbei. Haßerfüllt blickt er auf diesen Herd geistiger Vergiftung, und wenn ihm ein Stein in die Hand gerät, schleudert er ihn wuchtig in ihre Fenster. Die liberale Presse, die sich dem Glauben hingibt, dem Volke zu dienen, sendet ihm eine Deputation entgegen, verspricht, Versöhnung hineinzutragen in diese schrecklichen Tage und bittet um Schonung. Ihre Fürbitte wird unbeachtet gelassen. Die Setzkasten werden hastig zurückgeschoben, die Setzer stürmen auf die Straße. Die Geschäftsbureaus, die Banken werden geschlossen . . . Ungeteilt herrscht der Streik.

Am 23. Oktober beginnt der allgemeine politische Streik in Moskau, Charkow und Reval. Am 24. in Smolensk, Koslow, Ekaterinoslaw und Lodz. Am 25. in Kursk, Samara und Poltawa. Am 26. in Petersburg, Minsk, Krementschug, Simferopol. Am 27. in Homel, Kalisch, Rostow am Don, Tiflis, Irkutsk. Am 28. in Wilna, Odessa, Batum. Am 29. in Orenburg. Am 30. in Dorpat, Witebsk, Tomsk. Außerdem streiken: Riga, Libau, Warschau, Bjelostock, Kowno, Dwinsk, Pskow, Poltawa, Nikolajew, Mariupol, Kasan, Tschenstochow, Slatoust usw. Ueberall stockt das industrielle Leben, vielerorts auch der Handel. Die Lehranstalten werden geschlossen. Dem Streik des Proletariats schließen sich auch die Verbände der Intelligenz an. Die Geschworenen weigern sich an vielen Orten, an den Gerichtsverhandlungen teilzunehmen, die Rechtsanwälte, die Verteidigung zu führen, die Aerzte, Kranke zu behandeln. Die Friedensrichter schließen ihre Gerichtsstuben.

VI.

Der Streik organisiert kolossale Volksversammlungen — die Spannung in den Massen und die Verwirrung in den Regierungskreisen wächst, sich gegenseitig ständig neue Nahrung gebend. Die Straßen und Plätze werden von militärischen Streifwachen zu Fuß und zu Pferde besetzt. Kosaken suchen die Streikenden zu offenem Widerstand zu provozieren: sie sprengen in die Menge hinein, schlagen mit ihren Peitschen blindwütig um sich, hauen mit den Säbeln und feuern ohne Warnung aus dem Hinterhalte.

Dort, wo es möglich ist, zeigt der Streik, daß er mehr ist als eine einfache Arbeitsniederlegung, als ein passiver Protest mit über der Brust gekreuzten Armen. Er verteidigt sich und geht aus seiner Defensive zur Offensive über.

In einigen südlichen Städten errichtet er Barrikaden, bemächtigt er sich der Gewehrmagazine, bewaffnet er sich und leistet, wenn auch nicht siegreichen, so doch heroischen Widerstand.

In Charkow bemächtigte sich die Menge am 23. Oktober nach einem Meeting eines Gewehrladens. Am 24. wurden neben der Universität von Arbeitern und Studenten Barrikaden aufgebaut. Quer über die Straße wurden abgehauene Telegraphenstangen gelegt, darauf eiserne Torflügel, Fensterläden, Gitter, Holzkisten, Bretter und Balken geworfen und all das war mit einem Netz von Telegraphendrähten bedeckt. Eine Anzahl von Barrikaden waren auf steinernem Fundament errichtet, auf den Holzklötzen und Balken ruhten schwere Steinplatten, die aus den Trottoiren herausgerissen waren. Bis gegen 1 Uhr mittags waren mittels dieser einfachen und doch vornehmen Architektur zehn Barrikaden entstanden. Auch die Eingänge und Fenster der Universität wurden verbarrikadiert. Ueber den Rayon, auf dem sich die Universität befindet, wurde der Belagerungszustand verhängt und das Oberkommando über ihn dem zweifellos heldenmütigen Generalleutnant Mau übertragen. Der Gouverneur zog es jedoch vor, ein friedliches Uebereinkommen anzubahnen. Mit Vermittelung der liberalen Bourgeoisie werden die Bedingungen einer ehrenvollen Kapitulation ausgearbeitet, man organisiert eine Miliz, die seitens der Einwohner mit Begeisterung begrüßt und empfangen wird. Die Ordnung wird von der Miliz wieder hergestellt, aber sie währte nur kurze Zeit, denn von der Petersburger Regierung traf sehr bald der Befehl ein, die geschaffene Ordnung mit bewaffneter Macht niederzureißen. Die Miliz wird, kaum ins Leben gerufen, auseinandergejagt, und die Stadt befindet sich wieder in der Gewalt der Hooligans zu Fuß und zu Pferde.

In Ekaterinoslaw wurden am 24. Oktober nach heimtückischer Niedermetzelung einer friedlichen Menschenmenge durch Kosaken zum erstenmal auf den Straßen Barrikaden errichtet. Es waren ihrer sechs. Die größte und stärkste stand auf dem Brjanskiplatz. Umgestürzte Fuhrwerke, Schienen, Stangen, Dutzende sonstiger kleinerer Gegenstände — alles, was die Revolution nach dem Worte Viktor Hugos dem alten Regime an den Kopf werfen kann — wurde für deren Bau verwendet. Das Skelett der Barrikade war mit einer dichten Sandschicht bedeckt. An den Seiten waren Gräben aufgeworfen und vor der Barrikade Drahtsperren errichtet. Jede dieser Barrikaden war vom frühen Morgen an mit einigen hundert Personen besetzt. Der erste Ansturm der Truppen war erfolglos, und erst um $3^1/_2$ Uhr bemächtigten sich die Soldaten der ersten Barrikade. Als sie zum Angriff vorgingen, wurden von den Dächern der Häuser zwei Bomben gegen sie geschleudert; unter den Soldaten gab es Tote und Verwundete. Gegen Abend wurden alle Barrikaden von den Truppen gestürmt. Am folgenden Tage herrschte in der Stadt die Ruhe eines Friedhofes. Das Militär putzte seine Gewehre, und die Revolution trug ihre Toten zu Grabe.

Der 29. Oktober sah Barrikaden in Odessa. Gegen Morgen werden auf der Preobraschensky- und Richelieustraße die Straßenbahnwagen umgestürzt,

Schilder herabgerissen, Bäume gefällt, Bänke herbeigetragen. Umspannt mit Stacheldrahtsperren nahmen vier Barrikaden die ganze Breite der Straße ein. Sie wurden vom Militär im Sturm genommen und mit Hilfe der Hausknechte niedergerissen.

In vielen anderen Städten kam es auf den Straßen zu blutigen Zusammenstößen mit dem Militär, wurden Versuche gemacht, Barrikaden zu errichten. Doch im großen und ganzen waren die Oktobertage Tage des politischen Streiks, revolutionärer Manövergänge, Tage der allgemeinen Mobilisation, Tage des Aufmarsches aller Streitkräfte, keinesfalls aber solcher des bewaffneten Aufstandes.

VII.

Und trotzdem wich der Absolutismus zurück. Die furchtbare Spannung, die das ganze Land ergriffen hatte, die schreckerfüllten Berichte aus den Provinzen, die schon durch ihre Menge niederschmetternd wirkten, die völlige Ungewißheit, was der folgende Tag bringen würde — dies alles rief in den Regierungskreisen eine unglaubliche Panik hervor. Das volle, unbedingte Vertrauen zur Armee war geschwunden; auf den Meetings erschienen auch Soldaten, und Redner aus den Offizierskreisen gaben die Versicherung ab, daß ein Drittel der Armee auf der Seite des Volkes stünde. Der Eisenbahnerstreik schuf zudem unüberwindliche Schwierigkeiten für militärische Beruhigungsmaßnahmen. Und schließlich — die europäische Börse! Diese begriff sofort, daß sie es mit einer Revolution zu tun hatte, und erklärte, daß sie diesen Zustand nicht länger dulden wolle. Sie forderte Ruhe und konstitutionelle Garantien.

Der Absolutismus, der den Kopf verloren hatte und sich aus seinen Positionen gedrängt sah, wich zurück. Man verkündete das Manifest vom 30. Oktober, Graf Witte wurde zum Ministerpräsidenten ernannt, und das — möge er versuchen, es zu bestreiten! — nur infolge des Sieges des revolutionären Streiks oder, genauer gesagt: infolge der Unvollkommenheit dieses Sieges. In der Nacht vom 30. zum 31. zog das Volk mit roten Fahnen durch die Straßen, forderte Amnestie, es sang auf den Plätzen, wo die Januarmorde geschehen waren, das Trauerlied, und stieß vor den Fenstern Pobjedonoszews, sowie vor den Redaktionsräumen der Nowoje Wremja laute Flüche und Verwünschungen aus . . . Am 31. Oktober früh morgens fanden bereits die ersten Mordtaten der konstitutionellen Aera statt.

Der Feind war noch nicht zu Boden geworfen, bloß zurückgewichen auf kurze Zeit vor der unerwartet auftauchenden Gewalt. Der Oktoberstreik zeigte, daß die Revolution jetzt imstande war, die gesamte städtische Bevölkerung Rußlands mit einem Schlage mobil zu machen. Das war ein ungeheuerer Schritt vorwärts, — und die herrschende Reaktion bewertete ihn richtig, als sie den Oktoberaufmarsch der revolutionären Kräfte einerseits mit dem Manifest vom 30. Oktober beantwortete, und andererseits mit der Mobilisation aller ihrer Streitkräfte für die Eröffnung der Aera des schwarzen Terrors.

VIII.

Vor mehr als zehn Jahren hat Plechanow auf dem Londoner Internationalen Sozialistischen Kongreß gesagt: die russische revolutionäre Bewegung wird als Arbeiterbewegung siegen oder sie wird überhaupt nicht zum Siege gelangen.

Am 30. Oktober bestätigte die Selbstherrschaft den ersten ernstlichen Sieg der Revolution — und dieser Sieg war vom Proletariat errungen worden. Plechanow hatte recht: die revolutionäre Bewegung siegte als Arbeiterbewegung.

Es muß zugegeben werden, der Oktoberstreik wurde nicht nur materiell von der Bourgeoisie gefördert, sondern auch durch den Streik der Vertreter der liberalen Berufe unterstützt. Allein, das ändert an der Sache nichts. Der Streik der Ingenieure, Rechtsanwälte und Aerzte konnte ein selbständige Bedeutung nicht haben. Er verstärkte nur in geringem Maße die politische Bedeutung des allgemeinen Streiks der Vertreter der physischen Arbeit. Dagegen unterstrich er die unbestreitbare, unbeschränkte Hegemonie des Proletariats im revolutionären Kampfe: die liberalen Berufe, die sich nach dem 22. Januar die fundamentalen, demokratischen Losungen, die von den Petersburger Arbeitern proklamiert wurden, angeeignet hatten, unterwarfen sich im Oktober sogar jener Kampfesmethode, die die spezifische Macht des Proletariats darstellt — dem Streik. Der revolutionärste Flügel der Intelligenz, die Studentenschaft, hatte den Streikkampf schon längst, unter feierlichen Protesten der gesamten liberalen Professorenschaft, aus der Fabrik in die Universität hineingetragen. Die weitere Entwicklung der revolutionären Hegemonie des Proletariats trug den Streik in die Gerichtsräume, Apotheken, Landschaftsämter und Magistrate hinein.

Der Oktoberstreik war eine Demonstration der proletarischen Hegemonie in der bürgerlichen Revolution und zu gleicher Zeit — eine Demonstration der Hegemonie der Stadt in einem Bauernlande.

An Stelle der Macht der Erde, die von den Volkstümlern vergöttert wurde, trat nun die Despotie der kapitalistischen Stadt.

Die Stadt war Herrin der Situation geworden. Sie konzentrierte enorme Reichtümer in sich, sie machte sich das Dorf durch die eisernen Schienenstränge untertan, sie lockte auf diesen Schienensträngen die besten Kräfte der Initiative und des Schaffens aus allen Gebieten zu sich heran, sie unterwarf das ganze Land ihrer materiellen und geistigen Führerschaft. Vergebens weist die Reaktion auf den geringen Prozentsatz der städtischen Bevölkerung hin und findet Trost in der Behauptung, daß Rußland noch immer — ein Bauernland sei. Die politische Rolle der modernen Stadt wird ebensowenig an der nackten Ziffer ihrer Einwohnerschaft gemessen, wie ihre ökonomische Rolle. Das Zurückweichen der Reaktion vor dem Streik in den Städten unter dem Schweigen des Dorfes ist der beste Beweis für die Diktatur der Stadt.

Die Oktobertage zeigten, daß die Hegemonie in der Revolution der Stadt gehört und in der Stadt — dem Proletariat. Gleichzeitig jedoch deckten sie die politische Isoliertheit der bewußt-revolutionären Stadt von dem spontan-erregten Dorfe auf.

Die Oktobertage rollten in der Praxis in kolossalem Maßstabe die Frage auf: wem gehört die Armee? Sie zeigten, daß von der Lösung dieser Frage das Schicksal der russischen Freiheit abhängt.

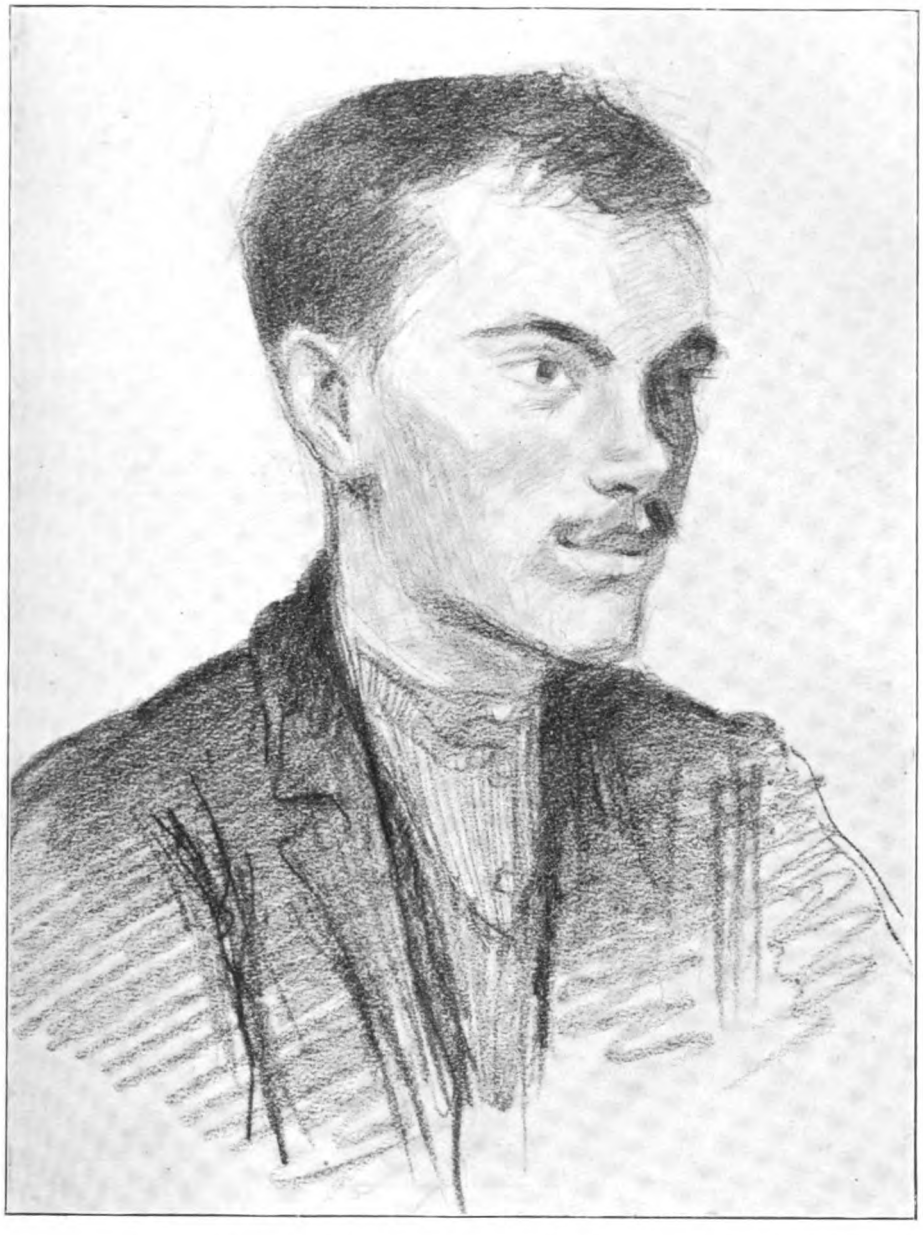
Die Oktobertage der Revolution zeitigten die Novemberorgien der Reaktion. Die dunkeln Gewalten benutzten einen Moment revolutionären Stillstandes und gingen zur blutigen Attacke vor. Ihren Erfolg verdankten sie dem Umstande, daß der Streik, die Revolution, wohl den Hammer niedersausen lassen konnte, aber doch nicht mächtig genug war, das Schwert zu erheben. Die Oktobertage zeigten mit furchtbarer Deutlichkeit, daß die Revolution Waffen bedurfte.

Das Dorf organisieren und sich mit ihm koalieren, sich mit der Armee liieren, sich bewaffnen — das sind die einfachen und großen Konsequenzen, die von den Oktoberkämpfen und dem Oktobersieg dem Proletariat diktiert werden.

Auf diesen Konsequenzen basiert die Revolution.

November 1905.

Die Entstehung des Arbeiter-Delegiertenrates.



Arbeiter Krassin, Mitglied der Arbeiter-Delegiertenrates, vor Gericht.

Die Monate Oktober, November und Dezember 1905 sind die Zeit der revolutionären Kulmination. Diese beginnt mit dem bescheidenen Streik der Moskauer Druckereiarbeiter und endet mit der von der Regierung vollbrachten Zertrümmerung der Krönungsstadt der russischen Zaren. Jedoch gebührt mit Ausnahme des Schlußaktes des Moskauer Aufstandes — soweit die Ereignisse dieser Periode in Betracht kommen — die erste Stelle nicht der Stadt Moskau.

Die Rolle Petersburgs in der russischen Revolution kann keineswegs mit derjenigen von Paris in der Revolution des 18. Jahrhunderts verglichen werden. Die allgemein-ökonomische Rückständigkeit Frankreichs und die Primitivität ihrer Kommunikationsmittel einerseits, die administrative Zentralisation andererseits erlaubten es Paris, die Revolution ihrem Wesen nach innerhalb seiner Mauern zu lokalisieren. Ganz anders bei uns. Die kapitalistische Entwicklung hatte in Rußland so viele selbständige revolutionäre Herde entstehen lassen, als sie Zentren der Großindustrie geschaffen hatte. Diese Herde waren selbständig, aber doch eng mit einander verbunden. Die Eisenbahn und der Telegraph dezentralisierten die Revolution trotz des zentralisierten Charakters des Staates, zugleich aber brachten sie Einheit in alle ihre lokalen Erscheinungsformen. Wenn man auch schließlich die Stimme Petersburgs als die von überragendster Bedeutung anerkennen kann, so doch nicht in dem Sinne, daß diese Stimme die Revolution auf dem Newsky-Prospekt oder bei dem Winterpalais konzentrierte, sondern einzig und allein so, daß die Losungsworte und Kampfmethoden der Hauptstadt mächtigen revolutionären Widerhall im ganzen Lande geweckt haben. Der Typus der Petersburger Organisation, der Ton der Petersburger Presse wurde im entscheidenden Augenblick mustergültig für die Provinz. Die lokalen Ereignisse in der Provinz hatten, mit Ausnahme der Meutereien in der Flotte und in den Festungen, keine selbständige Bedeutung.

Wenn wir also berechtigt sind, die Newahauptstadt in den Mittelpunkt aller Ereignisse des Jahres 1905 zu rücken, so müssen wir in Petersburg selbst den Arbeiter-Delegiertenrat an die Spitze stellen. Nicht nur deswegen, weil dies die größte Arbeiterorganisation ist, die Rußland bisher sah, auch deswegen nicht, weil der Petersburger Rat für Moskau, Odessa und eine Reihe anderer Städte mustergültig war, sondern vor allen Dingen deshalb, weil diese rein proletarische Klassenorganisation als die Organisation der Revolution par excellence auftrat. Der Rat war die Achse, um die sich alle Ereignisse bewegten, zu ihm zogen alle Fäden hin, von ihm ging jeder Kampfruf aus.

Was stellte er nun eigentlich dar?

Der Arbeiter-Delegiertenrat entstand als die Erfüllung eines objektiven, durch den Gang der Ereignisse erzeugten Bedürfnisses nach einer Organisation, die die Autorität darstellen könnte, ohne Traditionen zu haben, einer Organisation, die mit einem Male die zerstreuten, nach Hunderttausenden zählenden Massen umfassen könnte, ohne ihnen viele organisatorische Hemmung aufzuerlegen, nach einer Organisation, die die revolutionären Strömungen innerhalb des Proletariats vereinigen, die einer Initiative fähig und automatisch sich selbst kontrollieren könnte und, was die Hauptsache ist, einer Organisation, die man innerhalb 24 Stunden ins Leben rufen könnte. Die sozialdemokratische Organisation, die im Geheimen einige hundert Arbeiter eng zusammenhielt und außerdem auf einige tausend Petersburger Arbeiter bedeutenden politischen Einfluß ausübte, hatte es verstanden, den Massen die Parole zu geben, indem sie ihre elementare Erfahrung mit dem Blitzlicht des politischen Gedankens beleuchtete, — aber die hunderttausendköpfigen Massen durch ein lebendiges Band einer Organisation zu vereinigen, dazu reichte ihre Kraft schon deswegen nicht aus, weil sie den Hauptteil ihrer Arbeit stets in den vor der Masse verborgenen konspirativen Laboratorien vollbrachte. Die Organisation der Sozialrevolutionäre krankte an demselben Uebel des unterirdischen Daseins, noch verstärkt durch Ohnmacht und Mangel an Standhaftigkeit. Die Reibungen zwischen den zwei gleich starken Fraktionen der Sozialdemokratie untereinander einerseits, der Kampf beider Fraktionen mit den Sozialrevolutionären andererseits, machten die Schaffung einer parteilosen Organisation absolut unentbehrlich. Schon am zweiten Tage nach ihrer Entstehung, um noch in den Augen der Masse als Autorität zu gelten, mußte sie auf der Grundlage des allerweitesten Vertretungsmodus organisiert werden.

Was sollte nun als grundlegendes Prinzip angenommen werden? Die Antwort war von selbst gegeben. Da das einzige Band zwischen den im Sinne der Organisation noch unberührten proletarischen Massen der Produktionsprozeß war, so blieb nur übrig, die Vertretung den Fabriken und Werkstätten anzupassen.* Als organisatorischer Präzedenzfall galt das Komitee des Senators Schidlowsky. Die Initiative zur Schaffung einer revolutionären, selbstverwaltenden Körperschaft von Arbeitern ergriff am 23. Oktober — in dem Augenblick, wo der größte aller Streiks herannahte — die eine von den zwei sozialdemokratischen Organisationen Petersburgs. Bereits am 26. abends fand in dem Gebäude des Technologischen Institutes die erste Sitzung des zukünftigen Delegiertenrates statt. Es waren nicht mehr als 30 bis 40 Dele-

* Auf je 500 Arbeiter kam ein Delegierter. Die kleinen gewerblichen Unternehmungen vereinigten sich zu Gruppen zum Zwecke der Wahlen. Das Recht auf Vertretung erhielten auch die jungen Gewerkschaften. — Es muß jedoch bemerkt werden, daß die zahlenmäßigen Normen nicht allzu streng gehandhabt wurden: es waren hie und da auch Delegierte von hundert oder zweihundert Arbeitern vorhanden, sogar von einer noch geringeren Anzahl.

gierte anwesend, und es wurde beschlossen, das Proletariat der Hauptstadt zu einem politischen Generalstreik aufzufordern, sowie Vorschläge zur Wahl von Delegierten zu machen. „Die Arbeiterklasse", so lautete der in der ersten Sitzung ausgearbeitete Aufruf, „nimmt ihre Zuflucht zu dem letzten machtvollen Mittel der Arbeiterbewegung der ganzen Welt — zum Generalstreik . . . In den nächsten Tagen wird in Rußland Entscheidendes vor sich gehen. Diese Ereignisse werden auf lange Jahre hinaus das Schicksal der Arbeiterklasse bestimmen, wir müssen diesen Ereignissen in voller Bereitschaft entgegensehen, einig durch unseren gemeinsamen „Rat" . . ."

Dieser so ungeheuer wichtige Beschluß wurde einstimmig gefaßt — dazu ohne jeden prinzipiellen Streit betreffs des Generalstreiks, seiner Methoden, Ziele und Möglichkeiten, während gerade diese Fragen einige Monate später einen leidenschaftlichen Ideenkampf in den Reihen unserer deutschen Partei hervorriefen. Es ist unnötig, diese Tatsache durch die Verschiedenheit der nationalen Psychologie zu erklären — im Gegenteil, wir Russen neigen krankhaft zu taktischen Grübeleien und zu allerkleinlichster Zerfaserung der zukünftigen Dinge. Die Ursache ist der revolutionäre Charakter der Zeit. Der Rat stand von dem Moment seines Entstehens bis zum Augenblicke seines Unterganges unter dem mächtigen Drucke der revolutionären Elementargewalt, die ohne jede Rücksicht die Arbeit des politischen Bewußtseins überholte. Jeder Schritt der Arbeitervertretung war im vorhinein bestimmt und die „Taktik" eine selbstverständliche. Kampfmethoden brauchten nicht beraten zu werden, man hatte kaum Zeit genug, sie unter eine Formel zu bringen . . .

Der Oktoberstreik näherte sich sicheren Schrittes seinem Höhepunkte. An seiner Spitze schritten die Metallarbeiter und Buchdrucker, sie hatten als erste den Kampf aufgenommen und formulierten am 26. Oktober in scharfer und deutlicher Weise ihre politische Parole.

„Wir kündigen den politischen Streik an", so erklärte die Obuchowsche Fabrik, diese Hochburg der Revolution, „. . . und werden bis zum Schlusse kämpfen für die Einberufung der konstituierenden Versammlung auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts zum Zwecke der Einführung einer demokratischen Republik in Rußland." Die Arbeiter der Elektrizitätswerke stellten die gleichen Forderungen auf und erklärten: „Wir werden zusammen mit der Sozialdemokratie für unsere Forderungen kämpfen und wir erklären vor der gesamten Arbeiterklasse, daß wir bereit sind, mit der Waffe in der Hand für die volle Befreiung des Volkes zu eintreten."

Noch entschiedener formulierten die Arbeiter der Buchdruckerbranche die Aufgaben des Augenblicks, als sie am 27. Oktober ihre Abgesandten in den Delegiertenrat schickten:

„Indem wir den nur passiven Kampf der bloßen Arbeitseinstellung als unzulänglich erachten, beschließen wir: die Armee der ausständigen Arbeiterklasse in eine revolutionäre Armee zu verwandeln, das heißt, unverzüglich Kampftruppen zu organisieren. Diese Kampftruppen mögen für die Bewaffnung der übrigen Arbeitermassen sorgen, indem sie zum Beispiel die

Waffenlager plündern und der Polizei und den Soldaten die Waffen entreißen, wo dies möglich ist.“ Diese Resolution war kein leeres Wort. Die Kampftruppen der Buchdrucker führten mit besonderem Erfolge die Besitzergreifung der allergrößten Druckereien aus für den Druck der „Nachrichten des Arbeiter-Delegiertenrates“ und leisteten bei der Durchführung des Post- und Telegraphenstreiks unschätzbare Dienste.

Am 28. Oktober arbeiteten noch die meisten Textilfabriken. Um die nicht streikenden Arbeiter zum Streik heranzuziehen, gebrauchte der Rat eine ganze Hierarchie von Mitteln — von den Aufrufen mit Worten bis zum Zwang mit Gewalt. Es war jedoch nicht nötig, zu äußersten Mitteln zu greifen. Wo der gedruckte Aufruf nicht half, dort genügte das Erscheinen eines Haufens von Streikenden, manchmal nur wenigen Leuten, und die Arbeit wurde eingestellt.

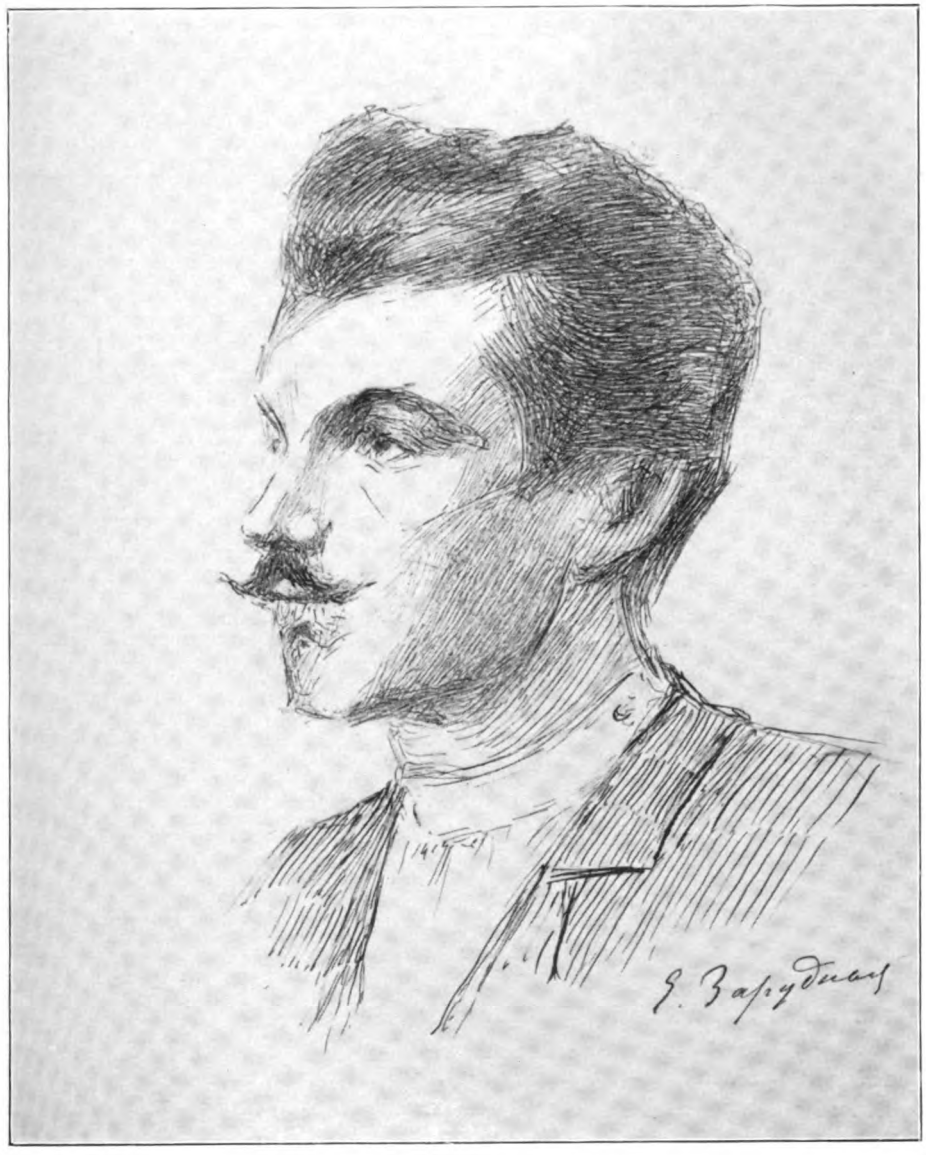
„Ich gehe an der Fabrik Peklije vorüber“, meldet ein Delegierter dem Rate, „und sehe, daß gearbeitet wird. Ich läute. Meldet, ein Delegierter vom Arbeiterrat sei da.“ — „Was wünschen Sie?“ fragt der Verwalter. — „Im Namen des Rates fordere ich, daß Ihre Fabrik sofort geschlossen werde.“ „Gut.“ — Um 3 Uhr wurde die Arbeit eingestellt.

Am 29. Oktober legten bereits alle Textilfabriken die Arbeit nieder. Nur im Zentrum der Stadt wurde der Handel nicht unterbrochen. In den Arbeitervierteln waren alle Läden geschlossen.

Indem der Rat den Streik ausbreitete, erweiterte und kräftigte er sich selbst. Jede streikende Fabrik wählte einen Vertreter, stattete ihn mit dem nötigen Mandat aus und sandte ihn in den Rat. Bei der zweiten Sitzung waren bereits 40 Delegierte von größeren Fabriken, zwei kleineren und drei Gewerkschaften, der Buchdrucker, der Handelsangestellten und der Bureauangestellten anwesend. Diese Sitzung fand im Hörsaale für Physik des Technologischen Instituts statt und war die erste, der der Verfasser dieser Zeilen beiwohnte.

Das war am 27. Oktober, wo der Streik einerseits, andererseits die Entzweiung in der Regierung sich sichereren Schrittes dem Augenblicke der Krise näherten. An diesem Tage erschien der berühmte Ukas Trepows: „Keine blinden Schüsse abgeben, keine Patronen sparen.“ Am nächsten Tage, am 28. Oktober, sah Trepow plötzlich ein, daß „im Volke das Bedürfnis, sich zu versammeln, herangereift sei“, er verbot die Meetings in den Hochschulen und versprach, für die Versammlungen drei städtische Lokale zur Verfügung zu stellen. „Welch eine Umwandlung im Verlauf von 24 Stunden“, schrieben wir in den „Nachrichten des Arbeiter-Delegiertenrates“, „gestern waren wir nur für Patronen reif und heute sind wir es für Volksversammlungen. Der blutdürstige Schuft hat Recht: in diesen Tagen des Kampfes reift das Volk von Stunde zu Stunde!“

Ungeachtet der Verbote waren die Hochschulen am Abend des 27. Oktober überfüllt. Ueberall fanden Meetings statt. „Wir, die wir hier versammelt sind, erklären“, so lautete die Antwort an die Regierung, „daß wir, das revolutionäre Volk von Petersburg, nicht genug Platz haben



Arbeiter Lukanin, Mitglied des Arbeiter-Delegiertenrates, vor Gericht.

in den Mausefallen, in die uns General Trepow einladet. Wir erklären, daß wir uns nach wie vor in den Hochschulen, Fabriken, auf der Straße und überall dort, wo wir es für nötig halten, versammeln werden."

Aus dem Festsaale des Technologischen Instituts, wo der Verfasser beantragte, an den Gemeinderat die Forderung nach Bewaffnung einer Arbeitermiliz zu stellen, ging er in den Hörsaal für Physik hinüber. Hier sah er zum erstenmal den am Abend vorher entstandenen Arbeiter-Delegiertenrat. Auf den Bänken, die amphitheatermäßig aufgestellt waren, saßen gegen 100 Arbeitervertreter und Mitglieder von revolutionären Parteien. Am vordersten Tische hatten der Vorsitzende und die Schriftführer Platz genommen. Die Versammlung glich mehr einem Kriegsrat als einem Parlament. Von Vielrederei, dieser Krankheit aller Vertretungskörperschaften, war keine Spur. Die Fragen, die hier diskutiert wurden, die Ausbreitung des Streiks und die Forderungen an den Gemeinderat, waren rein praktischer Natur und wurden sachlich, kurz, energisch behandelt. Man fühlte, daß es auf jedes kleinste Zeitteilchen ankomme. Die geringste Hinneigung zur Rhetorik begegnete entschiedener Abwehr seitens des Vorsitzenden, unter vollster Zustimmung der ganzen Versammlung. Einer besonderen Deputation wurde aufgetragen, folgende Forderungen an den Gemeinderat zu stellen: 1. Unverzügliche Maßnahmen zu ergreifen für die Regulierung der Proviantversorgung der vieltausendköpfigen Arbeitermasse; 2. Lokale für die Versammlungen zur Verfügung zu stellen; 3. alle Assignierungen für die Polizei und die Gendarmerie usw. einzustellen; 4. Geld zur Bewaffnung des für die Freiheit kämpfenden Proletariats von Petersburg herzugeben.

Angesichts der Zusammensetzung des Gemeinderates aus Bureaukraten und Hausbesitzern war die Stellung solch radikaler Forderungen an ihn ein ausschließlich agitatorischer Schritt. Der Rat gab sich diesbezüglich natürlich keinerlei Illusionen hin. Er erwartete keine praktischen Erfolge und — hatte sie auch nicht.

Am 29. Oktober wurde die Deputation des Rates nach einer Reihe von Abenteuern, einem Verhaftungsversuch usw. — wir erinnern daran, daß alles das noch vor der Veröffentlichung des Konstitutionsmanifestes geschah — in einer „privaten Konferenz" von dem Petersburger Gemeinderat empfangen. Vor allen Dingen beschloß der Gemeinderat gemäß einer Forderung der Deputation, die von einer Gruppe von Gemeinderäten energisch unterstützt wurde: im Falle der Verhaftung von Arbeiterdelegierten an den Stadthauptmann das Stadthaupt abzusenden mit der Erklärung, daß die Gemeinderäte die Verhaftung von Delegierten als eine Verletzung des Gemeinderates ansehen werden. Erst nachdem dies geschehen war, ging man daran, die genannten Forderungen zu stellen.

„Die Umwälzung, die in Rußland vor sich geht", schloß der Redner der Deputation, Genosse Radin-Petrow, „ist eine bürgerliche Umwälzung, sie geschieht also im Interesse der besitzenden Klassen. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, meine Herren, daß sie bald vollendet werde. Wenn Sie auch nur

einigermaßen imstande sind, in die Zukunft zu sehen, und wenn Sie für die Interessen Ihrer Klasse einen wirklich weiten Blick haben, so müssen Sie mit aller Kraft dem Volke zu einem möglichst raschen Sieg über den Absolutismus verhelfen. Wir brauchen weder Ihre Sympathiekundgebungen, noch platonische Unterstützung unserer Forderungen. Wir fordern, daß Sie Ihre Hilfe durch eine Reihe praktischer Handlungen bekunden. Auf Grund eines volksfeindlichen Wahlsystems befindet sich das Vermögen der Anderthalbmillionenstadt in den Händen der Vertreter von einigen tausend Besitzenden. Der Arbeiter-Delegiertenrat fordert — und er ist berechtigt, zu fordern und nicht zu bitten, da er der Vertreter einiger hunderttausend Arbeiter ist, Sie aber nur die Vertreter eines Häufleins von Wählern! — der Arbeiter-Delegiertenrat fordert, daß das Vermögen der Stadt allen ihren Bewohnern für ihre Bedürfnisse zur Verfügung gestellt werde. Und da jetzt der Kampf mit dem Absolutismus die wichtigste politische Aufgabe ist und wir für diesen Kampf Lokale zu unseren Versammlungen brauchen, so öffnen Sie uns unsere städtischen Gebäude!

Wir brauchen Mittel für die Streiks, weisen Sie städtische Gelder dafür an. Vergeuden Sie diese Mittel nicht für Unterstützungen der Polizei und Gendarmen!

Wir brauchen Waffen zur Eroberung und Verteidigung der Freiheit — geben Sie Geld her für die Organisierung einer proletarischen Miliz!"

Unter dem Schutze einer Gruppe von Gemeinderäten verließ die Deputation den Sitzungssaal. Der Gemeinderat hatte alle hauptsächlichen Forderungen des Rates zurückgewiesen und drückte der Polizei, als der Beschützerin der Ordnung, sein Vertrauen aus.

In dem Maße, als der Oktoberstreik sich entwickelte und ausbreitete, wurde der Rat naturgemäß zum Mittelpunkt der allgemeinen politischen Aufmerksamkeit. Seine Bedeutung wuchs buchstäblich nicht von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde. Vor allem schloß sich eng um ihn das gewerbliche Proletariat. Der Eisenbahnerverband knüpfte enge Beziehungen mit ihm an. Der Verband der Verbände, der sich seit dem 27. Oktober dem Streik angeschlossen hatte, war schon von den ersten Schritten an gezwungen, das Protektorat des Rates anzuerkennen. Zahlreiche Streikkomitees, die der Ingenieure, Advokaten, Regierungsbeamten, paßten ihre Handlungen den Beschlüssen des Rates an. Indem er die vereinzelten Organisationen sich unterwarf, vereinigte er die Revolution um sich.

Gleichzeitig aber wuchs die Uneinigkeit in den Reihen der Regierung. Trepow ging unentwegt auf sein Ziel los und schielte schon damals liebevoll nach seinen Kanonen. Am 25. zwang er Nikolaus, ihn an die Spitze der ganzen Petersburger Garnison zu stellen. Am 27. gab er bereits den Befehl, keine Patronen zu sparen. Er teilte die Stadt in vier Militärrayons mit vier Generalen an der Spitze. In seiner Eigenschaft als Generalgouverneur

bedroht er alle Lebensmittelhändler, falls sie ihre Läden sperren wollten, mit Ausweisung aus der Stadt innerhalb 24 Stunden. Am 29. ließ er alle Hochschulen schließen und mit Militär besetzen. Ohne formell den Kriegszustand zu erklären, etablierte er ihn in Wirklichkeit. Patrouillen zu Pferde terrorisierten die Straßen. Militär lagerte überall — in den Staatsinstituten, in den öffentlichen Gebäuden und in den Höfen von Privatgebäuden. Hatten sich auf der einen Seite sogar die Mitglieder des kaiserlichen Balletts dem Streik angeschlossen, so stopfte Trepow auf der anderen Seite die leeren Theater mit Soldaten voll. Er fletschte die Zähne und rieb sich die Hände in Erwartung heißer Arbeit. Er verrechnete sich aber. Die ihm feindlich gesinnte Strömung der Bureaukratie, die mit der Geschichte einen Zigeunerhandel abschließen wollte, siegte. Für diesen Zweck wurde Witte berufen.

Am 30. Oktober jagten die Haiduken Trepows die Versammlung des Arbeiter-Delegiertenrates auseinander. Aber der Rat fand eine Möglichkeit, sich zum zweitenmal zu versammeln; er beschloß, den Ausstand mit verdoppelter Energie fortzusetzen, empfahl den Arbeitern, von nun an bis zur Wiederaufnahme der Arbeit keine Miete zu zahlen, keine Schulden für gekaufte Waren abzutragen und forderte die Hausbesitzer und Geschäftsinhaber auf, keine Schuldklagen gegen Arbeiter einzureichen. An diesem Tage, am 30. Oktober, erschien die erste Nummer der „Nachrichten des Arbeiter-Delegiertenrates".

Und an demselben Tage wurde das Konstitutions-Manifest vom Zaren unterzeichnet.

31. Oktober 1905. Die Demonſtration bei dem Winter-Palais.

31. Oktober 1905. Die Menge verſammelt ſich auf dem Platz vor der Kaſankathedrale.

Der 31. Oktober.

Der 31. Oktober war ein Tag großer Verwirrung. Ungeheure Menschenmassen bewegten sich unruhig in den Straßen Petersburgs. Die Konstitution ist verliehen worden. Was nun? Was darf man, was darf man nicht?

Während dieser Tage des Hangens und Bangens wohnte ich bei einem meiner Freunde, der im Staatsdienste stand. Am Morgen des 31. Oktober kam er mir entgegen mit einer Nummer des Regierungsanzeigers in der Hand. Ein Lächeln freudiger Erregung, gegen die der gewohnte Skeptizismus ankämpfte, spielte auf seinem klugen Gesichte.

„Ein Konstitutions-Manifest ist erlassen!"

„Unmöglich!"

„Lesen Sie."

Wir begannen laut zu lesen. Erst die Betrübnis des Vaterherzens wegen der Verwirrung, dann die Beteuerung, daß „der Kummer des Volkes unser Kummer" sei, endlich das kategorische Versprechen aller Freiheiten, der gesetzgebenden Rechte der Duma und der Erweiterung des Wahlgesetzes.

Wir sahen einander schweigend an. Es war schwer die einander widersprechenden Gedanken und Gefühle auszudrücken, die das Manifest hervorgerufen hatte. Versammlungsfreiheit, Unantastbarkeit der Person, Kontrolle der Verwaltung . . . gewiß, das sind nur Worte. Aber das sind ja nicht die Worte einer liberalen Resolution, es sind die Worte eines kaiserlichen Manifestes. Nikolaus Romanow, der allerhöchste Patron der Pogrombanden, der Telemach Trepows ist nun der Urheber dieser Zeilen! Und dieses Wunder hat der Generalstreik bewirkt. Als die Liberalen vor elf Jahren das bescheidene Ansuchen stellten, „Annäherung des selbstherrschenden Monarchen an das Volk", da nahm sie der gekrönte Kadett „für ihre sinnlosen Träume" wie kleine Jungen bei den Ohren. Das war sein eigenes Wort! Und nun griff er an den Hut vor dem streikenden Proletariat.

„Was sagen Sie dazu?" fragte ich meinen Freund.

„Die Narren haben Angst gekriegt!" erwiderte er.

Das war eine in ihrer Art klassische Antwort. Wir lasen dann den alleruntertänigsten Bericht Wittes mit der Randnote des Zaren: „zur Richtschnur zu nehmen".

„Sie haben Recht", sagte ich, „die Narren haben wirklich Angst."

Fünf Minuten später war ich auf der Straße. Die erste Gestalt, die mir dort begegnete, war ein Student, atemlos, mit der Mütze in der Hand; ein Parteigenosse. Er erkannte mich und stürzte auf mich zu:

„In der Nacht hat das Militär auf das Polytechnische Institut geschossen ... es heißt, man habe von dort aus eine Bombe gegen sie geworfen ... offenbar Provokation ... Soeben hat eine Patrouille mit blanken Säbeln eine kleine Versammlung auf dem Sabalkansky-Prospekt auseinandergejagt. Professor Luris, der als Redner auftrat, ist durch einen Säbelhieb verwundet ... Er soll gestorben sein."

„So ... Nicht übel für den Anfang."

„Ueberall irren Volkshaufen umher. Man wartet auf Redner. Ich eile eben in eine Versammlung unserer Parteiagitatoren. Worüber soll man sprechen? Das Hauptthema ist ja jetzt die Amnestie?"

„Von der Amnestie werden alle sprechen, auch ohne uns. Fordert die Entfernung des Militärs aus Petersburg. Kein Soldat auf fünfundzwanzig Werst im Umkreise! — das ist Losung und Parole!"

Der Student rannte weiter, die Mütze schwingend. Eine Patrouille zu Pferde ritt an mir vorüber. Trepow sitzt noch fest im Sattel. Die Beschießung des Institutes ist sein Kommentar zum Manifest. Diese wackeren Leute haben die Vernichtung der konstitutionellen Illusionen sofort in Angriff genommen.

Ich ging am Polytechnischen Institut vorüber. Es war geschlossen wie zuvor und wurde von Soldaten bewacht. An der Wand hing das alte Versprechen Trepows: „Keine Patronen zu sparen". Gleich daneben hatte jemand das Manifest des Zaren befestigt. Auf den Trottoirs drängten sich kleinere Ansammlungen von Menschen.

„Geht zur Universität!" rief eine Stimme, „dort wird man Reden halten."

Ich begab mich mit den anderen dorthin. Man ging lautlos und rasch. Die Menge wuchs von Minute zu Minute. Es war keine Freude zu bemerken — nur Unsicherheit und Unruhe ... Patrouillen waren nicht mehr zu sehen. Die vereinzelten Wachleute gingen der Menge schüchtern aus dem Wege. Die Straßen waren mit dreifarbigen Fahnen geschmückt.

„Aha, der Herodes", sagte irgend ein Arbeiter laut — „jetzt hat er wohl den Schwanz eingezogen ..." Man antwortete ihm mit einem beifälligen Lachen. Die Stimmung hob sich. Ein halbwüchsiger Bursche nahm von einem Tore die dreifarbige Fahne zusammen mit dem Fahnenstock herunter, riß den blauen und den weißen Streifen ab und hob den roten Rest der „nationalen" Fahne hoch über die Menge empor. Er fand Dutzende von Nachahmern. Weiße und blaue Fetzen lagen überall herum, die Menge trat sie mit Füßen ... Wir gingen über die Brücke und schritten auf die Wassily-Insel zu. Ein ungeheurer Trichter hatte sich am Quai gebildet, in den die unabsehbare Menschenflut ungeduldig hineinströmte. Alles bemühte sich, an den Balkon heranzukommen, von dem herab die Redner sprechen sollten. Der Balkon, die Fenster und der Giebel der Universität waren mit roten Fahnen geschmückt. Mit Mühe gelangte ich in das Innere des Gebäudes. Ich kam als dritter oder vierter zum Worte. Ein wunderbarer, unvergeßlicher Anblick bot sich vom Balkon aus. Die Straße war dichtgedrängt voll Menschen. Di-

31. Oktober 1905. Das Meeting vor der Kasansky-Kirche — Newsky Prospekt.

blauen Studentenmützen und die roten Fahnen belebten wie grelle Flecke das Bild der nach Hunderttausenden zählenden Menge. Völlige Stille herrschte, alles wollte die Redner hören.

„Bürger!“ rief ich, und meine eigene Stimme erschien mir fern und fremd. „Jetzt, wo wir der herrschenden Clique den Fuß auf den Nacken gesetzt haben, verspricht man uns Freiheit. Wahlrecht, gesetzgebende Gewalt verspricht man uns. Wer verspricht das? Nikolaus der Zweite. Tut er dies aus freiem Willen, von reinem Herzen? Niemand wird das behaupten wollen. Er hat seine Regierung damit begonnen, daß er den wackeren „Phanagoräern“* für die Ermordung der Arbeiter von Jaroslawlj dankte, — und über Leichen und immer wieder über Leichen gelangte er zum Blutigen Sonntag des 22. Januar. Und diesen unermüdlichen Henker auf dem Throne haben wir nun gezwungen, uns Freiheit zu versprechen. Welch ein großer Triumph! Aber eilt nicht den Sieg zu feiern: noch ist er nicht vollständig. Wiegt denn das Zahlungsversprechen ebensoviel wie reines Gold? Ist denn das Freiheitsversprechen dasselbe wie die Freiheit selbst? Wer von euch den Versprechungen des Zaren glaubt, möge dies laut bekennen: wir alle würden uns freuen, einen solchen Menschen kennen zu lernen. Blickt um euch, Bürger: Hat sich seit dem gestrigen Tage etwas geändert? Haben sich die Pforten unserer Gefängnisse aufgetan? Beherrscht die Peter-Paulsfestung nicht die Residenz? Hört ihr nicht wie zuvor das Stöhnen und Zähneknirschen hinter ihren verfluchten Mauern? Sind unsere Brüder aus den Einöden Sibiriens zu ihrem häuslichen Herde zurückgekehrt? . . .“

„Amnestie! Amnestie! Amnestie!“ schrie man von unten herauf.

„. . . Wenn die Regierung ehrlich entschlossen wäre, mit dem Volke Frieden zu schließen, so hätte sie vor allen Dingen die Amnestie gewährt. Aber, Bürger, ist denn die Amnestie alles? Heute wird man Hunderte von politischen Kämpfern freilassen, morgen wird man Tausende anderer gefangen nehmen. Hängt denn nicht neben dem Freiheitsmanifest der Patronenbefehl? Hat man nicht in dieser Nacht auf das Polytechnische Institut geschossen? Wurde nicht heute auf das Volk eingehauen, das friedlich dem Redner zuhörte? Ist nicht der Henker Trepow der unumschränkte Herr Petersburgs?“

„Nieder mit Trepow!“ rief man unten.

„Nieder mit Trepow! — aber ist er denn allein? Hat die Bureaukratie nicht genug andere Schufte, ihn zu ersetzen? Trepow beherrscht uns mit Hilfe der Armee. Die Gardisten, besudelt mit dem Blute des 22. Januar — sind seine Macht und seine Stütze. Sie sind es, denen er befiehlt, nicht mit Patronen zu sparen für eure Leiber, für eure Köpfe. Wir können, wir wollen und wir sollen nicht unter den Flintenläufen leben. Bürger! Unsere Forderung sei: die Entfernung der Truppen aus Petersburg! 25 Werst im Umkreise soll kein einziger Soldat bleiben! Die freien Bürger werden selbst

* Benennung eines Kosakenregiments.

die Ordnung wahren. Niemand wird unter Willkür und Gewalt zu leiden haben. Das Volk wird alle unter seinen Schutz nehmen."

„Fort mit den Truppen aus Petersburg!"

„. . . Bürger! Unsere Kraft ist in uns selbst. Mit dem Schwerte in der Hand müssen wir die Freiheit verteidigen. Das Manifest des Zaren aber — sehet, es ist nur ein einfaches Blatt Papier. Hier ist es vor euch, und nun ist es zerknittert in meiner Faust. Heute hat man es gegeben und morgen wird man es wieder nehmen und in Stücke reißen, so wie ich jetzt diese papierne Freiheit vor euren Augen in Stücke reiße!"

Es sprachen noch zwei oder drei Redner. Alle schlossen mit der Aufforderung, sich um 4 Uhr auf dem Newsky, bei der Kasankathedrale, zu versammeln und von dort aus zu den Gefängnissen zu marschieren — mit der Forderung der Amnestie.

Das Miniſterium Witte.

Am 30. Oktober kapitulierte die mit dem Blute und den Flüchen der Jahrhunderte bedeckte zarische Regierung vor dem Streikaufstande der Arbeitermassen. Keine Macht der Restauration wird diese Tatsache aus der Geschichte auslöschen. In die heilige Krone des zarischen Absolutismus ist die Spur des Proletarierstiefels unverwischbar eingegraben.

Als Verkünder der Kapitulation des Zaren erschien in dem inneren Kriege ebensowohl wie in dem äußeren Graf Witte. Ein plebejischer Parvenu mitten unter den adeligen Reihen der höchsten Bureaukratie, dem Einfluß allgemeiner Ideen politischer und moralischer Prinzipien ebenso unzugänglich wie diese, hatte Witte vor seinen Rivalen die Vorzüge des Emporkömmlings voraus, der durch keine höfisch-adeligen Stalltraditionen gebunden ist. Dies erlaubte ihm, sich zu einem idealen Typus eines Bureaukraten zu entwickeln, frei nicht nur von Nationalität, Religion, Gewissen und Ehre, sondern auch von Standesvorurteilen. Dies machte ihn empfänglicher für die elementaren Anforderungen der kapitalistischen Entwicklung. Unter den hereditär-stumpfsinnigen Hofjägermeistern erschien er als ein staatsmännisches Genie.

Die konstitutionelle Karriere des Grafen Witte basiert ganz und gar auf der Revolution. Zehn Jahre lang der unkontrollierte Buchhalter und Kassierer der Selbstherrschaft, wurde er 1902 durch seinen Antagonisten Plehwe auf den machtlosen Posten eines Vorsitzenden des vorrevolutionären Ministerrates zurückgestellt. Als dann Plehwe selbst durch die Bombe eines Terroristen „zurückgestellt" worden war, begann Witte nicht ohne Erfolg und mit Hilfe dienstbereiter Journalisten in der Rolle des Retters Rußlands in den Vordergrund zu rücken. Man berichtete mit wichtiger Miene, daß er alle liberalen Maßnahmen des Swjatopolk-Mirski unterstütze. Wegen der Niederlagen im Osten schüttelte er vielsagend den Kopf. Am Vorabend des 22. Januar antwortete er den erschrockenen Liberalen: „Sie wissen, die Macht ist nicht in meiner Hand." Auf diese Weise ebneten ihm die terroristischen Anschläge, die japanischen Siege und die revolutionären Ereignisse den Weg. In Portsmouth unterzeichnete er das Traktat, das ihm von der Weltbörse und ihren politischen Agenten diktiert worden war, und kehrte von dort als Triumphator zurück. Man hätte glauben können, nicht Marschall Oyama, sondern er, Witte, habe alle Siege im asiatischen Osten errungen. Auf den von der Vorsehung auserkorenen Mann konzentrierte sich die gespannteste Aufmerksamkeit der Bourgeoisie der ganzen Welt. Die Pariser Zeitung „Matin" stellte in einem

Schaufenster ein Stück von dem Löschpapier aus, auf das Witte seine Portsmouther Unterschrift gedrückt hatte. Die Laffen der öffentlichen Meinung interessierten sich von nun an für alles: für seine riesige Gestalt, seine schlechtgeschnittenen Hosen, ja für seine halbeingefallene Nase. Seine Audienz bei Wilhelm II. sicherte ihm endgültig die Aureole eines Staatsmannes ersten Ranges. Andererseits bezeugte seine konspirative Unterredung mit dem Emigranten Struve, daß es ihm gelingen werde, den rebellischen Liberalismus zu zähmen. Die Bankiers waren entzückt: dieser Mann wird es verstehen, die regelmäßige Auszahlung der Zinsen sicherzustellen. Nach Rußland zurückgekehrt, nahm Witte mit selbstbewußter Miene seinen machtlosen Posten wieder ein, hielt im Ministerrate liberale Reden und nannte, offensichtlich auf die Revolution spekulierend, die Deputation der ausständigen Eisenbahner „die besten Kräfte des Landes". Er hatte sich in der Rechnung nicht geirrt: der Oktoberstreik erhob ihn auf den Posten eines selbstherrschenden Ministers des konstitutionellen Rußland. Den höchsten liberalen Ton schlug Witte in seinem programmäßigen „alleruntertänigsten Berichte" an. Hier ist der Versuch gemacht, sich von dem höfisch-lakaienhaften und fiskalisch-bureaukratischen Standpunkt zu der Höhe politischen Generalisation zu erheben. Der Bericht anerkennt, daß die Bewegung, die das Land ergriffen hat, nicht das Resultat einfacher Aufhetzung sei, daß deren Ursache in dem gestörten Gleichgewichte liege zwischen den Ideenbestrebungen der denkenden russischen Gesellschaft und ihren äußeren Lebensformen. Sieht man jedoch von dem geistigen Niveau desjenigen Milieus ab, in dem und für das der Bericht geschrieben wurde, nimmt man es als das Programm eines „Staatsmannes", so ist man erstaunt über die Nichtigkeit der Gedanken, die stets ausweichende Feigheit in der Form und die Unangepaßtheit der Kanzleisprache. Die Erklärungen betreffs der öffentlichen Freiheiten sind in einer Form gemacht, deren Unbestimmtheit durch die Energie der beschränkenden Kommentare nur unterstrichen wird. Indem Witte es wagt, die Initiative einer konstitutionellen Reorganisation auf sich zu nehmen, spricht er das Wort Konstitution nicht aus. Er hofft diese unbemerkt in der Praxis zu verwirklichen, gestützt auf diejenigen, die das Wort Konstitution nicht vertragen. Aber dazu braucht er notwendig Ruhe. Er erklärt, daß von nun an Verhaftungen, Konfiskationen und Füsillierungen zwar auf Grund der alten Gesetze, jedoch „im Geiste" des Manifestes vom 30. Oktober vollzogen werden sollen. In seiner betrügerhaften Naivität hoffte er, daß die Revolution unverzüglich vor seinem Liberalismus kapitulieren werde, so wie einen Tag vorher die Selbstherrschaft vor der Revolution kapituliert hatte. Er täuschte sich gründlich.

Wenn Witte dank dem Siege, oder richtiger, dank der Halbheit des Sieges des Oktoberstreiks zur Macht gelangte, so hatten dieselben Bedingungen für ihn schon von vornherein eine völlig aussichtslose Situation geschaffen. Die Revolution erwies sich als zu schwach, um die alte Staatsmaschine zu zertrümmern und aus den Elementen ihrer eigenen Organisation eine neue aufzubauen. Die Armee blieb in den früheren Händen. Alle früheren Verwaltungspersonen, vom

Gouverneur bis zum Urjadnik herab, gewählt für die Zwecke der Selbstherrschaft, hatten ihre Stellungen behauptet. Unangetastet blieben auch alle alten Gesetze — bis zur Ausgabe neuer. So blieb der Absolutismus als eine materielle Tatsache ganz und gar bestehen. Er blieb sogar als Name bestehen, denn das Wort Selbstherrscher war nicht aus dem Titel des Zaren entfernt worden. Freilich war den Behörden befohlen worden, die Gesetze des Absolutismus „im Geiste“ des Manifestes vom 30. Oktober anzuwenden. Das hieß aber soviel, als wenn man Falstaff befehlen wollte, keusch zu werden. Der Erfolg war, daß die lokalen Selbstherrscher, die 60 russischen Satrapen, ganz und gar in Verwirrung gerieten. Einmal gingen sie mit den revolutionären Demonstrationen und salutierten vor der roten Fahne, ein anderes Mal veranstalteten sie eine Parodie auf Geßler, indem sie forderten, daß die Bevölkerung den Hut vor ihnen ziehe, als den Vertretern der geheiligten Person seiner Majestät. Das eine Mal erlaubten sie den Sozialdemokraten, die Soldaten einen Treueid ablegen zu lassen, ein anderes Mal organisierten sie offen antirevolutionäre Metzeleien. Völlige Anarchie herrschte. Eine gesetzgebende Gewalt existierte nicht. Es war nicht einmal bekannt, wann und wie eine solche einberufen werden würde. Immer mehr stieg der Zweifel, ob überhaupt die Einberufung stattfinden werde. Ueber diesem Chaos schwebte nun Graf Witte, der es sich angelegen sein ließ, sowohl Peterhof als auch die Revolution zu hintergehen und der vielleicht sich selbst am meisten betrog. Er empfing unzählige Deputationen, radikale und reaktionäre, er war in gleichem Maße zuvorkommend, sowohl den einen wie den anderen gegenüber. Er entwickelte zusammenhanglos seine Pläne vor den europäischen Korrespondenten, schrieb täglich Regierungsmitteilungen, in denen er die Gymnasiasten unter Tränen bat, sich nicht an den regierungsfeindlichen Kundgebungen zu beteiligen und allen Klassen des Gymnasiums und der Gesellschaft ans Herz legte, sich zu ermannen und eine regelmäßige Tätigkeit zu beginnen; kurz, er verlor vollständig den Kopf. Dafür arbeiteten die antirevolutionären Elemente der Bureaukratie mit Volldampf. Sie hatten es gelernt, die Unterstützung der „gesellschaftlichen Kräfte“ zu schätzen, sie riefen überall Pogromorganisationen ins Leben und vereinigten sich, ohne die offizielle, bureaukratische Hierarchie zu beachten. Im Ministerium selbst hatten sie in der Person des Durnowo ihren Mann. Der niedrigste Vertreter der niedrigen Sitten der russischen Bureaukratie, ein notorischer Dieb, den selbst der unvergeßliche Alexander III. mit den energischen Worten: „Fort mit diesem Schwein!“ hinausschmeißen mußte, war Durnowo jetzt aus der Müllgrube wieder hervorgeholt worden, um in der Gestalt eines Ministers des Innern ein Gegengewicht zu bilden für den „liberalen“ Premierminister. Witte nahm diese selbst für ihn schimpfliche Mitarbeiterschaft an, die seine eigene Rolle sehr bald zu der gleichen Fiktion herabdrückte, zu der die reale Praxis der Bureaukratie das Manifest vom 30. Oktober herabgedrückt hatte. Nachdem Witte eine ermüdende Serie von liberal-bureaukratischen Communiqués erlassen hatte, gelangte er zu dem Schlusse,

daß der russischen Gesellschaft der elementare, politische Sinn abgehe, ebenso wie moralische Kraft und soziale Instinkte. Nun überzeugte er sich von seinem Bankerott und sah die Unvermeidlichkeit einer blutigen Repressionspolitik voraus, als einer „Vorbereitungsmaßregel“ für die Einführung einer neuen Ordnung. Er selbst aber hielt sich nicht dazu berufen — aus Mangel an „erforderlichen Fähigkeiten“ — und versprach, seinen Platz einem anderen zu überlassen. Auch in diesem Falle log er. In der Funktion eines machtlosen, von allen verachteten Premierministers behielt er dennoch seinen Posten im Laufe der ganzen Dezember-Januar-Periode, während der der Herr und Gebieter Durnowo mit aufgekrempelten Aermeln die blutige Arbeit eines Schlächters für die Gegenrevolution verrichtete.

Die erſten Tage der „Freiheiten“.

Sein Verhältnis zum Manifest äußerte der Arbeiterrat scharf und bestimmt an dem Tage seiner Publikation. Die Vertreter des Proletariats forderten: Amnestie, Entfernung der gesamten Polizei von oben bis unten, Entfernung der Truppen aus der Stadt, Schaffung einer Volksmiliz. Als Kommentar zu diesen Forderungen schrieben wir im Leitartikel der „Nachrichten“: „Die Konstitution ist also gewährt. Versammlungsfreiheit ist gewährt, aber die Versammlungen werden von Militär umstellt. Freiheit des Wortes ist gewährt, aber die Zensur besteht nach wie vor. Freiheit der Wissenschaft ist gewährt, die Universitäten sind aber mit Truppen besetzt. Unantastbarkeit der Person ist gewährt, die Gefängnisse sind jedoch mit Eingekerkerten überfüllt. Witte ist uns gegeben, aber Trepow ist uns geblieben. Die Konstitution ist gegeben, die Selbstherrschaft geblieben. Alles gegeben — und nichts gegeben.“ Sie erwarten eine Beruhigung. Eine solche wird nicht eintreten. „Das Proletariat weiß, was es will und weiß, was es nicht will. Das Proletariat will weder den Polizeihooligan Trepow, noch den liberalen Makler Witte, — es will weder den Wolfsrachen, noch den Fuchsschwanz. Es will nicht die Nagaika, eingewickelt in das Pergament der Konstitution.“ Der Rat beschließt: „Der Generalstreik wird fortgesetzt.“

Die Arbeitermassen führen diesen Beschluß mit bewunderungswürdiger Einmütigkeit aus. Die Fabrikschlote stehen rauchlos da, als stumme Zeugen, daß die konstitutionellen Illusionen nicht in die Arbeiterviertel gedrungen sind. Indessen verliert vom 31. Oktober ab der Streik immerhin seinen unmittelbaren Kampfcharakter. Er verwandelt sich in eine gewaltige Kundgebung des Mißtrauens. Da beginnt aber die Provinz, die früher als die Residenz in den Kampf eingetreten ist, die Arbeit wieder aufzunehmen. Am 1. November ist der Streik in Moskau beendet. Der Petersburger Rat beschließt, den Streik am 3. November, um 12 Uhr mittags, zu beenden. Als letzter das Schlachtfeld verlassend, gibt er noch eine herrliche Manifestation der proletarischen Disziplin, indem er Hunderttausende von Arbeitern in einer und derselben Stunde zu den Maschinen ruft.

Noch vor Beendigung des Oktoberstreiks hatte der Rat Gelegenheit, seinen ungeheueren Einfluß zu erproben, der im Laufe einer Woche entstanden war: das war, als er sich, aufgefordert von den unzähligen Massen, an ihre Spitze stellte und mit ihnen durch die Straßen von Petersburg marschierte.

Am 31. Oktober versammelten sich um 4 Uhr nachmittags nach Hunderttausenden zählende Menschenmassen bei der Kasankathedrale. Ihr Losungswort war: Amnestie. Sie wollten zu den Gefängnissen gehen, verlangten Führung und zogen vor das Haus, wo die Sitzungen des Arbeiter-Delegiertenrates stattfanden. Um 6 Uhr abends wählt der Rat drei Bevollmächtigte zur Leitung der Demonstration. Mit weißen Binden am Kopfe und am Arme zeigen sie sich am Fenster des zweiten Stockes. Unten atmet und brodelt ein Ozean von Menschen. Rote Fahnen flattern über ihnen, wie Segel der Revolution. Mächtiges Rufen begrüßt die Gewählten. Der Rat begibt sich vollzählig hinab und versinkt in der Menge. „Einen Redner!“ Dutzende von Händen streckten sich nach dem Redner aus — einen Augenblick — und seine Füße stützen sich auf fremde Schultern. „Amnestie!“ „Zu den Gefängnissen!“ Revolutionäre Hymnen, Rufe ... Auf dem Kasanplatze und am Alexander-Square werden die Köpfe entblößt; hier schließen sich den Demonstranten die Schatten der Opfer des 22. Januar an. Man singt für sie das Lied „Ewiges Gedenken“ und „Ihr fielet als Opfer“. Die Fahnen sind beim Hause Pobjedonozews. Pfeifen und Fluchen. Hört es der alte Geier? .... Er kann furchtlos zum Fenster hinausblicken, in dieser Stunde wird ihn niemand anrühren. Er sehe nur mit seinen alten, sündigen Augen herab auf das revolutionäre Volk, das die Straßen von Petersburg beherrscht. — Vorwärts!

Noch zwei — drei Straßen und die Menge ist in der Nähe des Untersuchungsgefängnisses. Es kommt die Nachricht, daß eine starke militärische Bewachung dort versteckt sei. Die Anführer der Demonstration beschließen, auf Kundschaft auszugehen. In diesem Augenblicke erscheint eine Deputation vom Bunde der Ingenieure — wie sich später herausstellte, zur Hälfte eigenmächtig handelnd — und berichtet, daß der Ukas über die Amnestie bereits unterzeichnet sei. Alle Gefängnisse seien von Militär besetzt und, wie dem Bunde zuverlässig bekannt sei, habe Trepow, falls die Massen näher kommen, freie Hand: folglich sei ein Blutvergießen unvermeidlich. Nach kurzer Beratung geben die Führer der Menge die Weisung, sich zu zerstreuen. Die Demonstranten schwören, daß sie, falls der Ukas nicht veröffentlicht wird, sich auf den Ruf des Rates aufs neue versammeln und gegen die Gefängnisse ziehen würden.

Der Kampf um die Amnestie wurde überall geführt. In Moskau hatte eine vieltausendköpfige Menge den Generalgouverneur dahin gebracht, die politischen Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Eine Liste der Gefangenen wurde dem Streikkomitee (dieses entwickelte sich bald zu dem Moskauer Arbeiter-Delegiertenrat) eingehändigt, und die Freilassung aus den Gefängnissen vollzog sich unter seiner Kontrolle. Am selben Tage stürmte die Menge die Gefängnistore in Simferopol und entführte die politischen Gefangenen in Equipagen. In Odessa und Reval wurden die Gefangenen auf Drängen der Demonstranten befreit. In Baku hatte der Befreiungsversuch zu einem Zusammenstoß mit dem Militär geführt: es gab drei Tote, achtzehn

Verwundete. In Saratow, Windau, Taschkent, Poltawa, Kowno ... überall Demonstrationszüge nach den Gefängnissen. „Amnestie!"

„Na, Gott sei Dank! Gratuliere, meine Herren!" sagte Witte, vom Telephon zurücktretend und sich an drei Arbeiter, die Vertreter des Rates wendend: „Der Zar hat die Amnestie unterzeichnet."

„Ist volle Amnestie gewährt oder partielle, Herr Graf?"

„Eine Amnestie ist gewährt unter Wahrung der Staatsraison, aber doch genügend weitherzig."

Am 4. November veröffentlichte die Regierung endlich den Ukas des Zaren, „betreffend Erleichterung des Schicksals derjenigen Personen, die vor erfolgtem Manifest in staatsverbrecherische Tätigkeit verfallen waren", — ein erbärmlicher, von schimpflichem Geiz starrender Akt, ein echtes Geisteskind der Macht, in der Trepow die Staatsidee, Witte den Liberalismus personifizierte.

Aber es gab eine Kategorie von „Staatsverbrechern", deren dieser Ukas nicht Erwähnung tat und gar nicht Erwähnung tun konnte. Das waren die zu Tode Gemarterten, die Abgeschlachteten, Erwürgten, Verdammten und Totgeborenen, das waren alle, die den Tod erlitten hatten für die Sache des Volkes. In jenen Stunden der Oktoberkundgebung, wo die revolutionären Massen auf den blutigen Plätzen von Petersburg das Andenken der am 22. Januar Getöteten andächtig ehrten, in jenen Stunden lagen schon in den Polizeimorgues die von Blut rauchenden Leichen der ersten Opfer der konstitutionellen Aera. Die Revolution konnte ihren neuen Märtyrern das Leben nicht zurückgeben, sie beschloß, Trauer anzulegen und die Leiber der Toten feierlich zu bestatten. Der Rat ordnete für den 5. November ein großes, demonstratives Leichenbegängnis an. Man schlägt vor, die Regierung vorher zu benachrichtigen, man weist auf Präzedenzfälle hin: auf die Forderung des Abgesandten des Rates hat Graf Witte in einem Falle Befehl gegeben, zwei verhaftete Anführer eines Straßenmeetings freizulassen. In einem anderen Falle hatte er vorgeschrieben, die während des Oktoberstreiks geschlossen gewesene staatliche Baltische Fabrik zu öffnen. Unter warnenden Gegenäußerungen seitens der offiziellen Vertreter der Sozialdemokratie beschließt die Versammlung, dem Grafen Witte durch eine besondere Deputation zur Kenntnis zu bringen, daß der Rat die Verantwortung für die Einhaltung der Ordnung während der Demonstration auf sich nehme und die Entfernung der Polizei und des Militärs fordere.

Graf Witte ist sehr beschäftigt und hat eben zwei Generalen den Empfang verweigert; aber er empfängt ohne Widerrede die Deputation des Rates. Eine Prozession? Er hat persönlich nichts dagegen: „solche Prozessionen werden im Westen zugelassen". Aber dies gehört nicht in sein Ressort. Man muß sich an Demitrij Fedorowitsch Trepow wenden, da die Stadt seiner Befugnis untersteht.

„Wir können uns nicht an Trepow wenden, dazu sind wir nicht ermächtigt."

„Schade, Sie würden sich sonst selbst davon überzeugen, daß das gar nicht so ein wildes Tier ist, wie man von ihm behauptet."

„Und der berühmte Befehl: „Keine Patronen sparen", Herr Graf?"

„Na, da ist ihm wohl nur in der Wut eine Phrase entschlüpft . . ." Witte läutet bei Trepow an, meldet ehrerbietig seinen Wunsch, „es möge ohne Blutvergießen ablaufen", und wartet auf den Bescheid. Trepow weist ihn hochmütig an den Stadthauptmann. Der Graf schreibt diesem in aller Eile ein paar Worte und gibt den Brief der Deputation.

„Wir nehmen Ihren Brief, Herr Graf, behalten uns aber Freiheit des Handelns vor. Wir sind nicht sicher, ob wir Gelegenheit haben werden, von dem Briefe Gebrauch zu machen."

„Gewiß, gewiß. Ich habe gar nichts dagegen." *

Wir haben hier ein lebendiges Stück der Oktoberzeit vor uns. Graf Witte beglückwünscht die revolutionären Arbeiter zur Amnestie. Graf Witte will, daß es ohne Blutvergießen abgehen möge, „wie in Europa". Unsicher, ob es ihm gelingen werde, Trepow zu stürzen, versucht er, das Proletariat mit ihm zu versöhnen. Als der höchste Vertreter der Macht bittet er den Stadthauptmann durch Vermittelung der Arbeiterdeputation, die Konstitution unter seinen Schutz zu nehmen. Feigheit, Falschheit, Dummheit! das ist die Devise des konstitutionellen Ministeriums.

Dafür aber geht Trepow direkt auf sein Ziel los. Er erklärt, daß „in der gegenwärtigen unruhigen Zeit, wo ein Teil der Bevölkerung bereit wäre, sich mit den Waffen in der Hand auf die anderen zu stürzen, keinerlei Kundgebungen auf politischer Grundlage, im eigenen Interesse der Demonstranten, zugelassen werden können" und fordert die Veranstalter der Kundgebungen auf, „auf ihren Plan zu verzichten, angesichts der eventuell sehr schlimmen Folgen derjenigen energischen Maßnahmen, zu denen die Polizeigewalt unter diesen Umständen zu greifen gezwungen werden könnte." Das war klar und deutlich, wie ein Säbelhieb. Das Gesindel der Großstadt mit Hilfe der Polizei bewaffnen, es auf die Demonstranten hetzen, Verwirrung hervorrufen, den unvermeidlichen Zusammenprall zur blutigen Einmischung der Polizei und des Militärs benutzen, wie ein totbringender Wüstenwind durch die Stadt sausen — das war das ständige Programm dieses Polizeischuftes, dem der gekrönte Schwachsinn die Geschicke des Landes in die Hand gegeben hatte. Die Schalen der Regierungswage schwankten in diesem Augenblick: Witte oder Trepow? Das konstitutionelle Experiment ausdehnen oder dasselbe in

---

* „Beim Grafen S. J. Witte", Skizze von P. A. Slydnew, Mitglied der Deputation, in dem Kollektivwerke: „Die Geschichte des Arbeiter-Delegiertenrates von Petersburg", 1906.

Das Exekutivkomitee beschloß nach empfangener Meldung der Deputation: „dem Vorsitzenden des Arbeiter-Delegiertenrates aufzutragen, den Brief an den Vorsitzenden des Ministerkomitees zurückzustellen."

einem Pogrom ertränken? Dutzende von Städten wurden in den Flittertagen des neuen Kurses zum Schauplatze von blutigen Ereignissen, deren Fäden sich in den Händen Trepows befanden.

Aber Mendelssohn und Rothschild waren für die Konstitution: die Gesetze Mosis, sowie die Gesetze der Börse verboten ihnen gleicherweise den Gebrauch frischen Blutes. Darin lag die Macht Wittes. Die offizielle Stellung Trepows geriet ins Wanken — Petersburg war sein letzter Tummelplatz gewesen.

Der Augenblick war äußerst kritisch und verantwortungsvoll. Der Delegiertenrat hatte weder ein Interesse, noch den Wunsch, Witte zu unterstützen, einige Tage später zeigte er dies auf sehr deutliche Weise. Aber noch weniger konnte er natürlich die Absicht haben, etwa Trepow zu halten. Indessen bedeutete: auf die Straße gehen ebensoviel, wie diesem Manne in die Hände arbeiten. Selbstverständlich war die politische Lage durch den Konflikt zwischen Börse und Wachtstube nicht erschöpft. Man konnte sich ebenso über Witte als über Trepow stellen und bewußterweise dem Zusammenstoße entgegengehen, um beide vom Schauplatze ihrer Tätigkeit hinwegzufegen. In ihrer allgemeinen Richtungslinie entsprach das Vorgehen des Rates gerade einer solchen Politik: er ging mit offenen Augen und im Bewußtsein dessen, was kommen mußte, dem unvermeidlichen Konflikt entgegen. Nichtsdestoweniger hielt er sich aber nicht für berufen, ihn zu beschleunigen. Je später, desto besser. Die entscheidende Schlacht anläßlich der Trauerkundgebung liefern und gerade in einem Augenblick, da die titanenhafte Anspannung des Oktoberstreiks bereits nachließ, hieß, in einen ungeheuerlichen Fehler fallen.

Der Verfasser dieses Buches — er hält es für nötig, darauf hinzuweisen, weil er später oft bittere Vorwürfe hören mußte — stellte den Antrag, die geplante Trauerkundgebung abzusetzen. Am 4. November wurde um 1 Uhr nachts in einer außerordentlichen Sitzung des Delegiertenrates nach leidenschaftlichen Debatten mit erdrückender Stimmenmehrheit die von uns vorgelegte Resolution angenommen. Sie lautete:

„Der Arbeiter-Delegiertenrat hatte die Absicht, für die Opfer der Mordtaten der Regierung ein feierliches Leichenbegängnis zu veranstalten. Jedoch die friedliche Absicht der Petersburger Arbeiter brachte alle blutbefleckten Vertreter des verendenden Regimes auf die Beine. General Trepow, der über die Leichen des 22. Januar zur Machthöhe emporgeschritten ist und angesichts der Revolution nichts mehr zu verlieren hat, hat heute das Petersburger Proletariat das letztemal zum Kampfe herausgefordert. Trepow läßt in seiner Erklärung in frecher Weise deutlich durchblicken, daß er auf den friedlichen Zug die von der Polizei bewaffneten Banden der Schwarzen Hunderte hetzen will, um dann, unter dem Vorwande der Beruhigung, aufs neue die Straßen von Petersburg mit Blut zu überschwemmen . . .

In Anbetracht dieses teuflischen Planes erklärt der Delegiertenrat: das Proletariat von Petersburg liefert der zarischen Regierung seine letzte Schlacht

nicht an dem Tage, den Trepow gern wählen möchte, sondern dann, wenn es dem organisierten und bewaffneten Proletariat günstig erscheint. Daher beschließt der Delegiertenrat: statt des großen Trauerzuges überall achtunggebietende Versammlungen zur Ehrung der Opfer abzuhalten, dabei dessen eingedenk zu sein, daß die gefallenen Kämpfer uns durch ihren Tod gemahnt haben, unsere Kräfte zu verzehnfachen für die Sache der Selbstwehr und der Näherbringung jenes Tages, wo Trepow zusammen mit der ganzen Polizistenbande auf den großen Schutthaufen der zertrümmerten Monarchie geworfen werden wird."

Die Zarenmeute am Werke.

Die Liquidierung des Oktoberstreiks durch den Arbeiterdeputiertenrat fällt in die Periode jener finsteren Schreckenstage, da das Wimmern der gemarterten Säuglinge, die rasenden Flüche der Mütter, das Todesröcheln der Greise und wilde Schreie wahnsinniger Verzweiflung an allen Enden des Landes zum Himmel emporstiegen. Hundert Städte und Flecken Rußlands hatten sich zu Höllenstätten umgewandelt. Der Rauch der Feuersbrünste verdüsterte das Sonnenlicht, ein Flammenmeer verzehrte ganze Straßenzüge samt den Häusern und den Menschen. Das alte Regime war am Werke, für die ihm bereitete Demütigung Rache zu nehmen.

Die Regierung hatte die Streittruppen zu diesem Kreuzzuge überall angeworben, in allen Winkeln, Spelunken und Lasterhöhlen. Hier sah man den Kleinkrämer und den Landstreicher, den Schenkwirt und seinen Stammgast, den dwornik (Hausbesorger) und den Polizeispitzel, den Berufsdieb und den Gelegenheitsräuber, den kleinen Handwerker und den Bordellportier, den hungrigen, in geistiger Finsternis dahinvegetierenden Muschik, der vielleicht gestern erst sein Heimatsdorf verlassen und dessen Kopf der Lärm der Maschinen ganz wirr gemacht hatte. Die erbitterte Armut, das lichtlose Dunkel, die schamloseste Korruption hatten sich unter das Banner des privilegierten Eigennutzes und der rang- und ordengeschmückten Anarchie gestellt.

Bei den patriotischen Manifestationen zu Beginn des russisch-japanischen Krieges wurde den Pogromhelden zum ersten Male Gelegenheit gegeben, sich die zur Veranstaltung von Straßenaktionen en masse nötige Routine anzueignen. Schon damals traten die drei Hauptrequisiten in Erscheinung: das Kaiserbild, die Schnapsflasche und die dreifarbige Nationalfahne. Von dieser Zeit an hatte die planmäßige Organisierung des Abschaums der Gesellschaft eine ungeheure Entwicklung erfahren: und wenn auch die Masse der Pogromteilnehmer — sofern hier von „Masse“ die Rede sein kann —, eine mehr oder minder zufällige bleibt, so ist der Kern dieser Truppe dennoch stets nach militärischem Muster diszipliniert und organisiert. Dieser Kern empfängt von oben Losung und Parole und gibt sie nach unten weiter; er ist es auch, der den Zeitpunkt und die Dimension der zu veranstaltenden blutigen Aktion bestimmt. „Pogrome lassen sich in jedem beliebigen Maßstabe arrangieren“, äußerte der Beamte des Polizeidepartements Kommissarow. „Wenn Sie wünschen, auf 10 Personen, und wenn Sie wünschen — auf 10000.“ (Eine von dem Ex-Ministergehilfen des Innern Fürst Urussow in der ersten Duma als authentisch mitgeteilte Tatsache.)

Von dem bevorstehenden Pogrom sind alle bereits lange vorher unterrichtet. Pogromaufrufe werden verbreitet, in dem offiziellen „Gouvernements-Anzeiger“ erscheinen blutrünstige Artikel, manchmal wird auch ein speziell der Pogromagitation dienendes Blatt ins Leben gerufen. Ist der Boden genügend vorbereitet, erscheinen auf der Bildfläche aus fremden Städten zugereiste Fachleute — sozusagen Spielgäste. Mit ihnen zugleich tauchen in der finsteren Masse allerlei unheilverkündende Gerüchte auf: Die Juden führen einen Ueberfall auf die rechtgläubigen Christen im Schilde — Sozialisten haben ein Heiligenbild entweiht — Studenten haben ein Kaiserbild in Fetzen gerissen. Wo keine Universität vorhanden ist, da muß schon die liberale Semstwoverwaltung — ja selbst das Gymnasium — herhalten, um den für die Gerüchte nötigen Stoff zu liefern. Die Schauermären werden mit Hilfe des Drahts von Ort zu Ort weitergegeben, häufig mit offiziellem Gepräge. Zu derselben Zeit werden mit Volldampf die technischen Vorarbeiten betrieben: man stellt Proskriptionslisten auf mit Bezeichnung der Personen und ihrer Wohnungen, die vor allen anderen geplündert und demoliert werden sollen, arbeitet einen allgemeinen strategischen Plan aus und bestellt aus den Vorstädten auf einen bestimmten Zeitpunkt das beutehungrige Krähengezücht. An dem festgesetzten Tage — weihevoller Gottesdienst in der Kathedrale. Feierliche Ansprache Seiner Bischöflichen Hochwürden. Patriotischer Zug mit dem Klerus an der Spitze. Voran das aus der Polizeiverwaltung entliehene Bild des Zaren. Ein Wald wehender Nationalfahnen. Ununterbrochen spielt eine Militärkapelle. Zu beiden Seiten und in der Arrieregarde Polizei. Der Gouverneur salutiert militärisch vor dem Zuge, und der Polizeimeister umarmt und küßt coram publico die Häupter der Schwarzen Bande. Während der Zug sich durch die Straßen fortbewegt, erschallt feierliches Geläute der Kirchenglocken. „Mützen ab!“ In der Volksmenge sind die auswärtigen Instruktoren verstreut und mit ihnen Beamte der einheimischen Polizeibehörde in Zivilkleidung, die aber nicht selten an der Uniformhose zu erkennen sind. Sie spähen scharf umher, reizen die Menge, hetzen sie auf, suchen ihr das Bewußtsein einzuflößen, daß sie alles tun dürfe, was sie wolle, und warten nur einen guten Vorwand ab, um zur offenen Aktion überzugehen. Inzwischen werden als Introduktion Fensterscheiben zertrümmert und einzelne Passanten mißhandelt. Alle auf dem Wege liegenden Schenken werden gestürmt, der Schnaps fließt in Strömen. Die Militärkapelle wird nicht müde, immer von neuem das „Boshe, Zarja chrani“ („Gott schütze den Zaren“) zu intonieren, dieses Trutz- und Streitlied der Pogrome. Ist kein geeigneter Vorwand da, so wird ein solcher einfach geschaffen: man klettert auf den Dachboden eines Hauses und gibt von dort Schüsse auf die Menge ab. Die mit Polizeidienstrevolvern bewaffneten „drushini“ (Kampfabteilungen) sorgen dafür, daß die Wut der Menge nicht etwa durch die Furcht paralysiert werde. Sie beantworten die Provokateurschüsse mit Salven, die sie gegen die Fenster vorher genau bezeichneter Häuser richten. Stößt man auf Widerstand seitens der Selbstwehr, so eilen die

P. A. Slydneff, Vorstandsmitglied des Arbeiterdelegiertenrates
(in Sträflingskleidung bei seiner Verbannung nach Sibirien).

regulären Truppen zu Hilfe: mit zwei, drei Salven vernichten sie die Selbstwehr oder verurteilen sie zu völliger Ohnmacht, indem sie sie auf Flintenschußweite fernhalten. Vorne und im Rücken von Militärpatrouillen gedeckt, von einer Kosakenabteilung zu Rekognoszierungszwecken begleitet, mit Provokateuren als Anführern, mit Mietlingen für die untergeordneten Rollen, und Freiwilligen, die gierig nach Beute schnüffeln — so wälzt sich die Menge in bluttrunkenem Rausch durch die Straßen der Stadt fort.

Der bossjak (Barfüßler) herrscht. Vor einer Stunde noch zitternder Sklave, von Polizei und Hunger gehetzt, fühlt er sich jetzt als unumschränkter Despot. Ihm ist alles erlaubt, er darf alles, er ist Herr über Gut und Ehre, über Leben und Tod. Wenn er die Lust dazu verspürt, schleudert er aus einem Fenster im dritten Stockwerk eine alte Frau zusammen mit einem Konzertflügel aufs Straßenpflaster hinunter, zerschmettert einen Stuhl am Kopfe eines Säuglings, vergewaltigt ein kleines Mädchen vor den Augen der Menge, treibt Nägel in lebendiges Menschenfleisch .... Er schlachtet ganze Familien hin; er begießt das Haus mit Petroleum, verwandelt es in einen lodernden Scheiterhaufen und gibt jedem, der sich aus dem Fenster aufs Pflaster wirft, mit dem Knüttel den letzten Rest. Er bricht in Scharen in armenische Armenhäuser, mordet Greise, kranke Frauen, Kinder .... Es gibt keine solche Marter, wie sie nur ein von Schnaps und Wut tollgemachtes delirierendes Hirn ausbecken kann, vor der er gezwungen wäre, Halt zu machen. Denn ihm ist alles erlaubt, er darf alles ....

Boshe, Zarja chrani! ....

Da ist ein Jüngling, der dem Tode ins Auge blickte und dessen Haar in einem einzigen Augenblicke grau wurde! Dort ein zehnjähriger Knabe, der angesichts der zerfleischten Leichname von Vater und Mutter den Verstand verlor! Dort ein Militärarzt, der wohl alle Schrecken der Belagerung von Port Arthur, aber wenige Stunden des Odessaer Pogroms nicht überstehen konnte und dessen Geist von der ewigen Nacht des Wahnsinns umfangen wurde! ....

Boshe, Zarja chrani!

Bluttriefend, halbversengt, wahnsinnig vor Schrecken, stürzen die Opfer bald hierhin, bald dorthin, Rettung suchend in dieser einem wüsten Fiebertraum gleichenden Panik. Die einen ziehen den Toten die blutbedeckten Kleider vom Leibe, hüllen sich in dieselben, legen sich mitten unter die Leichenhaufen und bleiben so manchmal tagelang liegen .... Die anderen werfen sich auf die Kniee vor den Offizieren, Polizisten, Plünderern, erheben flehend die Arme, wälzen sich im Staube, küssen die kotbedeckten Soldatenstiefel und betteln um Hilfe. Aber nur ein trunkenes Hohngelächter wird ihnen zur Antwort: „Ihr wolltet ja die Freiheit — so erntet jetzt ihre Früchte!“ In diesen Worten ist die ganze teuflische Moral der Pogrompolitik enthalten.

Im Blute watend stürmt der Bossjak vorwärts. Ihm ist alles erlaubt, er darf alles, er herrscht. Der „weiße Zar“ hat ihm ja alles erlaubt — es lebe der weiße Zar!

In dem finsteren Oktoberbacchanal, mit dem verglichen alle Schrecken der Bartholomäusnacht als harmlose Theatereffekte erscheinen, hatten 100 Städte 3500—4000 Tote und etwa 10000 Verstümmelte als Opfer zu verzeichnen. Der materielle Schaden, der auf mehrere Dutzend, wenn nicht Hunderte von Millionen beziffert wird, übersteigt um ein vielfaches die Verluste der Gutsbesitzer während der Agrarrevolten. So nahm das alte Regime für die ihm bereitete Demütigung Rache.

Welche Rolle spielte nun der Arbeiter bei diesen erschütternden Ereignissen?

Ende Oktober sandte der Vorsitzende der Föderation der nordamerikanischen Gewerkschaften ein Telegramm an den Grafen Witte, in dem er die Arbeiterschaft Rußlands energisch zum Widerstande gegen die Pogrome aufrief, da sie in hohem Grade die eben errungene Freiheit gefährdeten. „Im Namen nicht nur der organisierten Arbeiter", so schloß das Telegramm, „sondern auch in dem aller Arbeiter der Vereinigten Staaten bitte ich Sie, Herr Graf, dieses Telegramm Ihren Mitbürgern und unseren Brüdern, den Arbeitern, zu übermitteln." Aber Graf Witte, der sich noch vor kurzem in Amerika als echter Plebejer aufgespielt und nach rechts und nach links demokratische shakehands ausgeteilt hatte, besaß die Schamlosigkeit, das Arbeitertelegramm in aller Stille in das geheimste Fach seines Schreibtisches zu versenken. Indessen die russischen Arbeiter bedurften — zu ihrer Ehre sei es gesagt — nicht erst der warnenden Stimme ihrer Brüder von jenseits des Ozeans, um aktiv in die blutigen Ereignisse einzugreifen. In einer Reihe von Städten organisierten sie Kampfdruschinen, die den Räubern tätigen, oft heldenhaften Widerstand entgegensetzten, und dort, wo das Militär sich auch nur einigermaßen neutral verhielt, da gelang es der Arbeitermiliz mit Leichtigkeit, der Zügellosigkeit der Hooliganbanden Herr zu werden.

„Seht", schrieb in jenen Tagen Nemirowitsch-Dantschenko, ein alter Schriftsteller, der dem Sozialismus und dem Proletariat unendlich fern steht, „hier dieser fürchterliche Alp, diese tolle Walpurgisnacht eines sterbenden Ungeheuers — und dort die herrliche Standhaftigkeit und Disziplin, mit der sich die grandiose Arbeiterbewegung entwickelte! Sie haben sich mit Raub und Mord nicht befleckt — im Gegenteil: überall eilten sie der Gesellschaft zu Hilfe und schützten sie natürlich viel wirksamer als Polizei, Kosaken und Gendarmen vor dem Zerstörungswahn der Brudermörder. Die Druschinen der Arbeiter warfen sich dorthin, wo die Hooligans ihr Unwerk beginnen wollten. Die neue, in die historische Arena einziehende Macht zeigte sich voller Ruhe im Bewußtsein ihres Rechts, voller Maß bei dem Triumphe der Ideale der Freiheit und des Edlen; organisiert und diszipliniert, wie ein wahres Heer, das weiß, daß sein Sieg der Sieg alles dessen ist, wofür die Menschheit lebt und kämpft und Leiden erduldet, was ihr Denken, ihre Freude und Lust ausmacht."

* * *

In Petersburg fand kein Pogrom statt. Aber die offenen Vorbereitungen zu einem solchen wurden mit aller Macht betrieben. Der jüdische Teil der Bevölkerung befand sich in einem Zustande ewiger Angst. Vom 18. an wurden in verschiedenen Stadtteilen Studenten, agitierende Arbeiter und Juden mißhandelt. Nicht nur in der äußeren Stadt, sondern selbst auf dem Newski-Prospekt werden Passanten von einzelnen Trupps unter wildem Johlen und Pfeifen angefallen und mit Schlagringen, Nagaikas und finnischen Messern bearbeitet. Da auf einige Arbeiterdelegierte Anschläge versucht wurden, versehen sich dieselben mit Revolvern. Polizeiagenten suchen die Krämer und ihre Kommis zu einem Ueberfall auf den am 23. geplanten Trauerzug zu überreden. Und wenn trotz alle dem das Schwarze Hundert sich mit einzelnen Guerillaaktionen begnügen mußte, so ist dies nicht seine Schuld allein.

Die Arbeiter trafen Vorbereitungen zur Verteidigung der Stadt. Einige Fabriken verpflichteten sich, bis auf den letzten Mann auf die Straße hinauszutreten, sobald das Telephon sie an einen gefährdeten Ort riefe. Die Waffenhandlungen betreiben einen fieberhaften Handel mit Brownings unter Umgehung aller polizeilichen Beschränkungen. Aber Revolver sind teuer und daher für die breite Masse unerschwinglich. Die revolutionären Parteien und der Rat haben alle Hände voll zu tun, um wenigstens ihre Druschinen zu bewaffnen. Indes nehmen die Gerüchte von dem bevorstehenden Pogrom immer drohendere Form an. Am 29. Oktober werden die Proletariermassen Petersburgs wie von einem gewaltigen Zug ergriffen, jeder bewaffnet sich, womit er kann. Alle Fabriken und Werkstätten, die nur irgendwie mit Eisen oder Stahl zu tun haben, machen sich auf eigene Initative an die Herstellung von kalten Waffen. Dolche, Piken, Drahtnagaikas, Schlagringe werden von tausend Hämmern zugleich geschmiedet. Am Abend, in der Sitzung des Rats, besteigen die Delegierten einer nach dem andern die Rednertribüne, demonstrieren die Waffenklingen, indem sie sie hoch in die Höhe halten, und übermitteln die eidliche Versicherung ihrer Wähler, den Pogrom beim ersten Aufflammen zu unterdrücken. Schon diese Demonstration allein war geeignet, der Masse der Pogromisten jede Initative zu nehmen. Aber die Arbeiter begnügten sich damit nicht. Innseits der Newskaja Sastawa, in den Fabrikvierteln, organisierten sie eine regelrechte Miliz mit ständigen Nachtwachen. Außerdem übernahmen sie die spezielle Bewachung der revolutionären Preßlokale, und das war von überaus großer Bedeutung in jener Zeit der äußersten Spannung, da sowohl der Journalist, als auch der Setzer mit dem Browning in der Tasche arbeiten mußte.

Indem sich das Proletariat so zur Abwehr der Schwarzen Hunderte bewaffnete, bewaffnete es sich zu gleicher Zeit auch gegen die zarische Gewalt. Der Regierung konnte der wahre Sinn dieses Vorgangs nicht entgehen, und sie schlug Lärm. Am 8. November brachte der „Regierungsanzeiger“ zur allgemeinen Kenntnis, was allen ohnedies schon bekannt war: nämlich daß das Proletariat in der letzten Zeit begonnen habe, sich mit Revolvern,

Dolchen, Piken und finnischen Messern zu bewaffnen. „Aus der Mitte der so ausgerüsteten Arbeiter", — fuhr die offizielle Mitteilung fort — „deren Zahl nach den vorliegenden Informationen sich auf etwa 6000 beläuft, hat sich die sogenannte Selbstwehr oder Miliz abgesondert, in der Stärke von beiläufig 300 Mann, die nachts in Abteilungen von 10 Mann die Straßen abpatroullieren, unter dem Vorwande, die Stadt zu bewachen — in Wirklichkeit aber, um Polizei und Militär an der Festnahme der Revolutionäre zu hindern."

Und nun begann in Petersburg ein förmlicher Kreuzzug gegen die Milizionäre. Die Druschinen wurden gesprengt, die Waffen konfisziert. Aber zu dieser Zeit war die Pogromgefahr bereits geschwunden — um einer neuen, ungleich größeren Platz zu machen: die Regierung begann, ihre irregulären Truppen mit Urlaub zu entlassen, dafür aber ihre regulären Baschi-Bosuks — die Kosaken und die Garde — ins Treffen zu ziehen, sie rüstete sich zu einem Kampfe in voll entfalteter Front.

Der Sturm auf die Zensurfeste.

Einen glänzenden Feldzug — geschlossen, politisch vollendet und siegreich — führte der Petersburger Rat zum Schutze der Preßfreiheit durch. Treue Bundesgenossenschaft in diesem Kampfe leistete ihm der Verband der Druckereiarbeiter, eine noch junge, aber bereits festgefügte gewerkschaftlich-politische Organisation.

„Die Preßfreiheit", sagte ein Redner aus dem Arbeiterstande in der zahlreich besuchten Versammlung des Verbandes, die dem Oktoberstreik voranging, „ist für uns nicht allein als politisches Gut wichtig. Sie ist auch unsere ökonomische Forderung. Den drückenden Fesseln der Zensur entrissen, wird die Literatur wie in dem Druckergewerbe, so auch in den verwandten Berufszweigen einen blühenden Aufschwung zur Folge haben." Von dieser Zeit an eröffneten die Druckereiarbeiter einen systematischen Feldzug gegen die Zensurparagraphen. Schon früher, im Verlauf des ganzen Jahres 1905, wurden in den legalen Druckereien illegale Schriften gedruckt. Aber dies wurde heimlich betrieben, in geringem Umfange und unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln. Seit Oktober wird nun auch die Masse der Setzer zur Herstellung illegaler Literatur herangezogen. Die früher sorgfältig gewahrte Konspiration in den Druckereien wird jetzt fast ganz fallen gelassen. Zu gleicher Zeit wird die Haltung der Arbeiter gegenüber den Verlegern immer energischer. Die Setzer fordern die völlige Ingnorierung der für die Zeitungen geltenden Zensurbestimmungen, widrigenfalls sie die Arbeit niederlegen wollen. Am 26. Oktober tagt eine Konferenz der Vertreter der periodischen Zeitschriften. Die Reptilien von der „Nowoje Wremja" sitzen auf derselben Bank mit den Vertretern der extremradikalen Richtung. Und diese Arche Noah der Petersburger Presse faßt den Beschluß: „sich an die Regierung mit der Forderung der Preßfreiheit nicht zu wenden, sondern dieselbe auf dem Wege der Anmeldung auszuüben." Wahrlich eine von echtem Bürgermut erfüllte Resolution! Glücklicherweise werden die Verleger von dem Geschick begünstigt: der allgemeine Streik bewahrt sie davor, eine Probe ihrer männlichen Gesinnung ablegen zu müssen. Und dann kommt ihnen die „Konstitution" zu Hilfe. Das Golgatha politischen Märtyrertums wird durch die realere Perspektive einer Entente mit dem neuen Ministerium beiseite geschoben.

Das Manifest vom 30. Oktober ließ kein Wort über Preßfreiheit verlauten. Graf Witte belehrte jedoch die liberalen Deputationen, daß man dieses Schweigen als Zeichen des Einverständnisses aufzufassen habe und daß

die verkündete Freiheit der Rede zugleich auch auf die Presse auszudehnen sei. Immerhin, fügte der Premierminister hinzu, bleiben, bis ein neues Preßgesetz erscheint, die alten Zensurgesetze in Kraft. Leider mußte sich Graf Witte getäuscht sehen: seine konstitutionelle Zensur erwies sich ebenso ohnmächtig wie er selbst. Nicht die Verleger, sondern die Arbeiter sollten das Schicksal der Zensur entscheiden.

„In Rußland ist durch Manifeste des Zaren die „Freiheit" der Rede proklamiert", erklärte am 1. November der Rat, „aber die Hauptverwaltung für Zensurangelegenheiten besteht weiter, und der rote Stift des Zensors bleibt nach wie vor in Kraft ... Die Freiheit des gedruckten Wortes muß erst von den Arbeitern erobert werden. Der Delegiertenrat bestimmt daher, daß nur diejenigen Zeitungen erscheinen dürfen, deren Redakteure die Zensurkomitees vollkommen ingnorieren, ihnen keine Pflichtexemplare einreichen und überhaupt genau in derselben Weise verfahren, wie der Delegiertenrat bei der Herausgabe seiner Zeitung. Es dürfen infolgedessen die Setzer, ebenso wie die übrigen Genossen, die in Zeitungsverlagen beschäftigt sind, erst dann wieder an die Arbeit gehen, wenn die Redakteure ausdrücklich erklärt haben, daß sie bereit seien, die Preßfreiheit praktisch durchzuführen. Bis dahin aber verharren die Zeitungsarbeiter im Ausstand, und der Delegiertenrat wird es sich angelegen sein lassen, daß den streikenden Genossen der Arbeitslohn ausgezahlt werde. Die Zeitungen, die sich dieser Anordnung nicht fügen, werden an den Verkaufsstellen konfisziert und vernichtet, die Druckereimaschinen unbrauchbar gemacht und die Arbeiter, die sich an den Beschluß des Delegiertenrats nicht halten, boykottiert."

Diese Anordnung, die man einige Tage darauf auch auf die Verlage von Journalen, Büchern und Broschüren ausdehnte, wurde das neue Preßgesetz.

Der Streik der Druckereiarbeiter dauerte, zusammen mit dem allgemeinen Streik, bis zum 3. November. Der Verband entschied, daß der Streik selbst zugunsten des konstitutionellen Manifestes nicht unterbrochen werden dürfe, und diese Order wurde aufs strengste eingehalten. Das Manifest erschien daher auch nur im „Regierungsanzeiger", in dessen Druckerei Soldaten als Setzer fungierten. Außerdem brachte noch die reaktionäre Zeitung „Swjet" heimlich, ohne Wissen ihrer Setzer, den Wortlaut der illegalen zarischen Proklamation vom 30. Oktober; sie mußte aber diesen Ungehorsam hart büßen, denn die Druckerei wurde bald darauf von Fabrikarbeitern demoliert.

Waren denn wirklich seit dem Bittgang vor das Winterpalais im Januar nicht mehr als neun Monate vergangen? Hatten denn wirklich erst im verflossenen Winter dieselben Leute den Zaren angefleht, ihnen Preßfreiheit zu schenken? Nein, der alte Kalender lügt! Die Revolution hat ihre eigene Zeitrechnung, Monate gelten in ihr für Dezennien, und Jahre für Jahrhunderte ...

Unter zwanzigtausend Druckereiarbeitern fand das Manifest des Zaren auch nicht ein einziges Paar untertänigst bereiter Hände. Dafür aber wurden

die sozialdemokratischen Flugblätter, die von dem Manifeste Mitteilung machten und dasselbe kommentierten, schon am 31. Oktober in gewaltigen Mengen verbreitet. Dafür wurde die zweite Nummer der „Nachrichten des Rats", die an diesem Tage erschien, an allen Straßenecken verteilt.

Als der Streik beendet war, brachten sämtliche Zeitungen zur Kenntnis ihrer Leser, daß sie von nun an vollkommen unabhängig von der Zensur gedruckt werden würden. Und doch stand in keiner dieser Zeitungen auch nur ein einziges Wort darüber, wem in Wahrheit dieser Umschwung zu verdanken sei. Nur die „Nowoje Wremja" gab durch die Feder ihres Stolypin, des Bruders des zukünftigen Premierministers, ihrer Entrüstung schüchternen Ausdruck: wir waren ja selbst bereit, dieses Opfer auf dem Altar der freien Presse niederzulegen, aber man kam zu uns, forderte, zwang uns — und vergiftete uns die Freude an unserem freiwilligen Entschlusse. Außer der „Nowoje Wremja" war es noch ein gewisser Herr Baschmakow, der Herausgeber des reaktionären „Narodny Golos" und der Diplomatenzeitung „Journal de St.-Pétersbourg", der nicht die liberale Bereitschaft zeigen wollte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er erwirkte für sich im Ministerium die Erlaubnis, weder die Korrekturen noch die Pflichtexemplare seiner Zeitungen dem Zensor vorlegen zu müssen, und brachte alsdann im „Narodny Golos" folgende von Entrüstung diktierte Erklärung: „Indem ich mich gezwungenermaßen einer Gesetzesübertretung schuldig mache", so schrieb dieser Ritter der Polizeigesetzlichkeit, „lasse ich trotz meiner innigen Ueberzeugung, daß jedes Gesetz, mag es auch ein schlechtes sein, befolgt werden muß, solange es von der legalen Macht nicht abgeschafft ist, wider meinen Willen die heutige Nummer ohne vorherige Verständigung mit der Zensurbehörde erscheinen, obgleich mir auch dieses Recht nicht zusteht. Aber mit der ganzen Kraft meiner Seele erhebe ich Einspruch gegen die an mir geübte Gewalt und erkläre, daß ich gesonnen bin, das Gesetz zu befolgen, sobald sich nur die geringste Möglichkeit dazu bietet, denn die Nennung meines Namens in einer Reihe mit den Streikenden würde ich in dieser stürmischen Zeit als eine Schmach für mich ansehen. Alexander Baschmakow." Diese Erklärung charakterisiert trefflicher als alles andere das wahre Kräfteverhältnis, das sich in jener Zeit zwischen der offiziellen Gesetzlichkeit und dem revolutionären Recht gebildet hatte. Und im Interesse der Gerechtigkeit halten wir es für notwendig, hinzuzufügen, daß die Handlungsweise des Herrn Baschmakow ganz erheblich gewinnt, wenn man sie an der Haltung des halb-oktobristischen „Slowo" mißt, welches sich von dem Arbeiterdelegiertenrat ganz offiziell schwarz auf weiß bestätigen ließ, daß es seine Exemplare dem Zensor nicht vorzulegen brauche. Um dem alten Regime ihre Keckheit ins Gesicht zu schleudern, bedurften diese Leute eben der Genehmigung des neuen Gewalthabers.

Der Verband der Druckereiarbeiter hielt während der ganzen Zeit scharfe Wache. Heute vereitelt er die Absicht eines Verlegers, das Gebot des Rats zu umgehen und mit der sich in tatenlosem Drang verzehrenden

Zensurbehörde Verbindungen anzuknüpfen. Morgen tritt er dazwischen und verhindert den Versuch, eine freigewordene Presse zu einem Pogromaufrufe auszunutzen. Fälle der letzteren Art werden nämlich immer häufiger. Der Kampf gegen die Pogromliteratur begann mit der Konfiskation eines Auftrags von 100000 Aufrufen, die von einer „Gruppe von Arbeitern“ unterzeichnet waren und zur Ausrottung der „neuen Zaren“, der Sozialdemokraten, aufforderten. Das Original trug die Unterschrift des Grafen Orlow-Dawydow und der Gräfin Mussin-Puschkin. Auf die Anfrage der Setzer ordnete der Rat an, die Maschinen abzustellen, die Stereotypen zu vernichten und die fertigen Exemplare zu konfiszieren. „Liegt kein direkter Aufruf zu Gewalt und Pogromen vor, so soll der Druck nicht gehindert werden“ — dies war das allgemeine Prinzip, das von dem Exekutivkomitee und dem Verband der Druckereiarbeiter als Richtschnur aufgestellt wurde. Dank den tatkräftigen Bemühungen der Setzer wurde alle rein pogromistische Literatur aus den Privatdruckereien verbannt, und nur das Polizeidepartement und die Gendarmerieverwaltung blieben die einzigen Werkstätten, in denen hinter dicht verschlossenen Türen und Fensterläden die blutrünstigen Aufrufe auf alten, einst den Revolutionären abgenommenen Handpressen fabriziert wurden.

Die reaktionäre Presse erschien im großen ganzen vollkommen unbehindert. In den ersten Tagen gab es zwar einige Zwischenfälle, jedoch ohne größere Bedeutung, so z. B. den Versuch der Setzer einer Petersburger Druckerei, einen reaktionären Artikel mit ihrem eigenen Kommentar zu versehen; ferner einige Proteste gegen grobe antirevolutionäre Ausfälle. In Moskau weigerten sich die Setzer, das Programm der damals eben entstandenen Oktobristengruppe zu drucken. „Da haben Sie die gelobte Preßfreiheit!“ beklagte sich aus diesem Anlasse das künftige Haupt des Verbandes vom 30. Oktober, Gutschkow, auf dem Semstwokongreß. „Das ist ja dasselbe alte Regime, nur vom anderen Ende her! Da bleibt nichts andres übrig, als sich die Rezepte dieses Regime zu eigen zu machen, d. h. im Auslande zu drucken oder eine geheime Druckerei einzuführen.“

Selbstverständlich konnte die Entrüstung der Pharisäer der kapitalistischen Freiheit gar kein Ende finden ... Sie wähnten insofern recht zu haben, als der Setzer für den Text, den er bekomme, nicht verantwortlich gemacht werden könne. Aber in jener Ausnahmezeit hatten die politischen Leidenschaften einen so hohen Grad der Spannung erreicht, daß der Arbeiter auch in seiner Berufssphäre keinen Augenblick von dem Bewußtsein seiner revolutionären Verantwortlichkeit verlassen wurde. Die Setzer in einigen reaktionären Verlagen gingen sogar so weit, daß sie die Arbeit hinwarfen und freiwillig die Not, welche die Arbeitslosigkeit gebiert, auf sich nahmen. Und selbstverständlich verletzten sie nicht im geringsten die „Preßfreiheit“, wenn sie sich weigerten, reaktionäre oder liberale Verleumdungen zu drucken, mit denen ihre eigene Klasse überschüttet wurde. Im schlimmsten Falle verletzten sie die Arbeitsverträge. Aber das Kapital ist so sehr von der gewalttätigen Metaphysik des „freien Arbeitsvertrages“ durchdrungen, der die Arbeiter zu

den ekelhaftesten Arbeiten zwingt — Gefängnisse und Panzerschiffe zu bauen, Gefangenfesseln zu schmieden, Organe der bürgerlichen Lüge zu drucken —, daß es nicht müde wird, die sittlich motivierte Weigerung, sich zu solchen Arbeiten herzugeben, als physische Vergewaltigung bald der „Freiheit der Arbeit", bald der „Freiheit der Presse" zu brandmarken.

* * *

Am 4. November erschienen die russischen Zeitungen zum ersten Male frei von dem Joche, das so lange auf ihnen gelastet hatte. Unter all den alten und neuen Zeitungen, für welche die Möglichkeit, alles sagen zu dürfen, keine Wohltat, sondern einen Fluch bedeutete — weil sie in dieser großen Zeit nichts zu sagen hatten — weil in ihrem Wörterbuch die Worte fehlten, mit denen man zu dem neuen Leser sprechen mußte und konnte, — weil der Sturz des Zensurgendarmen den in ihrer Brust wohnenden Gendarmen, ihre ängstlich nach der Behörde schielende Vorsicht, unberührt ließ — in dieser Gesellschaft mußte natürlich sofort die klare und mannhafte Stimme der sozialistischen Presse hervortreten.

„Unsere Zeitung ist das Organ des revolutionären Proletariats," waren die Worte, mit denen sich die sozialdemokratische „Natschalo" dokumentierte. „Das Proletariat Rußlands hat uns durch seinen aufopfernden Kampf das Feld des freien Wortes eröffnet — und wir weihen unser freies Wort dem Dienste des russischen Proletariats."

Wir russischen Publizisten des Sozialismus, die wir lange Jahre hindurch das Leben der unterirdischen Maulwürfe der Revolution geführt hatten, erfuhren jetzt den Wert des freien Himmels, der freien Luft und des freien Worts. Wir, die wir in die düstere Nacht der Reaktion hinausgetreten waren, als die Stürme heulten und die Nachtvögel umherflatterten; wir an Zahl Geringen, Schwachen, Zerstreuten — gegenüber dem furchtbaren apokalyptischen Tier; wir nur mit dem grenzenlosen Glauben an das Evangelium des internationalen Sozialismus Gewappneten — gegenüber dem mächtigen, vom Kopf bis zu den Füßen in der starren Rüstung des internationalen Militarismus gewappneten Feind. Ins Dunkel getaucht, in den Mauerrissen der Gesellschaft verborgen, erklärten wir der Autokratie den Kampf auf Leben und Tod. Was war unsere Waffe? Das Wort! Wenn man ausrechnen wollte, mit wie viel Stunden Zuchthaus und ferner Verbannung unsere Partei jedes revolutionäre Wort bezahlen mußte — es würden sich grauenhafte Ziffern ergeben ... Eine erschütternde Statistik des Herzbluts und des Nervenmarks!

Auf dem langen, mit Wolfsgruben und Fuchseisen reich besäten Wege steht zwischen den illegalen Schriftstellern und den illegalen Lesern eine Reihe illegaler Vermittler: der Setzer, der Spediteur, der Verbreiter des verbotenen Worts ... Welch unendliche Kette von Mühen und Gefahren! Ein Fehltritt — und die Arbeit aller ist verloren! ... Wie viele Druckereien wurden beschlagnahmt, noch ehe das Werk begann! Wie viel Literatur, die, ohne den

Leser erreicht zu haben, in den Höfen der Gendarmerieverwaltungen verbrannt wurde! Wie viel gelähmte Kräfte und zertrümmerte Existenzen!

Unsere kümmerlichen Hektographen, unsere heimlich selbstangefertigten Handpressen hatten wir den Rotationsmaschinen der offiziellen Regierungslüge und des konzessionierten Liberalismus gegenübergestellt. Hieß das nicht, mit der Axt der Steinzeit sich gegen Kruppsche Kanonen stellen? Man überschüttete uns mit Hohn und Spott. Und jetzt, in den Oktobertagen, triumphierte die Steinaxt. Das revolutionäre Wort zerschmetterte die Wände seines Kerkers, über die eigene Kraft selbst verwundert und von ihr berauscht. Der Erfolg der revolutionären Presse war ein ungeheurer. In Petersburg erschienen zwei große sozialdemokratische Zeitungen, deren jede schon in den ersten Tagen über 50000 Abonnenten aufweisen konnte, und eine dritte, deren Auflage innerhalb 3 Wochen auf 100000 stieg. Sehr verbreitet war auch die große Zeitung der Sozialrevolutionäre. Und zu gleicher Zeit kam aus der Provinz, die in kurzer Zeit eine eigene sozialistische Presse geschaffen hatte, von Tag zu Tag wachsende Nachfrage nach den revolutionären Organen der Hauptstadt.

Die Preßbedingungen, wie überhaupt alle politischen Bedingungen, waren in den verschiedenen Teilen des Landes verschieden. Alles hing davon ab, wer sich an dem betreffenden Platze fester im Sattel fühlte: die Reaktion oder die Revolution. In der Hauptstadt hatte die Zensur in Wirklichkeit zu existieren aufgehört. In der Provinz behauptete sie noch das Feld, mußte aber unter dem Einflusse des Tons der hauptstädtischen Blätter die Zügel gänzlich lockern. Dem Kampfe der Polizei gegen die revolutionäre Presse fehlte jede gemeinsame Idee. Man verfügte die Konfiskation einzelner Zeitungen und Schriften, aber es war niemand da, um diese Verfügungen ernstlich durchzuführen. Die quasi konfiszierten Nummern der sozialdemokratischen Zeitungen wurden nicht nur in den Arbeitervierteln, sondern auch auf dem Newski-Prospekt ganz offen verkauft. Die Provinz verschlang die hauptstädtische Presse wie Himmelsmanna. Bei der Ankunft der Postzüge standen die Zeitungskäufer in langen Reihen auf dem Perron. Die Zeitungshändler wurden förmlich gestürmt. Jemand aus der Menge entfaltete die frische Nummer der „Rußkaja Gazeta“ und las die Hauptartikel mit lauter Stimme vor. Die Bahnhofsräume waren drückend voll und verwandelten sich in stürmisch bewegte Auditorien. Das wiederholte sich am zweiten und dritten Tage, und wurde schließlich zum System. Manchmal aber — und dies nicht selten — wurde die völlige Passivität der Polizei von zügelloser Willkür abgelöst. Die Gendarmerieunteroffiziere konfiszierten dann die „rebellische“ hauptstädtische Presse noch in den Postwagen und vernichteten sie in ganzen Stößen. Mit besonderer Wut kehrte sich die Polizei gegen die satirischen Journale. An der Spitze dieser Hetze stand Durnowo, der in der Folge vorschlug, die Vorzensur für Karikaturen wieder herzustellen. Grund genug hatte er dazu: gestützt auf die autoritäre Charakteristik aus dem Munde Alexanders III. hatte die Karikatur den stumpfen Kopf des

Ministers des Innern auf den Körper eines Schweins gesetzt ... Durnowo stand jedoch nicht allein. Alle Flügeladjutanten, Kammerherren, Hof-, Jäger- und Stallmeister waren mit ihm eins in dem Gefühl der Rachewut. Diesem Gesindel gelang es, seine Hand an das Preßgesetz zu legen, durch welches das Ministerium beschlossen hatte, „schon jetzt, bis zu der legislativen Sanktion durch die Reichsduma, die Preßfreiheit zu verwirklichen", d. h. mit anderen Worten, jener Preßfreiheit, die dank dem Proletariat der Stadt Petersburg bereits faktisch geübt wurde, den Zaum aufzulegen. Die temporären Bestimmungen vom 7. Dezember, welche die Presse nach wie vor in den Krallen der Administration belassen, dekretieren Strafen nicht nur für den Aufruf zu Streik oder Manifestation, sondern auch für Beleidigung der Armee, Verbreitung falscher Nachrichten über die Tätigkeit der Regierung, schließlich für Verbreitung falscher Nachrichten überhaupt. In Rußland bedeuten „temporäre" Bestimmungen, welcher Art sie auch sein mögen, nach der allgemeinen Regel die langwierigste Form eines Gesetzes. So geschah es auch mit den temporären Bestimmungen für die Presse. Bis zur Einberufung der Reichsduma erlassen, verfielen sie dem allgemeinen Boykott und blieben in der Luft hängen, wie das ganze Ministerium Witte. Aber der Sieg der Konterrevolution im Dezember säuberte den Boden für das Wittesche Preßgesetz. Es wurde ins Leben geführt und hat, ergänzt durch eine Novelle, welche für die Verherrlichung von Verbrechen Strafen vorsieht, einerseits und die unbeschränkte Vollmacht der Stadthauptleute und Provinzsatrapen andrerseits, der ersten wie der zweiten Duma Stand gehalten und wird auch hoffentlich die dritte Duma überdauern.

* * *

In Verbindung mit der Geschichte des Kampfes um die Preßfreiheit bleibt uns noch zu erzählen übrig, in welcher Weise die „Nachrichten des Arbeiterdelegiertenrats" herausgegeben wurden. Denn die Geschichte der Herausgabe dieser Revolutionsbulletins bildet ein interessantes Blatt aus dem Kapitel des Emanzipationskampfes des russischen Proletariats um das freie Wort.

Die erste Nummer erschien in beschränktem Format und geringer Auflage noch vor der „Konstitution"; sie wurde in einer Privatdruckerei heimlich und gegen Bezahlung hergestellt. Die zweite Nummer datiert vom 31. Oktober. (Alle weiter angeführten Episoden sind dem Artikel: „Wie die Nachrichten des Arbeiterdelegiertenrats gedruckt wurden" entnommen. Verfasser des Artikels ist Genosse Simanowsky, der Hauptorganisator der „fliegenden Druckereien" des Rats.) Eine Gruppe Freiwilliger begab sich in die Druckerei des radikalen „Syn Otetschestwa", der in der Folge das Hauptorgan der Sozialrevolutionäre wurde. Die Administration der Druckerei schwankt unschlüssig zwischen Ja und Nein. Die Situation ist noch völlig unklar, und es ist ungewiß, welche Folgen die Drucklegung eines revolutionären Organs nach sich ziehen könnte.

„Ja, wenn Sie uns zum Beispiel für verhaftet erklärten ....", meint zögernd einer von der Administration.

„Also sind Sie verhaftet!" gibt man ihm zur Antwort.

„Durch Waffengewalt," fügt ein zweiter hinzu und zieht einen Revolver aus der Tasche.

„Sie sind verhaftet! Alle sind verhaftet!"

„Hinein dürfen alle — hinaus niemand!"

„Wo haben Sie Ihr Telephon? Stellen Sie sich ans Telephon!"

Durch sämtliche Räume der Druckerei und der Redaktion schwirren nur so die lauten Kommandorufe.

Die Arbeit beginnt. Unterdes betreten immer neue Personen die Druckerei. Es erscheinen die Mitarbeiter, Setzer kommen mit ihren Lohnbüchern. Die Setzer werden sofort eingeladen, Hand anzulegen, die Mitarbeiter erhalten den Auftrag, diese oder jene Notiz beizusteuern. Die Arbeit ist in vollem Gange.

Ein andres Bild. Diesmal in der Druckerei der „Obschtschestwennaja Polsa". Die Eingänge sind geschlossen und vor denselben Wachtposten ausgestellt.

Der Stereotypeur tritt in die Gießerei. Gänzlich unbekannte Männer sind eifrig damit beschäftigt, Matritzen herzustellen und die Oefen in Brand zu setzen.

„Was ist denn das für 'ne Zucht? Wer hat's denn erlaubt?" Der Gestrenge ist ganz außer sich und schickt sich an, das Feuer in den Oefen wieder auszulöschen. Es wird ihm aber sofort ein Dämpfer aufgesetzt und Einsperrung in die Kammer angedroht. „Ja, was ist denn hier eigentlich los?" Man klärt ihn darüber auf, um was es sich handelt: die Nummer 3 der „Nachrichten des Arbeiterdelegiertenrats" soll hier heute gedruckt werden.

„Na, das hätten Sie gleich sagen können .... Als ob ich .... Ich bin ja jederzeit bereit...." Und unter der geübten Hand des Meisters geht die Arbeit in flottestem Tempo von statten.

„Wie wollen Sie denn drucken? Wir haben ja keinen Strom," meint der vorher in Haft erklärte Druckereiverwalter.

„Von welcher Station erhalten Sie Strom? In einer halben Stunde haben wir welchen."

Der Verwalter nennt die Station, verhält sich aber im übrigen ziemlich skeptisch gegenüber der so kühn ausgesprochenen Gewißheit. Seit einigen Tagen schon bittet er vergeblich um Strom, wenn auch nur zur Beleuchtung der Räume, aber die Station, wo die streikenden Arbeiter von Matrosen ersetzt werden, liefert nur für fiskalische Bedürfnisse.

Genau eine halbe Stunde später flammen die Lämpchen auf und der Elektromotor beginnt wieder zu arbeiten. Auf den Gesichtern der Administratoren spiegelt sich ein mit Respekt gepaartes Staunen. Bald darauf kehrt auch der abgesandte Arbeiter zurück und bringt einen Schein von dem Offizier, dem die Station unterstellt ist. „Auf Verlangen des Arbeiter-

delegiertenrates Strom abgelassen nach Bolschaja-Podjatscheskaja Nr. 39, für die Druckerei der Obschtscheſtwennaja Polsa.“ Darunter der Namenszug des Offiziers. Die Angreifer und die „Verhafteten“ machen sich einträchtig und munter an die Arbeit; Nummer 3 erscheint in einer kolossalen Auflage.

Schließlich aber wird auch dieser Druckort der Polizei bekannt. Sie erscheint in der Druckerei, leider aber zu spät. Die „Nachrichten“ sind fortgeschafft und alle Spuren verwischt. Nur ein einziges Mal, in der Nacht zum 4. November, d. h. schon zur Zeit des zweiten Streiks, gelang es der Polizei, eine fliegende Druschina in flagranti zu ertappen. Dies geschah in der Druckerei der „Nascha Shisn“, als die Arbeit bereits den zweiten Tag im Gange war. Die Aufforderung, die Türe zu öffnen, hatte natürlich keinen Erfolg und so erbrach sie die Polizei mit Gewalt. „Unter der Bedeckung einer Kompagnie Schützen mit gefälltem Bajonett“ — so schildert Genosse Simanowsky den Vorgang — „drangen die Schutzleute und die Pristaws mit schußbereiten Revolvern in die Druckerei ein, wurden aber selbst verlegen beim Anblick der friedlich fortarbeitenden Setzer, die sich durch das Erscheinen der Bajonette nicht im geringsten beirren ließen.“

„Wir stehen hier alle im Auftrage des Arbeiterdelegiertenrats und fordern die Entfernung der Polizei, da wir sonst für die Unversehrtheit des Druckereiinventars nicht aufkommen können.“

Während mit der Polizei Unterhandlungen gepflogen wurden und diese Manuskripte und Korrekturbogen an den Tischen und Regalen festsiegelte, blieben die Verhafteten nicht müßig und agitierten eifrig unter den Soldaten und Schutzleuten: lasen ihnen mit halblauter Stimme den Aufruf des Arbeiterdelegiertenrats an das Militär vor und verteilten unter sie die fertigen Exemplare der „Nachrichten“. Nachdem die Personalien festgestellt waren, wurden die Setzer entlassen, die Türen versiegelt und an den Ausgängen Polizeiwachen ausgestellt. Aber o weh! als am nächsten Tage die Untersuchungsbehörde am Tatorte erschien, fand sie nichts mehr vor! Die Türen waren noch immer fest verschlossen, die Siegel zwar unversehrt — aber weder Platten noch Korrekturbogen und Manuskripte waren vorhanden. Alle diese wertvollen, schönen Dinge, auf die sich die Untersuchungsbehörde schon so sehr gefreut hatte, lagen unversehrt in der Druckerei der „Birshewija Wedomosti“, in welcher zur selben Zeit in aller Ruhe Nummer 6 der „Nachrichten“ gedruckt wurde.

Am Abend des 19. November fand die größte Aktion dieser Art statt — nämlich die Besetzung der kolossalen Druckerei der „Nowoje Wremja“. Das einflußreiche Regierungsreptil widmete am nächsten Tage diesem Ereignis zwei Artikel, von denen der eine die Ueberschrift trug: „Wie das offizielle Proletarierorgan gedruckt wird.“ Nach der Darstellung der „Geschädigten“ spielte sich der Vorgang wie folgt ab:

Gegen 6 Uhr abends erschienen in der Druckerei drei junge Leute. Zufällig kam zur gleichen Zeit der Druckereiverwalter ins Geschäft. Man meldete ihm den Besuch, und er ließ die Unbekannten ins Kontor bitten.

„Entfernen Sie alle," wandte sich einer von ihnen an den Verwalter „Wir haben mit Ihnen allein zu sprechen."

„Sie sind zu dritt und ich allein," erwiderte der Verwalter. „Ich ziehe es vor, in Gegenwart von Zeugen zu verhandeln."

„Wir bitten nochmals, entfernen Sie alle ins Zimmer nebenan, wir haben Ihnen nur zwei Worte zu sagen."

Der Verwalter kam dem Ansuchen nach. Nunmehr eröffneten ihm die Fremden, sie seien auf Befehl des Exekutivkomitees gekommen, um die Druckerei zu besetzen und daselbst die Nummer 7 der „Nachrichten" fertigzustellen.

„Ich kann Ihnen keinen Bescheid darauf geben", antwortete der Verwalter, „die Druckerei gehört nicht mir, ich muß also vorerst mit dem Besitzer Rücksprache nehmen".

„Sie dürfen aber die Druckerei nicht verlassen. Wenn Sie Ihren Chef brauchen, so lassen Sie ihn hierher kommen."

„So will ich ihn telephonisch von Ihrem Verlangen in Kenntnis setzen ...."

„Nein, Sie dürfen ihm nur telephonisch sagen, daß er in die Druckerei kommen soll."

„Gut ...."

Der Verwalter ging in Begleitung von zwei Delegierten ans Telephon und klingelte Herrn Suworin jun. an. Er antwortete, daß er nicht kommen könne, da er sich nicht wohl fühle, und versprach als Stellvertreter das Redaktionsmitglied Herrn Goldstein in die Druckerei zu senden. Dieser schildert nun den weiteren Verlauf der Geschehnisse ziemlich wahrheitsgetreu, und nur hie und da mit leichten Unterstreichungen, die den Zweck haben, seinen persönlichen Bürgermut ins rechte Licht zu rücken.

„Als ich mich der Druckerei näherte", erzählt Herr Goldstein, „waren die Gaslaternen ausgelöscht und die ganze Straße fast völlig in Finsternis getaucht. Vor dem Hause und in seiner Nähe bemerkte ich ein paar Gruppen von Menschen, dicht vor dem Haustor standen auf dem Trottoir auch etwa 8 Personen herum. Im Torweg sah ich weitere 3 bis 4 Leute stehen. Einer von unseren Druckereiaufsehern kam mir entgegen und begleitete mich ins Kontor. Dort traf ich den Verwalter und drei mir unbekannte junge Leute, allem Anschein nach Arbeiter. Bei meinem Eintreten erhoben sie sich und kamen auf mich zu.

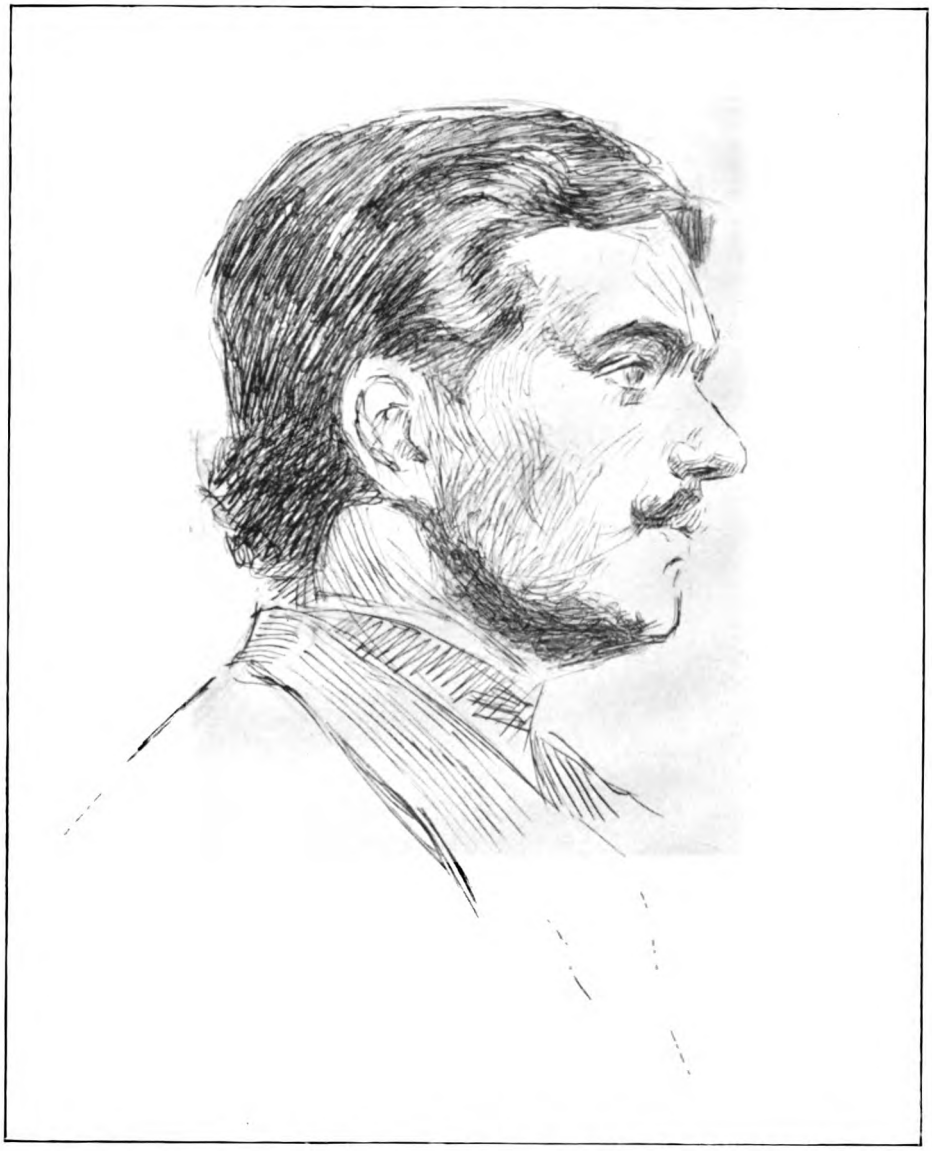
„Was gibt's, meine Herren?" fragte ich.

Statt jeder Antwort zeigte mir einer der Unbekannten ein Schriftstück vor, in dem der Arbeiterdelegiertenrat anordnete, die nächste Nummer in der Druckerei der „Nowoje Wremja" zu drucken. Diese Order war auf einen Papierfetzen geschrieben, darunter konnte man auch ein Siegel sehen.

„Nun ist die Reihe auch an Sie gekommen," meinte einer der Abgesandten.

„Was heißt das, die Reihe gekommen?" fragte ich.

„Das heißt so viel, daß wir bis jetzt bereits in der „Ruß", der „Nascha Shisn", dem „Syn Otetschestwa" und den „Birschewija Wedomosti" gedruckt



Schriftſetzer Filippoff vor Gericht.

haben und nun es einmal auch bei Ihnen versuchen wollen .... Sie müssen für Suworin und auch für Ihre eigene Person das Ehrenwort abgeben, daß Sie der Polizei die Geschichte nicht früher melden werden, als bis wir mit unserer Arbeit fertig sind."

„Ich kann mich für Suworin nicht verpflichten, und was mich selbst anbetrifft, so werde ich ein solches Ehrenwort nicht geben."

„Nun, so müssen wir Sie eben hier behalten."

„Dann werde ich mir den Ausgang mit Gewalt erzwingen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich bewaffnet bin ...."

„O, wir sind nicht schlechter bewaffnet als Sie," antworteten die Delegierten und zogen Revolver aus den Taschen.

„Rufen Sie den Wächter und den Aufseher," wandten sie sich an den Verwalter.

Dieser sah mich fragend an. Ich zuckte mit den Achseln. Der Wächter wurde gerufen. Er mußte seinen Pelz ausziehen. Der Aufseher wurde ins Kontor geladen. Wir waren alle verhaftet. Eine Minute später erschollen auf der Treppe die Schritte zahlreicher Menschen; in der Türe des Kontors und im Vorzimmer sah ich eine ganze Menge mir fremder Gesichter.

Die Besetzung der Druckerei war vollzogen.

Die drei Delegierten kamen und gingen und entfalteten eine überaus rege Tätigkeit.

„Darf ich fragen", hielt ich den einen von ihnen an, „auf welcher Maschine Sie zu drucken die Geneigtheit haben werden"?

„Auf der Rotationsmaschine."

„Und wenn Sie sie beschädigen?"

„Wir haben einen vorzüglichen Maschinenmeister."

„Und das Papier?"

„Das nehmen wir von Ihnen."

„Aber das ist ja qualifizierter Raub!"

„Ja ... Da ist eben nichts zu machen ..."

Schließlich aber beruhigte sich Herr Goldstein und konnte nach geleistetem Schweigegelöbnis den Heimweg antreten. „Ich schritt die Stiege hinab", fährt er in seinem Bericht fort. „Im Torweg war es stockfinster. Dicht am Tor stand ein „Proletarier" im Pelz des Wächters, den Revolver in der Hand. Ein zweiter rieb ein Zündholz an, ein dritter steckte den Schlüssel ins Schlüsselloch. Das Schloß sprang auf, das Tor wurde geöffnet und ich war draußen ..."

Die Nacht verlief ruhig. Der Druckereiverwalter, den man auf Ehrenwort entlassen wollte, lehnte den ihm gemachten Vorschlag ab. Die Proletarier ließen ihn in Ruhe. Die Setzarbeit ging sehr langsam von statten und die Manuskripte liefen nur spärlich ein. Man wartete auf das laufende Tagesmaterial, das noch nicht eingeliefert war. So oft der Verwalter zur Eile anriet, erhielt er zur Antwort: „Wir kommen schon zurecht, wir brauchen uns nicht zu beeilen." Erst gegen 5 Uhr morgens kamen der Metteur und

der Korrektor — beides scheinbar recht tüchtige Leute... Gegen 6 Uhr war der Satz fertig. Nun machte man sich an die Herstellung der Matrizen und den Guß. Wegen des Streiks war kein Gas da, um die Gießöfen zu erhitzen. Flugs entsandte man zwei Arbeiter — und schon hatte man das nötige Gas. Alle Läden waren geschlossen — aber dennoch wurde während der ganzen Nacht fortwährend Proviant herbeigetragen. Für die Proletarier waren eben die Läden nicht geschlossen. Um 7 Uhr begann man mit dem Druck der offiziellen Proletarierzeitung. Man arbeitete auf der Rotationsmaschine, und dies in durchaus fachmännischer Art. Um 11 Uhr vormittags wurde die Druckerei nach erledigter Arbeit geräumt. Die fertigen Zeitungen wurden in Pakete gebunden und auf Iswoschtschiks, die man in genügender Anzahl aus allen Enden der Stadt herbeigeschafft hatte, fortgeführt. Alles das erfuhr die Polizei erst am folgenden Tage und sie machte recht große Augen...."

Drei Stunden nach Beendigung der Arbeit drang ein großes Polizeiaufgebot, durch Infanterie, Kosaken und Dworniks verstärkt, in das Lokal des Druckereiarbeiterverbandes, um die Nummer 7 der „Nachrichten" zu konfiszieren. Aber die Polizei stieß auf energischen Widerstand. Man erklärte ihr, daß die noch vorhandenen Exemplare — 153 von 35000 — freiwillig nicht herausgegeben werden würden. In vielen Druckereien legten die Setzer auf die Nachricht von dem Einbruch der Polizei in die Räume des Verbandes ihre Arbeit nieder — der Novemberstreik war eben erst beendet worden — und warteten auf die weitere Entwickelung der Dinge. Die Polizei schlug nun ein Kompromiß vor: Die Anwesenden sollten den Rücken kehren, inzwischen würde die Polizei die Exemplare „mausen", ins Protokoll aber schreiben, daß die Konfiskation mit Gewalt durchgeführt worden sei. Aber das Kompromiß wurde ganz entschieden zurückgewiesen. Die Polizei mochte sich zu einem gewaltsamen Vorgehen nicht entschließen — und trat in voller Schlachtordnung den Rückzug an, ohne auch nur ein einziges Exemplar erbeutet zu haben.

Nach dem Vorfall in der Druckerei der „Nowoje Wremja" machte der Stadthauptmann durch Polizeibefehl bekannt, daß die Pristaws derjenigen Reviere, in denen eine ähnliche Besetzung einer Druckerei stattfände, der strengsten Bestrafung entgegenzusehen hätten. Das Exekutivkomitee erwiderte mit der Versicherung, daß die „Nachrichten", die nur während allgemeiner Ausstände erschienen, auch künftighin im Bedarfsfalle in der alten Weise herausgegeben werden würden. Und tatsächlich ließ während des Dezemberstreiks der zweite Arbeiterdelegiertenrat noch weitere vier Nummern erscheinen.

Die detaillierte Mitteilung der „Nowoje Wremja" über den auf ihre Druckerei verübten Ueberfall hatte ein völlig unerwartetes Resultat zur Folge. Die Revolutionäre in der Provinz griffen das fertige Beispiel auf, und nun erhielt die Ausnutzung von Druckereien zu revolutionären Zwecken die weitgehendste Verbreitung im ganzen Lande.... Uebrigens kann man hier von direkten Ueberfällen kaum sprechen. Schon ganz abgesehen von der linken

Presse, deren Administrationen nur eins wollten: der Verantwortung aus dem Wege zu gehen, und aus eigenem Antriebe ihre Bereitwilligkeit ausdrückten, sich unter Haft setzen zu lassen — aber selbst in der sensationellen Affäre mit der „Nowoje Wremja“ wäre ein „Ueberfall“ ohne die passive oder aktive Sympathie der Angestellten ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Sobald der Leiter der Aktion den Belagerungszustand proklamierte und damit das Personal jeder Verantwortung ledig sprach, war die scheidende Grenze zwischen Belagerern und Belagerten verwischt; der „verhaftete“ Setzer nahm das revolutionäre Manuskript zur Hand, der Maschinenmeister stellte sich an seine Maschine, und der Verwalter munterte sowohl seine eigenen Leute als auch die fremden Eroberer zu rascherer Arbeit an. Nicht die präzis berechnete Taktik der Ueberfälle, und selbstverständlich am wenigsten physischer Zwang waren die Faktoren, die den Erfolg garantierten, sondern allein die revolutionäre Atmosphäre der allgemeinen Sympathie, ohne die die gesamte Tätigkeit des Rats völlig undenkbar gewesen wäre.

Es könnte nun auf den ersten Blick unbegreiflich erscheinen, warum eigentlich der Rat, um die Herausgabe seines Organs zu ermöglichen, den Weg der nächtlichen Aktionen wählte. Die sozialdemokratische Presse wurde ja zu jener Zeit ganz offen herausgegeben, ihr Ton unterschied sich wenig von dem der „Nachrichten“, und in ihren Spalten brachte sie ungekürzt die Resolutionen des Rats und die Berichte über seine Sitzungen. Allerdings erschienen die „Nachrichten“ fast ausschließlich während der allgemeinen Ausstände, da die ganze übrige Presse schwieg. Aber es hing ja nur von dem Rat selbst ab, für die legale sozialdemokratische Presse eine Ausnahme zu machen, und die nächtlichen Ueberfälle auf die bürgerliche Presse wären überflüssig gewesen. Der Rat tat dies nicht. Aus welchem Grunde?

Stellt man diese Frage isoliert, für sich allein, so läßt sie sich nicht beantworten. Aber alles wird sofort klar, sobald man den Rat als ein Ganzes nimmt, in seiner Entstehung, in seiner Taktik — als organisierte Verkörperung des obersten Rechts der Revolution in dem Moment ihrer höchsten Spannung, da sie nicht vermag und nicht gewillt ist, sich ihrem Feinde anzubequemen, und — koste es, was es wolle — vorwärts bringt, heroisch ihr Territorium erweiternd und alle Hindernisse fortschwemmend. Während der allgemeinen Ausstände, als das ganze Leben und Treiben im Lande erstorben war, sah es die alte Regierung als ihre Ehrenpflicht an, für das regelmäßige Erscheinen des „Regierungsanzeigers“ Sorge zu tragen — und sie tat dies unter dem Schutze ihrer Bajonette und Maschinengewehre. Der Arbeiterdelegiertenrat stellte ihr seine Arbeiterdruschinen entgegen und ließ das Revolutionsorgan erscheinen.

Opposition und Revolution.

Das Manifeſt hatte alſo nicht nur keine Ordnung geſchaffen, ſondern im Gegenteil geholfen, den Widerſpruch zwiſchen der adelig-bureaukratiſchen Pogrom-Reaktion und der Arbeiterrevolution aufzudecken. In den erſten Tagen, richtiger, in den erſten Stunden, ſchien es ſogar, als ob das Manifeſt gar keine Aenderung der Stimmung unter den gemäßigteſten Elementen der Oppoſition bewirkt habe. Jedoch es ſchien nur ſo.

Am 31. Oktober ſchrieb eine der mächtigſten Organiſationen des Kapitals, das ſogenannte „Beratungsbureau der Eiſenhüttenbeſitzer“ an den Grafen Witte: „Wir müſſen offen erklären: Rußland glaubt nur den Tatſachen; ſein Blut und ſein Elend erlauben es nun nicht mehr, Worten zu glauben.“ Indem das Beratungsbureau die Forderung nach voller Amneſtie in den Vordergrund rückte, „konſtatierte es mit beſonderem Vergnügen“, daß Gewalttaten von ſeiten der Freiheitskämpfer durchaus zu den Seltenheiten gehörten und daß die Volksmaſſen mit beiſpielloſer Disziplin vorgegangen ſind. Ohne ſelbſt „in der Theorie“, wie es erklärte, Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes zu ſein, hatte das Bureau doch die Ueberzeugung gewonnen, daß „die Arbeiterklaſſe, die ihr politiſches Bewußtſein, ſowie ihre Parteidisziplin mit ſolcher Kraft geäußert hatte, an der Selbſtregierung des Volkes Anteil haben müſſe.“ Alles das war ſchön und weitherzig, aber ſolche Anſchauungen hielten leider nicht lange vor. Es wäre übertrieben, behaupten zu wollen, daß wir es hier mit einer nur dekorativen Politik zu tun haben: zweifellos gab ſich das intelligentere Unternehmertum ganz beſonderen Illuſionen hin und erwartete, daß eine weitgehende politiſche Reform das Schwungrad der Induſtrie unverzüglich und unbehindert in Bewegung ſetzen werde. Dadurch nur läßt ſich die Tatſache erklären, daß ein bedeutender Teil, wenn nicht die Majorität der Unternehmer, zu dem Oktoberſtreik in ſympathiſch-neutraler Weiſe Stellung nahm. Die Schließung der Fabriken wurde ſelten als Maßregel angewendet. Die Metallinduſtriellen des Moskauer Rayons beſchloſſen, auf die Dienſte der Koſaken zu verzichten. Die allgemeinſte Form, in der ſich die Sympathie für die politiſchen Ziele des Kampfes äußerte, war die Auszahlung des

Arbeitslohnes während des ganzen Oktoberstreiks: in Erwartung des Aufblühens der Industrie bei dem „Rechtsregime“ trugen die liberalen Unternehmer diese Ausgabe ohne Widerspruch in die Rubrik der Extra-Unkosten ein. Aber indem das Kapital die freien Tage der Arbeiter bezahlte, sagte es diesen trocken und deutlich: zum letztenmal! Die Wucht des Angriffes, die die Arbeiter gezeigt hatten, hatte das Unternehmertum gelehrt, auf der Hut zu sein. Seine besten Hoffnungen wurden nicht erfüllt: die Massenbewegung war nach dem Manifest nicht zum Stillstand gekommen, im Gegenteil, sie zeigte mit jedem Tage mehr ihre Kraft, ihre Selbständigkeit, ihren sozial-revolutionären Charakter. Zu einer Zeit, wo den Industriellen der Zuckerindustrie die Konfiskation ihrer Ländereien drohte, mußte die ganze kapitalistische Bourgeoisie Schritt für Schritt vor dem zielbewußten Vorgehen der Arbeiter zurückweichen, mußte sie den Arbeitslohn erhöhen und die Arbeitszeit verkürzen.

Aber außer der Angst vor dem revolutionären Proletariat, die das Kapital während der letzten zwei Monate des Jahres 1905 in einen geradezu fieberhaften Zustand versetzte, gab es engere, jedoch nicht weniger dringende Interessen, die die Unternehmer zu einem sofortigen Bündnisse mit der Regierung antrieben. An erster Stelle stand die prosaische, aber unbezwingliche Geldnot, und das Ziel der Unternehmerwünsche und Unternehmerattacken war die Staatsbank. Dieses Institut diente als hydraulische Presse jener „ökonomischen Polizei“ des Absolutismus, deren großer Meister während des Jahrzehntes seiner Finanzwirtschaft Witte gewesen war. Von den Operationen der Bank und somit von den Ansichten und Sympathien des Ministers hing das Sein oder Nichtsein der größten Industrieetablissements ab. Unter anderen Ursachen hatten die statutenwidrigen Darlehen, Diskontierungen von phantastischen Wechseln, überhaupt das Favoritsystem in der ökonomischen Politik nicht wenig zu der oppositionellen Wandlung des Kapitals beigetragen. Als aber die Bank unter dem dreifachen Einflusse des Krieges, der Revolution und der Krise ihre Operationen auf ein Minimum reduzierte, gerieten viele Kapitalisten in schlimmste Kalamität. In der Sorge um ihre Existenz konnten sie sich nicht mehr mit allgemeinen politischen Fragen abgeben, — sie brauchten Geld, Geld um jeden Preis. „Wir glauben keinen Worten“, sagten sie zum Grafen Witte um 2 Uhr nachts vom 31. Oktober auf den 1. November, „gebt uns Tatsachen“. Graf Witte steckte seine Hand in die Kasse der Staatsbank und gab ihnen „Tatsachen“ ... viel Tatsachen! Der Diskont stieg rapid — 138,5 Millionen Rubel im November und Dezember 1905 gegen 83,1 Millionen in derselben Zeitperiode des Jahres 1904. Der Kredit der Privatbanken stieg noch bedeutender: 148,2 Millionen Rubel am 13. Dezember 1905 gegen 39 Millionen im Jahre 1904. Auch alle anderen Operationen wuchsen. „Das Blut und das Elend Rußlands“, die, wie wir oben gesehen haben, der Regierung Witte von dem kapitalistischen Syndikat vorgeworfen werden, wurden nun durch jene diskontiert, und als Resultat entstand der „Bund des 30. Oktober“. So liegt

B. Knuniantz-Radin
Vertreter der sozialdemokratischen Partei, im Exekutivkomitee (in der Gefängniszelle).

A. Simanowsky, der Organisator der fliegenden Druckereien des Rats.
(Aufnahme im Gefängnishof)

der Entstehung dieser Partei unmittelbar nicht sowohl eine politische Konzession, als vielmehr eine Geldbestechung zugrunde. In den Unternehmern, die sich zu „professionellen“ oder politischen Vereinen organisiert hatten, sah der Arbeiter-Delegiertenrat gleich bei ihren ersten Schritten seine entschiedenen und bewußten Feinde.

Aber wenn die Oktobristen wenigstens gleich von vornherein diese ausgesprochene antirevolutionäre Stellung einnahmen, so spielte die Partei des intelligent-bürgerlichen Radikalismus, auf die Rußland so große Hoffnungen gesetzt hat, in diesen Tagen die erbärmlichste Rolle, — diese Partei, die ein halbes Jahr später mit ihrem pseudoklassischen Pathos auf der Bühne des Taurischen Palastes einherstolzierte.

Als der Oktoberstreik seinen Höhepunkt erreicht hatte, tagte eine konstituierende Versammlung der konstitutionell-demokratischen (Kadetten-)Partei. Weniger als die Hälfte der Delegierten waren erschienen, den anderen hatte der Eisenbahnerstreik den Weg abgeschnitten. Am 27. Oktober stellte die neue Partei ihr Verhältnis zu den Ereignissen fest: „Angesichts der völligen Uebereinstimmung in den Forderungen, hält sie es für ihre Pflicht, ihre vollständige Solidarität mit der Streikbewegung bekannt zu geben. Sie sieht entschieden (entschieden!) davon ab, ihre Ziele „auf dem Wege der Unterhandlungen mit den Vertretern der Regierungsgewalt“ zu erreichen. Sie wird alles tun, um einen Zusammenstoß zu vermeiden; wenn dies aber nicht gelingt, so erklärt sie von vornherein, daß ihre Sympathie und ihre Unterstützung auf der Seite des Volkes sein werden.“ Drei Tage später wurde das Konstitutionsmanifest unterschrieben. Die revolutionären Parteien stürzten aus den stickigen Kellerhöhlen hervor, und kaum hatten sie Zeit gehabt, sich den blutigen Schweiß von der Stirne zu trocknen, da eilten sie zu den Volksmassen, um sie zum Kampfe zu rufen. Das war eine große Zeit, eine Zeit, in der das Herz des Volkes umgeschmiedet wurde durch den Hammer der Revolution.

Was aber hatten hier die Kadetten zu tun, die Politiker im Frack, die Gerichtsredner, die Tribune der Semstwoversammlungen? Sie harrten untätig, bis die konstitutionelle Bewegung in Fluß käme. Das Manifest war da, aber kein Parlament. Und sie wußten nicht, wann und wie dieses kommen und ob es überhaupt kommen werde. Der Regierung trauten sie nicht, noch weniger aber trauten sie der Revolution. Ihr heimlicher Wunsch war, die Revolution vor ihr selbst zu retten; aber sie sahen kein Mittel dazu. Sie hatten nicht den Mut, in Volksversammlungen aufzutreten, und ihre Presse war das Organ ihrer Schlaffheit und Feigheit. So erwiesen sich die Kadetten in ihrer verantwortungsvollsten Periode der russischen Revolution außer Funktion. Ein Jahr später suchte Miljukow, diese Tatsache voll und ganz anerkennend, seine Partei zu rechtfertigen, — nicht deswegen, daß sie nicht ihre Kräfte in die Wagschale des Volkes geworfen, sondern, daß sie es nicht versucht hatte, der Revolution in den Weg zu treten. „Das Hervortreten selbst einer Partei, wie die konstitutionell-demokratische“, so schreibt er zur

Zeit der Wahlen für die zweite Duma, „war in den letzten Monaten des Jahres 1905 absolut unmöglich. Diejenigen, die jetzt der Partei vorwerfen, daß sie nicht gleich damals in den Meetings gegen die revolutionären Illusionen der Sozialdemokraten protestiert habe, verstehen einfach die damalige Stimmung des demokratischen Publikums nicht, das sich in den Meetings zusammenfand, oder sie erinnern sich nicht mehr daran.“ So sieht die Rechtfertigung der „Volkspartei“ aus: sie fürchtete sich, vor das Volk zu treten, um es nicht durch ihre Physiognomie zu erschrecken!

Eine ungleich würdigere Rolle spielte während dieser Zeitperiode der „Verband der Verbände“. Der Charakter der Allgemeinheit des Oktoberstreiks wurde durch die Mithilfe der radikal gesinnten Intelligenz herbeigeführt. Während sie Streikkomitees organisierte und in deren Namen Deputationen absandte, veranlaßte sie das Einstellen auch solcher Betriebe, die außerhalb der unmittelbaren „Kompetenz“ der Arbeiter liegen. Auf diese Weise wurde die Arbeit in den Semstwo- und Stadtverwaltungsbureaus eingestellt, in Banken, Kontors, Gerichten, Schulen, selbst im Senate. Von nicht geringer Bedeutung waren die Geldunterstützungen, die die Organisationen des linken Flügels der Intelligenz dem Arbeiter-Delegiertenrat zukommen ließen. Nichtsdestoweniger ist die Vorstellung von der titanenhaften Rolle, wie sie die bürgerliche Presse Rußlands und Westeuropas vom Verband der Verbände geschaffen hat, ganz phantastisch. Er war ein guter Verwalter der Intendantur der Revolution und trat im besten Falle als ihre Hilfstruppe auf. Er selbst hat nie auf eine Führerrolle Anspruch erhoben.

Und konnte er es denn? Die Elemente, aus denen er sich zusammensetzte, waren immer dieselben gebildeten Philister, denen die Geschichte schon in früher Jugend die Flügel gestutzt hatte. Die Revolution hatte den Philister aufgeschreckt und über sich selbst erhoben. Sie ließ ihn ohne Zeitung, löschte ihm die elektrische Lampe aus und schrieb feurige Buchstaben an die schwarze Wand von fernen, neuen, unklaren, aber großen Zielen. Er wollte glauben — und traute sich nicht. Er wollte sich in die Höhe schwingen — und konnte nicht. Vielleicht werden wir das Drama seiner Seele besser verstehen, wenn wir ihn nicht in dem Augenblick nehmen, in dem er eine radikale Resolution schreibt, sondern, wenn wir ihn zu Hause an seinem Teetische beobachten.

* * *

Am Tage nach der Beendigung des Streiks besuchte ich abends eine bekannte Familie, die in der normalen städtischen Atmosphäre des kleinbürgerlichen Radikalismus lebte. Im Speisezimmer hing an der Wand das gedruckte Programm unserer Partei; es war die Beilage zu der ersten, nach dem Streik erschienenen Nummer des sozialdemokratischen Blattes. Die ganze Familie war in Aufregung.

„Na . . . nicht übel! . . .“

„Was denn?“

„Er fragt noch! — Ihr Programm: lesen Sie nur, was da geschrieben steht.“

„Ich hatte schon öfters Gelegenheit, es zu lesen.“

„Nein, wie gefällt Ihnen das? . . . Hier ist ja buchstäblich gesagt: „Die Partei stellt sich als nächste politische Aufgabe die Niederwerfung der zarischen Selbstherrschaft — begreifen Sie: die Niederwerfung! — und an ihrer Stelle die Proklamierung der demokratischen Republik . . . Re—pu—blik! . . . Begreifen Sie das?

„Ich glaube, es zu begreifen.“

„Das ist ja legal gedruckt, das wird offen verkauft, vor den Augen der Polizei, man kann es in der Nähe des Winterpalais für fünf Kopeken kaufen! . . . Die Vernichtung der zarischen Selbstherrschaft — „im Einzelverkauf für fünf Kopeken“! . . .“

„Nun, gefällt Ihnen das?“

„Ach, ob es mir „gefällt“ . . . Ist denn von mir die Rede? Nein, aber jene, in Peterhof, müssen das alles jetzt zu riechen bekommen. Ich frage Sie, ob es denen gefällt.“

„Das bezweifle ich allerdings.“

Am aufgeregtesten war der pater familias. Noch vor zwei — drei Wochen hatte er die Sozialdemokratie gehaßt mit dem dumpfen Hasse des radikalen Kleinbürgers, der in der Jugend von den Vorurteilen der Narodniki angesteckt worden war, — heute empfand er ihr gegenüber etwas ganz Neues, ein Gemisch von Vergötterung und zitternder Ehrfurcht.

„Heute haben wir dieses Programm in der Direktion der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek gelesen, — auch dorthin hatte man diese Nummer geschickt . . . Da sollten Sie sich diese Herren bloß ansehen! Der Direktor bat die beiden Gehilfen und mich in sein Zimmer, schloß die Tür und verlas uns das Programm von A bis Z. Auf Ehrenwort, allen stockte der Atem. Was sagen Sie nun dazu, Nikolai Nikolajewitsch?“ fragte mich der Direktor. „Nein, aber was sagen Sie dazu, Simon Petrowitsch?“ antwortete ich ihm. „Wissen Sie“, sagt er, „ich habe die Sprache verloren. Wie lange ist es her daß man keinen Pristaw in der Zeitung anrühren durfte. Und heute sagt man offen Seiner Majestät dem Kaiser: Pack' Dich! Diese Leute denken nicht an die Etikette, nein, nein . . . . Was sie auf dem Herzen haben, haben sie auf der Zunge . . . .“ Einer von den Gehilfen sagt: „Das Ding da ist nur ein wenig schwerfällig geschrieben, der Stil sollte leichter sein . . . .“ Simon Petrowitsch sah ihn über die Augengläser hinweg an: „Sie haben da kein Sonntagsfeuilleton vor sich, Verehrtester, sondern ein Parteiprogramm . . . .“

„Und wissen Sie, was sie dann zuletzt sagten, diese Herren von der Kaiser-

lichen Bibliothek? „Wie", fragen sie, „wird man Mitglied der sozialdemokratischen Partei? Wie gefällt Ihnen das?"

„Ausgezeichnet!"

„Hm . . . und wie wird man wirklich Mitglied Ihrer Partei?"

„Nichts einfacher als das! Die Hauptbedingung ist die Anerkennung des Programms. Dann muß man in eine lokale Organisation eintreten und die Beiträge regelmäßig zahlen. Das Programm gefällt Ihnen ja?"

„Donnerwetter, das Ding ist nicht übel, das läßt sich nicht leugnen . . . Aber wie denken Sie über die gegenwärtige Lage? Sprechen Sie aber mit mir nicht wie ein Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung, sondern ganz aufrichtig: das ist ja kein Interview. Von einer demokratischen Republik sind wir natürlich noch weit entfernt, aber die Konstitution ist ja immerhin schon da."

„Nein, meiner Ansicht nach ist die Republik viel näher und die Konstitution viel weiter als Sie glauben."

„Was haben wir denn jetzt, zum Teufel noch einmal? Ist das keine Konstitution?"

„Nein, das ist nur der Prolog zum Kriegszustand."

„Was? Unsinn! Das ist Euer Zeitungsjargon. Sie glauben selbst nicht daran! Phantastereien!"

„Nein, das ist reinster Realismus. Die Revolution wächst an Macht und Kühnheit. Sehen Sie nur, was in den Fabriken und Werkstätten, auf allen Straßen vor sich geht . . . Sehen Sie endlich den Bogen Papier an, der an Ihrer Wand hängt: vor zwei Wochen hätten Sie ihn nicht angeschlagen. Und wie denken die in Peterhof darüber? frage ich Sie mit ihren eigenen Worten. Die leben ja noch und wollen weiter leben. Und sie haben noch eine Armee zur Verfügung. Hoffen Sie am Ende, daß die ihren Posten ohne Kampf aufgeben werden? Nein, sage ich Ihnen, ehe sie den Platz räumen, werden sie ihre ganze Macht in Bewegung setzen, bis auf das letzte Bajonett."

„Und das Manifest? Und die Amnestie? Das sind doch Tatsachen!"

„Das Manifest ist bloß die Verkündung eines vorübergehenden Waffenstillstandes, ist nur ein Atemholen. Und die Amnestie? . . . Aus Ihrem Fenster können Sie am Tage die Turmspitze der Peter Paulsfestung sehen: sie steht noch fest. Und die „Kresty" (Gefängnis) auch. Und die Schutzabteilung auch . . . Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit, Nikolai Nikolajewitsch? Da will ich Ihnen folgendes sagen: Ich gehöre persönlich unter die Amnestie, trotzdem melde ich mich nicht legal. Ich wohne und werde bis zur Entscheidung unter einem falschen Passe in Petersburg wohnen. Das Manifest hat weder meine rechtliche Situation, noch meine Taktik geändert."

„Vielleicht solltet Ihr in solchem Falle eine vorsichtigere Politik treiben?"

„Zum Beispiel?"

„Nicht von der Niederwerfung der Selbstherrschaft sprechen."

„Sie glauben alſo, wenn wir uns höflicher ausdrücken, wird man ſich in Peterhof mit einer Republik und einer Konfiskation des Grund und Bodens einverſtanden erklären?“

„Hm . . . ich glaube, daß Sie doch übertreiben.“

„Wir wollen ſehen . . . Adieu! Ich muß zu einer Ratsſitzung. Und wie ſteht es mit dem Eintritt in die Partei? Sie brauchen nur zu befehlen — wir ſchreiben Sie binnen zwei Minuten ein.“

„Danke, danke . . . damit hat es ja noch Zeit . . . die Sitation iſt ſo unbeſtimmt . . . wir werden noch darüber ſprechen . . . ſpäter . . . vielleicht . . . Adieu!“

Der Novemberſtreik.

Von einer Gefahr zur anderen, zwischen tausenden unterseeischen Riffen, steuerte das Oktoberministerium dahin — wohin? das wußte es selbst nicht.

Am 8. und 9. November brach in Kronstadt, drei Kanonenschußweiten von Petersburg entfernt, ein Militäraufstand aus. Der politisch fortgeschrittene Teil der Truppen versuchte vergeblich die Massen vor einem plötzlichen Ausbruch zurückzuhalten, allein die elementare Wut durchbrach die gezogenen Schranken. Angesichts der Unmöglichkeit, den Aufstand zurückzuhalten, traten die besten Elemente der Armee an die Spitze dieser Bewegung. Es gelang ihnen aber trotzdem nicht, den von den Behörden provozierten Pogromen vorzubeugen, in denen die Banden des berüchtigten „Wundertäters" Joann von Kronstadt die Hauptrolle spielten und die unentwickeltsten Elemente aus den Reihen der Matrosen mit sich fortrissen. Am 10. November wurde in Kronstadt der Kriegszustand proklamiert und der unglückselige Aufstand mit Waffengewalt niedergeschlagen. Den besten Soldaten und Matrosen der Armee drohte die Todesstrafe.

Am Tage der Zurückeroberung der Festung von Kronstadt erteilte die Regierung dem Lande eine ebenso deutliche wie vielversprechende Warnung, indem sie kurzweg in Polen den Kriegszustand erklärte: dies war der erste schöne Happen, den das Ministerium des Oktobermanifestes am elften Tage seiner Existenz der Petersburger Kamarilla zuwarf. Graf Witte nahm die Verantwortung für diesen Schritt voll und ganz auf sich und stellte im Regierungsbericht die verlogene Behauptung auf: die Polen hätten den frechen Versuch (!) unternommen, sich von Rußland loszutrennen. Er warnte sie vor diesem gefährlichen Weg, „den sie nicht zum erstenmal betreten hätten". Doch schon am folgenden Tage sah er sich zum Rückzuge gezwungen: Witte erklärte, daß die Regierung nicht so sehr mit wirklichen Tatsachen, wie — in Anbetracht der „übermäßigen Empfänglichkeit der Polen" — mit den eventuellen Folgen, die die Entwicklung der Ereignisse nach sich ziehen könnte, gerechnet habe. Der Kriegszustand in Polen war also nach dieser Darstellung eine Art konstitutionellen Tributs, der dem politischen Temparament des polnischen Volkes gezollt wurde.

Am 11. November wurde der Kriegsstand in einer ganzen Reihe von Bezirken der Gouvernements Tschernigow, Saratow und Tambow, die von Agrarunruhen ergriffen waren, proklamiert. Auch die Tambowschen Bauern krankten also an „übermäßiger Empfänglichkeit".

Allmählich gewahrte ja die liberale Gesellschaft, wohin der Weg Wittes führte, — und Schrecken erfaßte sie. Aber sie war zu kraftlos und zu feig, sich aufzuraffen, und sie mochte noch so oft die Bewerbungen Wittes zurückweisen, — insgeheim setzte sie ihre Hoffnungen doch auf ihn. In diesem Stadium der Dinge trat hinter Wittes Rücken Durnowo hervor, der genügend Intelligenz besaß, um aus dem Aphorismus von Cavour: „Der Belagerungszustand ist eine Regierungsmethode für Dummköpfe", ein umgekehrtes Theorem für den eigenen Gebrauch zu konstruieren.

Der revolutionäre Instinkt verriet den Arbeitern, daß die Ignorierung dieser offenen Attacken der Konterrevolution nur ihre Dreistigkeit verstärken konnte. Am 11., 12. und 14. November fanden denn auch in den meisten Petersburger Fabriken Massenmeetings statt, die vom Delegiertenrate energische Protestmaßregeln verlangten.

Am 14. November wurde in einer zahlreich besuchten Sitzung des Arbeiter-Delegiertenrates und nach erregten und heftigen Debatten mit überwältigender Stimmenmehrheit nachfolgende Resolution angenommen:

„Die Regierung setzt ihren Sieg über Leichen fort. Sie überweist die mutigen Kronstädter Soldaten und Matrosen, die sich zur Verteidigung ihrer Rechte und der Volksfreiheit erhoben haben, dem Feldgericht. Sie warf die Schlinge des Kriegszustandes über das bedrückte Polen.

Der Arbeiter-Delegiertenrat fordert das revolutionäre Proletariat Petersburgs auf, vermittels eines allgemeinen politischen Streiks, der seine machtvolle Gewalt schon bezeugt hat, und durch allgemeine Protestmeetings seine brüderliche Solidarität mit den revolutionären Soldaten Kronstadts und dem revolutionären Proletariat Polens zu bekunden.

Morgen, den 15. November, 12 Uhr mittags, stellen die Arbeiter Petersburgs die Arbeit ein mit der Losung:

Nieder mit den Feldgerichten!
Nieder mit der Todesstrafe!
Nieder mit dem Kriegszustand in Polen und Rußland!"

Der Erfolg dieser Aufforderung übertraf alle Erwartungen. Obwohl nach der Einstellung des Oktoberstreiks, der so viele und große Opfer gefordert hatte, kaum 2 Wochen vergangen waren, stellten die Arbeiter Petersburgs mit bewunderungswürdiger Einmütigkeit die Arbeit ein. Schon vor 12 Uhr streikten am 15. November alle großen Fabriken und Werke, die im Delegiertenrate vertreten waren. Viele mittlere und kleine Industriebetriebe, die noch keinen Anteil am politischen Kampf genommen hatten, schlossen sich jetzt dem Streik an, wählten aus ihrer Mitte Delegierte und entsandten sie in den Delegiertenrat. Das Gaukomitee des Petersburger Eisenbahnknotenpunktes schloß sich der Resolution des Delegiertenrates an, und alle Bahnen, ausgenommen die finnländische, stellten ihre Tätigkeit ein. Nach der Gesamtzahl der Arbeiter, die sich an ihm beteiligten, übertraf der Novemberstreik nicht nur den Streik im Januar, sondern auch den im Oktober. Es streikten nicht: Post- und Telegraphenbetriebe, Droschkenkutscher, die Pferdebahn und die

Mehrzahl der Handlungsgehilfen. Von den Tageszeitungen erschienen nur: der „Regierungsanzeiger", die „Nachrichten des Petersburger Stadthauptmanns" und die „Nachrichten des Arbeiter-Delegiertenrates" — die beiden ersteren unter militärischer Bedeckung, die letztere — unter dem Schutze bewaffneter Arbeitertrupps.

Diese Wendung kam Witte völlig überraschend. Zwei Wochen vorher hatte er geglaubt, daß ihm jetzt, da die Macht in seinen Händen lag, nur übrig blieb, die Rolle des aufmunternden und hemmenden, drohenden und führenden Staatslenkers zu spielen. Der Novemberstreik, dieser zornige Protest des Proletariats gegen die Heuchelei der Regierung belehrte ihn gründlich eines anderen und schlug ihn völlig aus seiner Position. Nichts charakterisiert so sehr seine Borniertheit in der Auffassung der revolutionären Ereignisse, seine kindische Verwirrtheit und zugleich seinen aufgeblasenen Eigendünkel, wie das bekannte Telegramm, mit dem er das Proletariat zu beruhigen suchte. Es lautete wörtlich: „Brüderchen, Arbeiter! Nehmt die Arbeit wieder auf, lasset ab von den Unruhen, habt Erbarmen mit Eueren Frauen und Kindern. Folget nicht bösen Ratschlägen. Der Zar hat uns anbefohlen, der Arbeiterfrage besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Zu diesem Zwecke hat seine Kaiserliche Majestät das Ministerium für Handel und Industrie eingesetzt, das die Aufgabe hat, gerechte Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern festzusetzen. Lasset mir Zeit — und alles, was möglich ist, wird getan werden. Folget dem Ratschlage eines Mannes, der Euch gewogen ist und Euch Gutes wünscht. Graf Witte."

Dieses Telegramm, in dem feige Bosheit, mit dem Messer in der Tasche, sich zur Grimasse hochmütiger Leutseligkeit verzerrt, wurde in der Sitzung des Delegiertenrates am 16. November bekannt und löste einen Sturm der Entrüstung aus. Unverzüglich wurde unter stürmischem Beifall eine von uns beantragte Antwort einmütig angenommen, die wir am folgenden Tage in den „Nachrichten des Delegiertenrates" veröffentlichten. Sie lautete: „Der Arbeiter-Delegiertenrat drückt nach Kenntnisnahme des Telegramms des Grafen Witte an die „Brüderchen, Arbeiter" vor allem sein höchstes Befremden aus über die Ungeniertheit des Zarengünstlings, der sich erlaubt, die Petersburger Arbeiter „Brüderchen" zu nennen. Die Proletarier stehen mit dem Grafen Witte in keinerlei verwandtschaftlichen Beziehungen.

„Zur Sache selbst erklärt der Delegiertenrat folgendes:

1. Graf Witte fordert uns auf, sich unserer Frauen und Kinder zu erbarmen. Der Arbeiter-Delegiertenrat erläßt als Antwort an alle Arbeiter die Aufforderung, festzustellen, um wieviel die Zahl der Witwen und Waisen in den Reihen der Arbeiterschaft zugenommen hat seit Graf Witte im Besitz der Staatsgewalt ist.

2. Graf Witte weist auf die gnädige Aufmerksamkeit hin, die der Zar der Arbeiterschaft unablässig zuwendet. Der Arbeiter-Delegiertenrat braucht dem gegenüber das Proletariat Rußlands nur an den Blutsonntag des 22. Januar zu erinnern.

3. Graf Witte bittet, man möge ihm „Zeit“ lassen und verspricht, „alles mögliche“ für die Arbeiter zu tun. Dem Arbeiter-Delegiertenrat ist bekannt, daß Graf Witte schon jetzt Zeit gefunden hat, um Polen militärischen Henkern auszuliefern, und der Arbeiter-Delegiertenrat zweifelt keineswegs, daß Graf Witte „alles mögliche“ tun wird, das revolutionäre Proletariat niederzuschlagen.

4. Graf Witte versichert, daß er uns gewogen ist, uns zugetan und uns Gutes wünscht. Der Arbeiter-Delegiertenrat erklärt, daß die Arbeiterklasse der Gewogenheit zarischer Günstlinge nicht bedarf. Sie fordert die Einsetzung einer Regierung aus den Reihen des Volkes — auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts.“

Gut informierte Personen teilten mit, daß der Graf einen Erstickungsanfall erlitt, als er die Antwort der streikenden „Brüderchen“ erhielt.

Am 18. November brachte die Petersburger Telegraphen-Agentur folgende Mitteilung: „In Anbetracht der in der Provinz (!) verbreiteten Gerüchte über die Anwendung des Kriegsfeldgerichtes und der Todesstrafe gegenüber den Untermilitärs, die an den Unruhen in Kronstadt teilnahmen, sind wir berechtigt, zu erklären, daß alle derartigen Gerüchte verfrüht (?) und grundlos sind ... Die Teilnehmer der Kronstädter Ereignisse wurden und werden nicht vom Feldgerichte abgeurteilt.“ Diese kategorische Erklärung bedeutete nichts anderes als eine Kapitulation der Regierung vor dem Streik, — diese Tatsache konnte zu einer Zeit, da das industrielle und Handelsleben der Residenz vom protestierenden Proletariat lahmgelegt worden war, durch den lächerlichen Hinweis auf Gerüchte in der „Provinz“ natürlich nicht vertuscht werden. In der Polenfrage gab die Regierung schon früher nach, indem sie ihre Absicht kundgab, den Kriegszustand in den polnischen Gouvernements aufzuheben, sobald dort „die Erregung nachgelassen hätte“.*

Am Abend des 18. November beantragte das Exekutivkomitee in der Sitzung des Delegiertenrates, von der Ansicht ausgehend, daß der höchste psychologische Moment schon erreicht sei, die Annahme einer Resolution zwecks Einstellung des Streiks. Zur Charakteristik der damaligen politischen Lage sei hier die Rede des Berichterstatters des Exekutivkomitees wiedergegeben:

„Soeben wurde hier“, so führte er aus, „ein Telegramm der Regierung verlesen, in dem erklärt wird, daß die Kronstädter Matrosen nicht dem Feldkriegsgericht, sondern dem Bezirksmilitärgericht übergeben werden sollen.

Das veröffentlichte Telegramm ist nichts anderes als eine Bestätigung unserer Macht. Wir können wiederum das Petersburger Proletariat zu einem ungeheueren moralischen Sieg beglückwünschen. Doch sagen wir es offen heraus: wäre diese Regierungserklärung nicht erschienen, wir wären

* Der Kriegszustand in Polen wurde durch den Erlaß vom 25. November aufgehoben.

trotzdem verpflichtet gewesen, die Petersburger Arbeiter aufzufordern, den Streik einzustellen. Aus dem heutigen Telegramm ist ersichtlich, daß allerorts im Reiche die Demonstrationswelle im Abflauen begriffen ist. Unser heutiger Streik trägt den Charakter einer Demonstration. Nur von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir seinen Erfolg oder Mißerfolg bewerten. Unsere direkte und unmittelbare Aufgabe war, der erwachenden Armee vor Augen zu führen, daß die Arbeiterklasse für sie eintritt, daß sie sie nicht stillschweigend in der Not verläßt. Haben wir etwa dieses Ziel nicht erreicht? Haben wir nicht die Herzen aller ehrlichen Soldaten gewonnen? Wer von Euch wird das verneinen? Ist dem aber so, können wir dann die Beilegung des Streiks als unsere Niederlage betrachten? Haben wir nicht dem ganzen Lande gezeigt, daß die Disziplniertheit der Massen einige Tage nach den grandiosen Oktoberkämpfen, da die Arbeiter noch nicht Zeit gefunden hatten, das Blut abzuwaschen und ihre Wunden zu heilen, sich als so stark erwies, daß es bloß eines Wortes des Delegiertenrates bedurfte, damit sie wie ein Mann in den Streik traten. Seht, selbst die rückständigsten Fabrikbetriebe, die niemals bisher gestreikt hatten, schlossen sich diesmal dem Streik an, und hier im Delegiertenrate nehmen jetzt ihre Delegierten an unseren Sitzungen teil. Die vorgeschrittensten Elemente der Armee veranstalteten Protestmeetings und beteiligten sich so an unserer Manifestation. Ist das nicht ein Sieg? Sind das nicht glänzende Erfolge?

Genossen! Wir taten, was wir tun mußten.

Die europäische Börse hat wiederum vor unserer Macht salutiert. Allein die Mitteilung über den Beschluß des Arbeiter-Delegiertenrates genügte, um einen enormen Kurssturz unserer Papiere im Auslande hervorzurufen. Jeder Euerer Beschüsse, gleichviel ob er gegen den Graf Witte oder die gesamte Regierung gerichtet war, versetzte also dem Absolutismus einen heftigen Schlag.

Einige Genossen verlangen, daß der Streik so lange anhalten soll, bis die Kronstädter Matrosen dem Geschwornengericht übergeben werden und der Kriegszustand in Polen aufgehoben wird, mit anderen Worten — bis zum Sturze der gegenwärtigen Regierung; denn gegen unseren Streik wird der Zarismus — darüber, Genossen, müssen wir uns vollste Rechenschaft geben — alle seine Kräfte mobil machen. Wenn die Sachlage so aufgefaßt wird, daß das Ziel unserer Aktion darin bestehen muß, die Selbstherrschaft zu stürzen, dann allerdings haben wir unser Ziel nicht erreicht. Von diesem Standpunkte aus mußten wir unsere Entrüstung gewaltsam unterdrücken und die Protestmanifestation ablehnen. Aber, Genossen, unsere Taktik entspricht durchaus nicht diesem Gedankengang. Unsere Aktionen sind eine Reihe aufeinanderfolgender Schlachten. Ihr Ziel ist Desorganisation des Feindes und Erringung neuer Freunde. Wessen Sympathie aber ist für uns wichtiger als die Sympathie der Armee? Vergegenwärtigt Euch die Sachlage: indem wir die Frage beraten, ob wir den Streik fortsetzen sollen oder nicht, erwägen wir in Wirklichkeit die Frage, ob der Streik seinen demonstrativen Charakter beibehalten solle oder aber in einen entscheidenden Kampf verwandelt, das

heißt, bis zum vollen Sieg oder bis zur Niederlage fortgesetzt werden soll. Wir fürchten uns weder vor Kämpfen, noch vor Niederlagen. Unsere Niederlagen sind bloß Etappen für den künftigen Sieg. Wir haben das unseren Feinden nicht nur einmal zur Evidenz bewiesen. Allein für jede Schlacht wählen wir uns die für uns günstigsten Bedingungen. Die Ereignisse selbst wirken für uns. Wozu also ihren Gang forcieren? Ich frage Euch darum: für wen ist es vorteilhaft, den entscheidenden Zusammenstoß hinauszuziehen — für uns oder für die Regierung? Gewiß für uns! Denn morgen sind wir stärker als heute und übermorgen stärker als morgen. Für die Regierung ist es natürlich vorteilhafter, wenn sie uns jetzt, da wir für den Entscheidungskampf weniger gerüstet sind, niederknallen könnte.

Vergeßt nicht, daß erst unlängst die Bedingungen geschaffen wurden, die uns gestatten, tausendköpfige Volksversammlungen einzuberufen, die breiten Massen zu organisieren und uns in revolutionären Preßorganen an die gesamte Bevölkerung zu wenden. Es ist nun notwendig, diese Bedingungen möglichst umfassend für eine weitzügige Agitation und Organisation in den Reihen des Proletariats auszunutzen. Die Periode der Schulung der Massen für entscheidende Aktionen müssen wir möglichst weit hinausziehen, vielleicht einen Monat, vielleicht zwei, um desto geschlossener und organisierter aufzutreten. Einige Genossen geben sich heute wie am Tage der Abänderung der Begräbnismanifestation folgender Befürchtung hin: werden wir, da jetzt der Rückzug angetreten wird, imstande sein, die Massen nochmals auf die Beine zu bringen? Werden sich die letzteren nicht vielleicht beruhigen? Ich antworte darauf: kann die jetzige Staatsordnung überhaupt Bedingungen der Beruhigung schaffen? Haben wir irgend einen Grund, zu befürchten oder zu erwarten, daß in Zukunft keinerlei Ereignisse eintreten werden, die die Massen zwingen, sich zu erheben? Glaubt mir, es wird deren genug geben, — dafür wird schon der Zarismus selbst Sorge tragen. Vergeßt ferner nicht, daß wir vor der Wahlkampagne stehen, die das gesamte revolutionäre Proletariat aufrütteln wird. Und wer weiß, ob die Wahlkampagne nicht damit endet, daß das Proletariat das ganze morsche Staatsgebäude in die Luft sprengt? Seien wir also nicht ungeduldig und greifen wir den Ereignissen nicht vor. Wir müssen mehr Vertrauen zum revolutionären Proletariat haben. Hat es sich etwa nach dem 22. Januar beruhigt? oder nach der Kommission des Senators Schidlowsky? oder nach den Ereignissen in der Schwarzmeer-Flotte? Nein, die revolutionäre Energie wächst und nicht mehr fern ist der Moment, da sie die absolutistische Ordnung mit sich fortreißt.

Wir stehen vor entscheidenden, schonungslosen Kämpfen. Stellen wir jetzt den Streik ein, begnügen wir uns mit seinem enormen moralischen Sieg und bieten wir alle unsere Kraft auf, das jetzt zu schaffen, was für uns das allerwichtigste ist, — Organisation und nochmals Organisation. Wenn wir Umschau ringsum halten, so sehen wir, daß jeder Tag neue Eroberungen bringt. Eben jetzt organisieren sich die Eisenbahnangestellten und die Post-

und Telegraphenbeamten. Mit dem Stahl der Eisenbahnschienen und dem Draht des Telegraphen werden alle revolutionären Herde im Lande zu einem großen Ganzen verbunden. Sie werden uns die Möglichkeit geben, im gegebenen Moment ganz Rußland in 24 Stunden auf die Beine zu bringen. Man muß sich für diesen Augenblick vorbereiten und die Disziplin, sowie die Organisation bis aufs äußerste entwickeln. Auf an die Arbeit, Genossen!

Es ist notwendig, sofort die Kampfesorganisation der Arbeiter und ihre Bewaffnung vorzunehmen. Bildet in jeder Fabrik Kampfeszehntschaften und -Hundertschaften mit Führern an der Spitze und betraut einen Befehlshaber mit der Führung dieser Hundertschaften. Verstärkt die Disziplin dieser Gruppen so weit, daß die gesamte Arbeiterschaft der Fabrik in jedem gegebenen Moment auf die erste Aufforderung hin in den Kampf zieht. Seid dessen eingedenk, daß Ihr beim Entscheidungskampf nur auf Euch selbst zu rechnen habt; die liberale Bourgeoisie beginnt schon jetzt, sich mißtrauisch und feindselig gegen Euch zu verhalten. Die demokratische Intelligenz schwankt. Der Verband der Verbände, der sich uns während des ersten Streiks so willig anschloß, unterstützte in weit geringerem Maße den zweiten.

Ein Mitglied des Verbandes sagte mir dieser Tage: „Mit Euerem Streik bringt Ihr die Gesellschaft gegen Euch auf. Glaubt Ihr denn wirklich, nur aus eigener Kraft die Feinde zu bewältigen?“ Ich erinnerte ihn hierauf an folgenden Moment in der französischen Revolution: als der Konvent den Beschluß faßte: „Das französische Volk schließt auf seinem Territorium keinen Vertrag mit dem Feinde ab“, rief ein Mitglied des Konvents aus. „Habt Ihr denn mit dem Siege einen Vertrag geschlossen?“ Da antwortete man ihm: „Nein, wir haben einen Vertrag mit dem Tode geschlossen.“ Genossen! Wenn die liberale Bourgeoisie, gleichfalls als rühme sie sich ihres Verrates, uns fragt: „Gedenkt Ihr denn ohne uns allein zu kämpfen? Habt Ihr denn einen Vertrag mit dem Siege geschlossen?“ so schleudern wir ihr dieselbe Antwort ins Gesicht.“

Der Arbeiter-Delegiertenrat faßte mit übergroßer Stimmenmehrheit den Beschluß, die Streikmanifestation Montag am 20. November, 12 Uhr mittags, einzustellen. Gedruckte Plakate mit der Verordnung des Delegiertenrates wurden in den Fabriken und Werken verbreitet und in den Straßen ausgehangen. Zur festgesetzten Zeit und Stunde wurde der Streik mit derselben Einmütigkeit eingestellt, wie er begonnen hatte. Er hielt 120 Stunden an — dreimal so kurze Zeit als der Kriegszustand in Polen.

Die Bedeutung des Novemberstreiks besteht selbstverständlich nicht darin, daß er einige Dutzend Matrosen vor dem Tode rettete — das spielte keine Rolle bei einer Revolution, die Zehntausende von Menschen mitleidslos verschlang — und auch nicht, daß er die Regierung zur eiligen Aufhebung des Kriegszustandes in Polen zwang — was bedeutete schließlich ein einmonatlicher überflüssiger Ausnahmezustand für dieses vielgeprüfte Land? Nein, der Novemberstreik war ein lauter Appell an das ganze Land, der klar und scharf auf die herrschende Gefahr hinwies. Wer weiß, ob nicht sofort nach

dem erfolgreichen Experimente in Polen wilde Bacchanalien der Reaktion im ganzen Lande ausgebrochen wären, wenn nicht das Proletariat gezeigt hätte, daß es „Schildwach hält, bereit ist, jeden Schlag abzuwehren und jedes Opfer auf sich zu nehmen.“* In einer Revolution, die sich durch die Solidarität der vielstämmigen Bevölkerung von den österreichischen Ereignissen des Jahres 1848 glücklicherweise unterscheidet, konnte und durfte nicht das Petersburger Proletariat, im Interesse der Revolution selbst, seine polnischen Brüder stillschweigend der andrängenden Reaktion preisgeben. Und wenn es so für den morgenden Tag sorgte, konnte und durfte es an dem Kronstädter Aufstand stillschweigend vorübergehen? Der Novemberstreik war ein Solidaritätsappell des Proletariats, der über die Köpfe der Regierung und der bürgerlichen Opposition hinweg an die Gefangenen der Kaserne gerichtet war. Und dieser Appell fand lauten Widerhall.

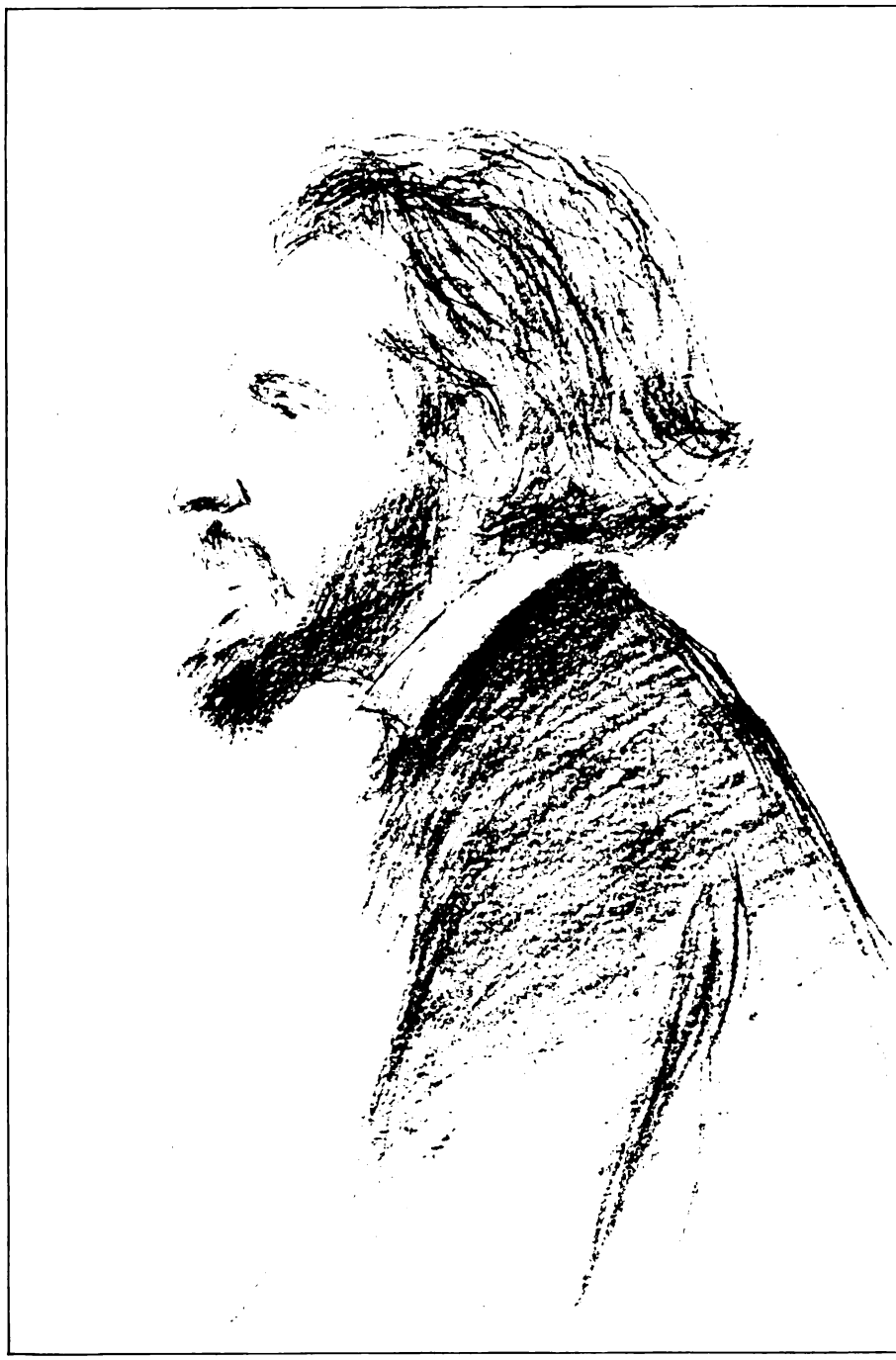
Der Korrespondent der „Times“ führte in seinem Berichte über den Novemberstreik nachstehende Worte eines russischen Gardeobersten an: „Es kann leider“ — so erklärte der Oberst — „nicht verneint werden, daß das Dazwischentreten der Arbeiter, die für die Kronstädter Meuterer eintraten, von einem betrübenden moralischen Einfluß auf unsere Soldaten war.“ Dieser „betrübende moralische Einfluß“ ist das Hauptverdienst des Novemberstreiks. Mit einem Schlage rüttelte er die weitesten Kreise der Armee auf und rief schon in den nächsten Tagen eine ganze Reihe von Meetings in den Kasernen der Petersburger Garnison hervor. Im Exekutivkomitee und selbst bei den Sitzungen des Delegiertenrates erschienen nicht nur einzelne Soldaten, sondern auch Delegierte aus ihrer Mitte, die Reden hielten und Unterstützung verlangten. Die revolutionären Verbindungen mit der Armee festigten sich, und Flugblätter fanden weite Verbreitung in ihren Kreisen.

Die Erregung in der Armee ergriff in jenen Tagen selbst ihre aristokratischen Spitzen. Schreiber dieser Zeilen hatte während des Novemberstreiks Gelegenheit als Redner an einer Militärversammlung teilzunehmen, die einzig in ihrer Art war. Es verlohnt sich, die Einzelheiten derselben hier wiederzugeben.

Mit der Einladungskarte der Baronesse X. in der Tasche, erschien ich um 9 Uhr abends in einer der vornehmsten herrschaftlichen Wohnungen Petersburgs, und mit der Miene eines Mannes, der den Beschluß gefaßt hatte, sich während dieser Tage über nichts mehr zu wundern, war mir der Portier beim Auskleiden behilflich, nahm mir den Mantel ab und brachte ihn in Reih und Glied mit einer großen Anzahl von Offiziersmänteln. Der Diener wartete auf meine Visitenkarte. O weh! Welche Visitenkarte konnte ihm ein „Illegaler“ überreichen? Um ihn aus der Verlegenheit zu helfen, überreichte ich ihm die Einladungskarte der Dame des Hauses. Im Empfangs-

---

* Aus der Resolution des Delegiertenrates.



Awksentjeff
Vertreter der sozialistischen Revolutionäre im Exekutivkomitee.

zimmer erschien zuerst ein Student, dann ein radikaler Privatdozent, der Redakteur einer „soliden“ Zeitschrift, und endlich die Baronesse selbst. Offenbar hatte man erwartet, daß „von den Arbeitern“ eine mehr furchterweckende Persönlichkeit erscheinen werde. Ich nannte meinen Namen und man forderte mich auf das liebenswürdigste auf einzutreten. Die Portiere zurückschlagend, erblickte ich eine Gesellschaft von 60 bis 70 Personen. Auf in Reihen aufgestellten Stühlen saßen auf der einen Seite des Durchganges 30 höhere Militärs, darunter glänzende Gardeoffiziere, auf der anderen Seite Damen. Im Vordergrund war eine Gruppe schwarzer Röcke sichtbar, die der Publizistik und dem Advokatenradikalismus zugehörten. An einem Tischchen, das die Tribüne ersetzte, führte irgend ein altes Männchen den Vorsitz. Ich sah unter anderen Roditschew, den künftigen „Tribunen“ der Kadettenpartei. Er sprach gerade über die Einführung des Kriegszustandes in Polen, über die Pflichten der liberalen Gesellschaft und des denkenden Teiles der Armee gegenüber der polnischen Frage. Seine Rede war langweilig und monoton, die Gedanken banal und schlapp, und als er geschlossen, ertönten nur schwache Beifallsbezeugungen. Nach ihm sprach der „Stuttgarter Flüchtling“, Herr Peter Struwe, der dank dem Oktoberstreik die Möglichkeit erlangt hatte, nach Rußland zurückzukehren und diese Rückkehr dazu benutzte, sofort einen Platz auf dem äußersten rechten Flügel des Semstwoliberalismus einzunehmen und von dort aus eine empörende Hetze gegen die Sozialdemokratie zu eröffnen. Ein trostlos schlechter Redner, versuchte er stotternd und sich überstürzend, zu beweisen, daß die Armee auf dem Boden des Manifestes vom 30. Oktober stehe und dieses gegen Angriffe von rechts wie von links verteidigen müsse. Diese konservative Schlangenweisheit erschien im Munde eines früheren Sozialdemokraten äußerst pikant. Ich lauschte seinen Worten und dachte daran, daß derselbe Mann vor sieben Jahren geschrieben hatte: „Je weiter gen Osten Europas, desto sklavischer, feiger und gemeiner wird in politischer Beziehung die Bourgeoisie.“ Er selbst hat sich später auf den Krücken des Revisionismus in das Lager der liberalen Bourgeoisie begeben und durch seine eigene politische Praxis die Richtigkeit seiner historischen These bewiesen. . . . Nach Struwe sprach über alles mögliche und unmögliche ein radikaler Publizist über den Kronstädter Aufstand, darauf ein gemaßregelter Professor, der zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie hin und her pendelte, und endlich ein angesehener Rechtsanwalt, der die Offiziere aufforderte, der Agitation in den Kasernen keine Hindernisse in den Weg zu stellen. Die Reden wurden immer entschiedener, die Atmosphäre heißer, die Beifallsbezeugungen des Publikums energischer. Ich meinerseits wies mit meinen Worten darauf hin, daß die Arbeiterschaft wehrlos sei und wehrlos mit ihr zugleich die Freiheit, daß die Offiziere die Schlüssel zu den Arsenalen der Nation in Händen hätten, und daß diese Schlüssel im entscheidenden Moment demjenigen übergeben werden müßten, dem sie von Rechts wegen gehörten — unserem Volke. Zum ersten- und wahrscheinlich letztenmal in meinem Leben sprach ich vor einem solchen Auditorium. . . .

Der „betrübende moralische Einfluß“ des Proletariats auf das Militär veranlaßte die Regierung eine Reihe von Repressalien zu ergreifen. In einem der Garderegimenter wurden Verhaftungen vorgenommen und ein Teil der in Petersburg stationierten Matrosen unter starker Bedeckung nach Kronstadt übergeführt. Die Soldaten wandten sich von allen Seiten an den Delegiertenrat mit der Frage: Was nun? Wir antworteten ihnen mit folgendem Aufruf, der unter dem Namen des Manifestes an die Soldaten bekannt wurde:

„Der Arbeiter-Delegiertenrat antwortet den Soldaten:

„Brüder, Soldaten der Armee und Flotte!

Ihr wendet Euch oft an uns, den Arbeiter-Delegiertenrat, um Rat und Hilfe. Als man die Soldaten des Preobraschensky-Regimentes verhaftete, batet Ihr uns um unsere Hilfe. Als man die Zöglinge der Kriegselektrotechnischen Schule verhaftete, batet Ihr um unseren Beistand. Als die Flottenmannschaften unter Bedeckung von Petersburg nach Kronstadt eskortiert wurden, suchten sie bei uns Schutz.

Eine ganze Reihe von Regimentern entsendet an uns seine Delegierten.

Brüder, Soldaten! Ihr tut recht daran! Ihr findet nirgends besseren Schutz, als bei der Arbeiterschaft. Treten die Arbeiter nicht für Euch ein, gibt es keine Rettung für Euch. Die verfluchte Kaserne erdrückt Euch in ihren Krallen.

Die Arbeiter treten stets für ehrliche Soldaten ein. In Kronstadt und Sewastopol kämpften und fielen die Arbeiter Schulter an Schulter mit den Matrosen. Die Regierung setzte für die Matrosen und Soldaten in Kronstadt ein Kriegsfeldgericht ein, und sofort legten die Petersburger Arbeiter allerorts die Arbeit nieder.

Sie sind bereit, zu hungern, sie wollen aber nicht ruhig zuschauen, wie man den Soldaten martert.

Wir, der Arbeiter-Delegiertenrat, rufen Euch, Soldaten, im Namen aller Petersburger Arbeiter zu:

Euer Leid ist unser Leid. Euere Not ist unsere Not, Euer Kampf ist unser Kampf. Unser Sieg wird auch der Eurige sein. Dieselben Ketten fesseln uns und nur die gemeinsamen Anstrengungen des Volkes und der Armee werden diese Ketten sprengen.

Wie soll man die Soldaten des Preobraschensky-Regimentes befreien? Wie die Matrosen und Soldaten in Kronstadt und Sewastopol retten?

Zu diesem Zweck müssen wir das Land von den Gefängnissen und Kriegsgerichten des Zaren säubern. Mit einer vereinzelten Attacke werden wir weder die Preobraschenzy befreien, noch die Opfer in Sewastopol und Kronstadt retten. Es bedarf eines gemeinsamen, mächtigen Ansturms, um unser Vaterland von der Willkür und Eigenmacht zu befreien.

Wer kann dieses große Werk vollbringen?

Nur das arbeitende Volk im Bunde mit den brüderlich gesinnten Truppen.

Brüder, Soldaten! Wacht auf! Erhebt Euch! Nähert Euch uns! Ehrliche und mutige Soldaten! Vereinigt Euch in Verbänden.

Wecket die Schlafenden! Rüttelt die Rückständigen auf! Trefft Vereinbarungen mit den Arbeitern! Tretet mit den Arbeiterdelegierten in Verbindung!

Vorwärts für das Recht, für das Volk, für die Freiheit, für Eure Frauen und Kinder!

Seine brüderliche Hand streckt Euch entgegen

Der Arbeiter-Delegiertenrat."

Dieses Manifest fällt in die letzten Tage der Existenz des Arbeiter-Delegiertenrates.

Acht Stunden!

In diesem Kampfe stand das Proletariat allein. Niemand wollte noch konnte es unterstützen. Es handelte sich diesmal nicht um die Preßfreiheit und nicht um den Kampf gegen die Willkür der uniformierten Baschi-Bosuks, ja nicht einmal um das allgemeine Wahlrecht. Der Arbeiter forderte Garantien für seine Muskeln, für seine Nerven, für sein Gehirn. Er war entschlossen, einen Teil seines Lebens für sich selbst zu erobern. Er konnte und wollte diesen Kampf nicht länger hinausschieben. In der Revolution hatte er zum erstenmal seine Macht gefühlt und er erkannte ein neues, höheres Leben in den Geschehnissen. Er war wie neugeboren — für das Leben des Geistes. Alle seine Empfindungen waren wie Saiten gespannt. Eine neue, unfaßbare, leuchtende Welt erstand vor ihm .... Wann wird der große Dichter kommen, der jene revolutionäre Geburt der Arbeitermassen lebendig auferstehen lassen wird?!

Nach dem Oktoberstreik, der die von Rauch und Qualm geschwärzten Fabriken in Tempel verwandelte, in denen das Wort der Revolution gepredigt wurde, nach dem Siege, der das müdeste Herz mit Stolz erfüllte, befand sich die Arbeiterschaft wieder in den Fesseln der Maschine. In der Morgendämmerung verschwand der Arbeiter in dem Schlunde der Fabrikshölle, und spät abends, wenn die übersatte Maschine ihn pfeifend entließ, schleppte er im Halbschlaf seinen matten Körper dem finsteren, zum Ekel gewordenen Loche zu. Ringsum brannten hell die Flammen, die er selbst angezündet hatte — nah und doch unerreichbar. Die sozialistische Presse, die politischen Versammlungen, der Parteikampf — das alles war ein großes, herrliches Fest der Interessen, der Leidenschaften. Wo aber ist der Ausweg? Der Achtstunden-Arbeitstag! In dieser Losung liegt das Programm der Programme.

Nur der Achtstundentag konnte die Klassenmacht des Proletariats für die revolutionäre Politik des Tages unmittelbar freimachen. Zu den Waffen nun, Proletarier von Petersburg! Es beginnt ein neues Kapitel in dem furchtbaren Buche eurer Kämpfe.

Schon während des großen Streiks hatten die Delegierten mehr als einmal hervorgehoben, daß die Arbeiterschaft um keinen Preis zu bewegen sein werde, die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen.

Am 8. November beschlossen die Delegierten eines der Petersburger Rayons — ohne den Rat erst zu befragen — auf revolutionärem Wege den

Achtstundentag in ihren Werkstätten einzuführen. Am 9. November wird in einigen Arbeiterversammlungen der Antrag der Delegierten einstimmig angenommen. In der Alexandrowschen Maschinenfabrik wird die Abstimmung geheim vorgenommen, um den Druck von links zu vermeiden. Das Resultat ist: 1668 Stimmen für und 14 gegen den Antrag. Die großen Metallfabriken arbeiten vom 10. November ab acht Stunden. Gleichzeitig entsteht eine ebensolche Bewegung an dem anderen Ende Petersburgs. Am 11. November berichten die Delegierten, die diese Kampagne eingeleitet hatten, daß in drei großen Fabriken der Achtstundentag „auf dem Wege der action directe" eingeführt ist. Ein Beifallssturm war die Antwor. Gezweifelt wird nicht. Hatte uns nicht derselbe Weg Versammlungs- und Preßfreiheit gebracht? Haben wir nicht durch revolutionären Anprall das Konstitutionsmanifest ertrotzt? Sind uns die Privilegien des Kapitals heiliger als die der Monarchie? Schüchterne Einwendungen der Skeptiker gehen unter in den Wogen der allgemeinen Begeisterung. Der Rat faßt einen Beschluß von ungeheurer Wichtigkeit: er fordert alle Fabriken und Werkstätten auf, eigenmächtig den Achtstundentag einzuführen. Er dekretiert dies fast ohne Debatte, wie etwas Selbstverständliches. Er gibt der Arbeiterschaft Petersburgs 24 Stunden Zeit zur Vorbereitung, — und den Arbeitern genügt das.

„Der Vorschlag des Rates wurde von unseren Arbeitern begeistert aufgenommen", schreibt Nemzow, der Delegierte einer Metallfabrik. „Im Oktober haben wir für die Forderungen des ganzen Landes gekämpft, jetzt aber stellen wir unsere spezielle proletarische Forderung auf, welche den Herren Bourgeois zeigen wird, daß wir unsere Klassenforderung keinen Moment aus dem Auge verlieren. Nach erfolgter Debatte beschloß das Fabrikkomitee (eine Versammlung von Vertretern der einzelnen Werkstätten; die führende Rolle in den Fabrikkomitees hatten die Delegierten des Rates) einstimmig, vom 14. November ab den Achtstundentag einzuführen. Am gleichen Tage noch teilten die Delegierten allen Werkstätten den Beschluß des Fabrikkomitees mit .... Sie baten die Arbeiter, sich das Essen in die Fabrik mitzubringen, um nicht die gewohnte Mittagspause zu machen. Am 14. November gingen die Arbeiter um 6¾ Uhr früh an die Arbeit wie sonst. Um 12 Uhr ertönte die Fabrikpfeife, welche die Arbeiter zu Mittag rief und sie für 1¾ Stunden aus der Fabrik entließ. Man lachte darüber und nahm nach einer nur halbstündigen Mittagspause die Arbeit in vollem Umfange wieder auf. Um 3½ Uhr nachmittags wurde die Arbeit eingestellt, nachdem genau 8 Stunden gearbeitet worden waren."

„Am Montag den 13. November", so lesen wir in Nr. 5 der „Nachrichten des Arbeiterdelegiertenrates", „verließen alle Arbeiter unseres Rayons dem Beschlusse des Rates gemäß nach achtstündiger Arbeitszeit die Werkstätten und zogen mit roten Fahnen und unter dem Gesang der Marseillaise auf die Straße. Die Demonstranten bewirkten auf ihrem Wege, daß auch die kleineren Werkstätten, welche noch weiter arbeiten wollten, die Arbeit einstellten. Mit derselben revolutionären Energie wurde der Beschluß des Rates

Holzarbeiter Stogow
Mitglied des Arbeiterdelegiertenrats.

auch in den anderen Rayons ausgeführt. Am 14. November umfaßt die Bewegung fast alle Metall- und die größten Textilfabriken. Die Arbeiter der Schlüsselburger Fabriken fragen beim Rat telegraphisch an: wieviel Stunden von heute ab gearbeitet werden soll ...

Die Kampagne entfaltete sich mit unüberwindlicher Einmütigkeit. Doch der fünftägige Novemberstreik schnitt wie ein Keil in sie hinein.

Die Situation wurde schwierig. Die Reaktion machte verzweifelte und nicht ganz erfolglose Anstrengungen, sich auf die Beine zu bringen. Die Kapitalisten vereinigten sich unter dem Protektorat Wittes zu energischer Abwehr. Die bürgerliche Demokratie war „müde" und sehnte sich nach Ruhe und Erholung.

Vor dem Novemberstreik pflegten die Kapitalisten auf eigenmächtige Verkürzung der Arbeitszeit in verschiedener Weise zu reagieren. Die einen drohten mit sofortiger Fabriksperre, die anderen beschränkten sich darauf, einen entsprechenden Abzug am Arbeitslohne vorzunehmen. In einer ganzen Reihe von großen und kleineren Fabriken gab die Direktion nach, indem sie sich mit einem $9^1/_2$-, ja sogar mit einem 9-Stunden-Arbeitstag einverstanden erklärte. Das war z. B. beim Bund der Druckereibesitzer der Fall. Die Stimmung der Unternehmer war im allgemeinen eine unsichere. Zu Ende des Novemberstreiks hatte das Kapital sich erholt und nahm nun eine möglichst unversöhnliche Stellung gegen die Arbeiterschaft ein: es gibt keinen Achtstundentag; bleiben die Arbeiter hartnäckig bei dieser Forderung, so erfolgt die Aussperrung bis auf den letzten Mann. Um den Unternehmern den Weg zu ebnen und mit gutem Beispiele voranzugehen, sperrte die Regierung als erste die Kronsfabriken. Die Arbeiterversammlungen wurden jetzt sehr oft mit Militärgewalt auseinandergesprengt, in der offenbaren Absicht, eine gedrückte Stimmung hervorzurufen. Die Lage spitzte sich von Tag zu Tag mehr zu. Nach den Kronsfabriken sperrte man eine Reihe privater Fabriken. Viele Tausende Arbeiter wurden schonungslos auf das Pflaster geworfen. Die Situation wurde unhaltbar. Das Proletariat hatte sich festgefahren — der Rückzug war unvermeidlich. Aber die Arbeitermassen bestehen auf ihrer Forderung. Sie wollen nichts davon hören, die Arbeit unter den früheren Bedingungen wieder aufzunehmen. Am 19. November greift der Rat zu einem Kompromiß, indem er den allgemeinbindenden Charakter der Forderung ändert und auffordert, nur in denjenigen Unternehmungen den Kampf weiterzuführen, wo Aussicht auf Erfolg ist. Der Beschluß ist augenscheinlich unbefriedigend: da er keinen deutlichen Kampfruf enthält, droht er die Bewegung in eine Reihe von Scharmützeln zu zersplittern. Die Aussichten auf irgend welchen Erfolg wurden immer trüber. Während zwar die Kronsfabriken auf Drängen der Delegierten zu den alten Arbeitsbedingungen wieder geöffnet wurden, hatten 13 neue Privatunternehmer ihre Fabriken geschlossen. Weitere 19000 Arbeiter lagen auf der Straße. Die Sorge um Oeffnung der Fabriken, sei es auch unter den alten Bedingungen, drängte die Frage der unmittelbaren Einführung des Achtstundentages immer mehr zurück. Es mußten unbedingt entscheidende Maßnahmen

getroffen werden — und am 25. November beschloß der Rat, zum Rückzug zu blasen. Dieses war die allerdramatischste Sitzung des Arbeiterparlaments.

Die Stimmen waren geteilt. Zwei große Metallfabriken bestanden auf Fortsetzung des Kampfes. Die Vertreter einiger Textil-, Glas- und Tabakfabriken unterstützen sie. Die Putilowfabrik ist entschieden dagegen. Eine Weberin in mittleren Jahren erhebt sich von ihrem Platze. Sie ist von der Maxwell-Fabrik. Ein offenes slavisches Gesicht. Ein verschossenes Kattunkleid trotz des rauhen Spätherbstes. Ihre Hand zittert vor Erregung und greift nervös nach dem Kragen. Eine klingende, seelenvolle, unvergeßliche Stimme. „Ihr habt eure Weiber", schleudert sie den Putilowschen Delegierten entgegen, „daran gewöhnt, gut zu essen und weich zu schlafen und darum ist es für euch schrecklich, ohne Verdienst zu bleiben. Wir aber fürchten uns nicht davor. Wir sind bereit zu sterben oder den Achtstundentag zu erringen. Wir werden bis zu Ende kämpfen. Sieg oder Tod! Es lebe der Achtstundentag!"

Noch jetzt, nach 30 Monaten, tönt diese Stimme der Hoffnung, der Verzweiflung und der Leidenschaft in meinem Ohr wie eine furchtbare Anklage und ein unbesiegbarer Kampfruf zugleich. Wo bist du jetzt, mutige Genossin im verschossenen Kattunkleide? Dich hat niemand daran gewöhnt, gut zu essen und weich zu schlafen! ....

Die schrille Stimme bricht ab .... Einen Augenblick lang krampfhafte Stille. Dann ein Sturm von leidenschaftlichem Beifall. Die Delegierten, die sich in dem schweren Gefühl der Allmacht des Kapitals hier versammelt haben, in diesem Augenblick haben sie sich weit über das Walten des Tages erhoben. Sie applaudierten ihrem zukünftigen Siege über das blutdürstige Fatum ....

Nach vierstündiger Debatte nahm der Rat mit erdrückender Stimmenmehrheit den Beschluß des Rückzuges an. Indem die Resolution darauf hinweist, daß die Koalition des vereinigten Kapitals mit der Regierung die Frage des Achtstundentages in Petersburg in eine Frage des ganzen Reiches umgewandelt hat, daß daher die Petersburger Arbeiter gesondert von den Arbeitern des ganzen Landes keinen Erfolg erringen können, lautete dieselbe: „Aus diesen Gründen erachtet es der Arbeiter-Delegiertenrat für notwendig, eine Zeitlang die sofortige und allgemeine gewaltsame Einführung des Achtstundentages einzustellen."

Es kostete viel Mühe, den Rückzug in geordneten Reihen zu bewerkstelligen. Es gab viele Arbeiter, die vorzogen, den Weg zu gehen, den die Maxwellsche Weberin gezeigt hatte. „Genossen, Arbeiter anderer Fabriken", so schrieben an den Rat die Arbeiter einer großen Fabrik, die beschlossen hatten, den Kampf für den $9^1/_2$-Stundentag fortzusetzen, „verzeiht uns, wenn wir so handeln, aber wir haben keine Kraft mehr, dieses allmähliche Zugrunderichten des Menschen in physischer wie in moralischer Beziehung mit anzusehen. Wir werden bis zum letzten Tropfen Blutes kämpfen."

* * *

Als die Kampagne zugunsten des Achtstundentages eröffnet wurde, schrie die kapitalistische Presse natürlich, der Rat wolle die vaterländische Industrie vernichten. Die liberal-demokratischen Blätter, die in dieser Zeit vor dem Herrn von links zitterten, schwiegen, als ob ihnen der Mund zugestopft wäre. Und erst als die Niederwerfung der Revolution im Dezember ihnen den Mund öffnete, da gingen sie daran, alle Vorwürfe der Reaktion gegen den Rat in den liberalen Jargon zu übersetzen. Sein Kampf für den Achtstundentag rief noch hinterher die schärfste Verurteilung seitens dieser Presse hervor. Es muß immerhin im Auge behalten werden, daß der Gedanke der „gewaltsamen" Verkürzung des Arbeitstages, d. h. auf dem Wege der tatsächlichen Arbeitseinstellung, ohne vorhergehendes Uebereinkommen mit den Unternehmern, nicht im Oktober und nicht im Rate entstanden ist. Während der Streikepoche des Jahres 1905 wurden Versuche solcher Art mehr als einmal gemacht. Sie führten nicht immer zu Niederlagen. In den Kronsfabriken, für welche die politischen Motive mächtiger sind als die ökonomischen, hatten die Arbeiter auf diese Weise den neunstündigen Arbeitstag errungen. Nichtsdestoweniger kann der Gedanke der revolutionären Festsetzung des Normal-Arbeitstages — in Petersburg allein — innerhalb 24 Stunden, als ein ganz phantastischer erscheinen. Irgend ein achtbarer Beamter einer soliden Gewerkschaft wird ihn auch als einfach wahnsinnig ansehen. Er ist es auch wirklich — unter dem Gesichtswinkel einer „vernünftigen" Zeit. Aber unter den Bedingungen des revolutionären „Wahnsinns" hatte er seinen revolutionären Sinn. Gewiß ist der Normal-Arbeitstag in Petersburg allein etwas Undenkbares. Aber der Petersburger Versuch sollte, so meinte der Rat, das Proletariat des ganzen Landes auf die Beine bringen. Gewiß kann der Achtstundentag nur unter Beihilfe der Staatsgewalt festgesetzt werden. Aber das Proletariat stand ja damals mitten im Kampfe um die Staatsgewalt. Wenn es damals politisch gesiegt hätte, so wäre die Einführung des Achtstundentages nur die natürliche Entwicklung des „phantastischen Experiments" gewesen. Aber es siegte nicht — und das ist freilich seine schwerste „Schuld".

Und doch glauben wir, daß der Rat so gehandelt hat, wie er handeln konnte und mußte. Er hatte keine Wahl. Wenn er aus Bedenken „realpolitischer" Natur den Massen ein „Zurück" zugerufen hätte, so hätten sie sich einfach nicht gefügt und sich gegen ihn empört. Der Kampf wäre doch entbrannt, aber ohne Führung. Die Streiks wären ausgebrochen, aber vereinzelt. Unter solchen Bedingungen hätte die Niederlage völlige Demoralisation im Gefolge gehabt. Der Rat verstand seine Aufgabe anders. Seine führenden Elemente rechneten garnicht auf einen unmittelbaren und vollen Erfolg der Kampagne, aber sie rechneten mit der mächtigen elementaren Bewegung als mit einer Tatsache und beschlossen, sie in einer majestätischen, in der sozialistischen Welt noch nie gesehenen Demonstration für den Achtstundentag auslaufen zu lassen. Ihre praktischen Früchte, die bedeutende Verkürzung der Arbeitszeit in einer Reihe von Produktionen, wurden in der nächsten Reaktionsperiode durch die Unternehmer wieder zunichte gemacht.

Aber die politischen Ergebnisse haben sich unverwischbar in das Bewußtsein der Massen eingegraben. Die Idee des Achtstundentages genoß von nun an eine solche Popularität selbst in den zurückgebliebenen Arbeiterschichten, wie sie Jahre fleißiger Propaganda nicht bewirkt hätten. Gleichzeitig verschmolz diese Forderung organisch mit den Grundforderungen der politischen Demokratie. Als sich die Arbeitermassen gegen den organisierten Widerstand des Kapitals gedrängt sahen, hinter dessen Rücken schützend die Staatsgewalt stand, da trat wieder in den Vordergrund die Frage der Selbstbewaffnung und der revolutionären Umwälzung des ganzen Staatsgebildes.

Der Berichterstatter des Exekutivkomitees, der im Rate die Resolution des Rückzuges verteidigt hatte, resumierte die Kampagne dahin:

„Wenn wir nicht den Achtstundentag für die Massen gewonnen haben, so haben wir doch die Massen für den Achtstundentag gewonnen! Von nun an lebt im Herzen eines jeden Petersburger Arbeiters der Kampfruf: Achtstundentag und Waffen!“

Der Bauer rebelliert.

Die entscheidenden Ereignisse der Revolution spielten sich in den Städten ab. Aber auch das Dorf schwieg nicht. Es begann sich laut zu regen — ungeschlacht, torkelnd, wie in der Schlaftrunkenheit; aber schon bei seinen ersten Bewegungen stiegen den herrschenden Klassen die Haare zu Berge.

In den letzten zwei bis drei Jahren vor der Revolution hatte sich das Verhältnis zwischen den Bauern und den Gutsbesitzern aufs äußerste zugespitzt. Die „Mißverständnisse" flackerten bald hier bald dort in ununterbrochener Reihenfolge auf. Seit dem Frühjahr 1905 wächst die Gärung auf dem Lande zu drohenden Dimensionen an, wobei sie in verschiedenen Teilen des Landes sich in verschiedenen Formen äußert. In groben Strichen lassen sich drei große Becken der bäuerlichen „Revolution" unterscheiden: 1. Der sich durch die bedeutende Entwicklung der bearbeitenden Industrie auszeichnende Norden; 2. der an Ackerland verhältnismäßig reiche Südwesten, und 3. das Zentrum, wo infolge des kümmerlichen Standes der Industrie die Landnot von den Bauern noch schwerer empfunden wird. Ihrerseits arbeitete die Bauernbewegung vier Haupttypen des Kampfes aus: Die mit der gleichzeitigen Vertreibung der Eigentümer und der Plünderung der Gutshöfe verbundene Besetzung der Gutsländereien zu dem Zwecke der Ausdehnung der bäuerlichen Landnutznießung; die Wegnahme des Getreides, Viehs, Heus und die Abholzung der Forsten zwecks unmittelbarer Befriedigung der Bedürfnisse des hungernden Dorfes; die Streik- und Boykottbewegung, die entweder die Herabsetzung des Pachtzinses oder die Erhöhung des Arbeitslohnes zum Ziel hatte; und endlich die Weigerung, Rekruten zu stellen und die Steuern, ebenso wie die Schulden, zu entrichten. In den mannigfaltigsten Kombinationen verbreiteten sich diese Kampfarten über das ganze Land, in jeweiliger Anpassung an die wirtschaftlichen Bedingungen der einzelnen Rayons. Am stürmischsten gestaltete sich die Bauernbewegung in dem verelendeten Zentrum, über das die Agrarpogrome wie ein verheerender Zyklon hinwegbrausten. Im Süden griff man hauptsächlich zu dem Streik und dem Boykott der Gutsökonomien. Und im Norden endlich, wo die Bewegung am schwächsten war, stand die Abholzung der Wäldereien an erster Stelle. Die Weigerung der Bauern, die Administrativbehörden anzuerkennen und die Abgaben zu leisten, konnte man überall dort bemerken, wo die ökonomische Empörung einen radikalen politischen Anstrich erhielt. Den breiten Massencharakter nahm die Bewegung jedenfalls erst nach dem Oktoberstreik an.

Nun wollen wir zusehen, wie der Bauer seine Revolution macht.

Im Gouvernement Samara wurden vier Kreise von den Unruhen erfaßt. Im Anfang ging es folgendermaßen zu: Die Bauern erschienen in den Privatökonomien und nahmen von dort nur Viehfutter mit; dabei stellten sie ganz genau fest, wieviel Stück Vieh das Gut besaß, und ließen das entsprechende Quantum zu seiner Durchfütterung zurück. Der Rest wurde auf eigenen Fuhren fortgeschafft. Man handelte in aller Ruhe, ohne Anwendung von Gewalt, „wie es das Gewissen fordert", und suchte gütlich auseinanderzukommen, „damit es keinen Skandal gäbe". Dem Besitzer wurde bedeutet, daß jetzt neue Zeiten angebrochen seien und man daher auf neue Art, Gott zu Gefallen, leben müsse: wer viel habe, müsse denen abgeben, die nichts haben. . . . Später erschienen einzelne Gruppen von „Bevollmächtigten" auf den Eisenbahnstationen, wo größere Vorräte von Getreide lagerten. Man erkundigt sich, wem das Getreide gehöre, und erklärt, daß man es auf Beschluß des „Mir" mitnehmen werde. „Aber, Brüderchen, wie könnt Ihr es denn mitnehmen?" ruft der Stationschef, „ich muß doch dafür aufkommen . . . Nehmt doch auch auf mich Rücksicht!" — „Freilich, freilich", pflichten ihm die furchtbaren „Expropriatoren" bei, „warum sollst Du wirklich durch uns Schaden leiden? Es ist nämlich nur, weil uns die Sache so sehr bequem ist: die Station ist nahe, und auf das Gut wollten wir nicht fahren, das liegt so weit.... Na, da ist aber nichts zu machen.... So müssen wir schon zu „ihm selbst", um es direkt aus dem Speicher zu nehmen. . . ." Das auf den Stationen lagernde Getreide bleibt unberührt, in den Oekonomien aber wird eine gerechte Teilung vorgenommen. Schließlich aber beginnen die Vorstellungen von den „neuen Zeiten" einen Teil ihrer Ueberzeugungskraft einzubüßen: Der Gutsbesitzer faßt sich ein Herz und leistet Widerstand. Dann wird der gutmütige Muschik wild und läßt von dem Gutshof keinen Stein auf dem andern.

Im Gouvernement Cherson ziehen die Bauern von Gut zu Gut in gewaltigen Scharen, mit zahlreichen Wagen, um die „geteilte" Habe heimzubringen. Fälle von Mord oder Gewalt waren nicht zu verzeichnen, denn die erschreckten Gutsbesitzer und Verwalter laufen von dannen, auf die erste Forderung der Bauern alle Riegel und Schlösser öffnend. In demselben Gouvernement wird ein energischer Kampf um Herabsetzung des Pachtzinses geführt. Die Preise werden von den Bauerngemeinden selbst bestimmt — unter Wahrung der „Gerechtigkeit". Nur das Besjukow-Kloster mußte 15000 Dessjätinen vollkommen unentgeltlich abtreten, denn die Mönche sollen, wie die Bauern meinten, zu Gott beten und nicht Landwucher treiben.

Die stürmischsten Ereignisse aber sah Ende 1905 das Gouvernement Saratow. In den Dörfern, die in die Bewegung hineingezogen waren, gab es keinen einzigen passiven Bauern. Alles hatte sich erhoben. Die Gutsbesitzer und ihre Familien werden entfernt, alle bewegliche Habe gelangt zur Verteilung, das Vieh wird fortgetrieben, die Knechte und das Hausgesinde werden entlassen und zum Schluß wird der rote Hahn aufs Dach gesetzt. An der Spitze der bäuerlichen

„Kolonnen“ stehen bewaffnete Druschinen. Die Urjädniks und die Landwächter verbergen sich, in manchen Ortschaften werden sie von den Druschinen verhaftet. Durch die Niederbrennung der Gutsgebäude sollte den Gutsbesitzern die Möglichkeit genommen werden, nach Ablauf einiger Zeit an die alte Wohnstätte zurückzukehren. Gewalttaten jedoch werden nicht zugelassen. Wenn die Oekonomie dem Erdboden gleichgemacht ist, setzen die Bauern durch Beschluß fest, daß vom Frühjahr an die Gutsländereien in den Besitz des „Mir“ übergehen. Alle in den Gutskontors und Monopolbranntweinläden beschlagnahmten Geldsummen werden unverzüglich in Gemeindeeigentum umgewandelt. Die Verteilung der exproprierten Habe liegt in den Händen der örtlichen Bauernkomitees oder Brüderschaften. Bei der Plünderung der Gutshöfe spielen die individuellen Beziehungen zwischen den Bauern und den Gutsherren fast keine Rolle: man plündert ebensogut Reaktionäre wie Liberale. Die politischen Schattierungen werden durch die Welle des Standeshasses fortgespült. . . . In Schutt und Asche liegen die Höfe der örtlichen liberalen Semtzi, bis auf den Grund niedergebrannt sind die Erbpaläste des Landadels mit ihren kostbaren Bibliotheken und Bildergalerien. In einigen Kreisen lassen sich die unversehrt gebliebenen Gutshöfe an den Fingern abzählen.... Das Bild dieses Bauernkreuzzuges ist überall das nämliche. „Es beginnt“, so schreibt einer der Zeitungskorrespondenten, „eine die ganze Nacht hindurch anhaltende Beleuchtung des Firmaments durch den Schein der Feuersbrünste. Ein fürchterliches Bild — vom frühen Morgen an sieht man in endlosen Reihen Troikas und Zweispänner vorbeirasen, voll mit Menschen, die aus den brennenden Gütern flüchten, und sobald es dunkel geworden ist, kleidet sich der Horizont von neuem wie in einen flammenden Halsschmuck aus Feuerscheinen. Wir hatten Nächte, wo man bis zu sechzehn Feuerscheine zählen konnte.... Die Gutsbesitzer fliehen in panischem Schrecken, alles auf ihrem Wege ansteckend.“

In kurzer Zeit wurden im Lande über 2000 Gutshöfe niedergebrannt und zerstört, darunter 272 allein in dem Gouvernement Saratow. Die Verluste der Gutsbesitzer in zehn der am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Gouvernements werden nach den offiziellen Angaben auf 29 Millionen Rubel beziffert, wovon allein auf das Gouvernement Saratow etwa 10 Millionen entfallen.

Wenn überhaupt der Satz zutrifft, daß es nicht die politische Ideologie sei, die den Gang des Klassenkampfes bestimme, so trifft er dreifach in bezug auf die Bauernschaft zu. Der Saratower Muschik mußte schon gewichtige Gründe im Bereiche seines Hofs, seiner Tenne und seines Dorfes haben, wenn er dazu getrieben wurde, den brennenden Strohwisch unter das adlige Dach zu stecken. Es wäre nichtsdestoweniger falsch, wenn man hier die Wirkung der politischen Agitation vollkommen in Abrede stellen wollte. Wie unklar und chaotisch der Bauernaufstand auch gewesen sein mag, immerhin lassen sich bereits in ihm unzweifelhafte Ansätze zu politischer Verallgemeinerung konstatieren. Und diese Ansätze sind das Resultat der Arbeit der Parteien.

Im Laufe des Jahres 1905 unternahmen selbst die liberalen Semtzi Versuche, um die Bauern in oppositionellem Geiste aufzuklären. An verschiedenen Semstwo-Institutionen wurde eine halboffizielle Bauernvertretung eingeführt, der man Fragen allgemeinen Charakters zur Beurteilung zuwies. Ungleich tätiger, als die zensierten Liberalen, waren die Semstwoangestellten: die Statistiker, die Lehrer, die Agronome, die Feldschererinnen usw. Ein beträchtlicher Teil dieser Leute gehörte zu den Sozialdemokraten und den Sozialrevolutionären, die Mehrheit bestand aus Radikalen, die zwar keine bestimmte Parteiphysiognomie besaßen, jedenfalls aber den Privatgrundbesitz nicht als sakrosankte Einrichtung ansahen. Durch diese Semstwoangestellten organisierten die Parteien im Verlaufe von mehreren Jahren unter den Bauern revolutionäre Zirkel und verbreiteten ihre illegalen Schriften. Im Jahre 1905 nahm die Agitation Massencharakter an und konnte ihre unterirdischen Schlupfwinkel verlassen. Große Dienste in dieser Beziehung leistete der absurde Ukas vom 3. März, der eine Art von Petitionsrecht schuf. Gestützt auf dieses Recht, oder richtiger: auf die Verwirrung, die durch den Ukas bei den örtlichen Behörden angestiftet wurde, riefen die Agitatoren Dorfversammlungen ein und veranlaßten sie, Resolutionen über Abschaffung des Privatgrundbesitzes und Einberufung einer Volksvertretung anzunehmen. Die Bauern, die die Resolution unterzeichnet hatten, hielten sich an vielen Orten für Mitglieder des „Bauernbundes“ und wählten aus der eigenen Mitte Komitees, die nicht selten die legale Dorfbehörde vollkommen kaltstellten. So war es zum Beispiel unter der Kosakenbevölkerung des Don-Gebiets. In den Stanitzi (Kosakenansiedelungen) kamen 600—700 Personen zusammen. „Ein seltsam anmutendes Auditorium“, schreibt einer der Agitatoren. Am Tische der Ataman (Vorsteher eines Kosakendorfs) in voller Bewaffnung. Ringsherum stehen und sitzen Leute mit und ohne Waffe. Wir sind sonst gewohnt, diese Leute als die nicht ganz angenehme Apotheose aller Meetings und Versammlungen zu sehen. Und seltsam muten uns diese Augen an, in denen allmählich der Zorn gegen die Herren und Beamten auflodert. Welch unglaublicher Unterschied besteht doch zwischen dem Kosaken unter der Fahne und dem Kosaken am Pfluge!“ Die Agitatoren wurden mit Begeisterung empfangen und begleitet, man fuhr viele Werst, um sie abzuholen, und schützte sie sorgsam vor Ueberrumpelungen durch die Polizei. Aber die Vorstellung von ihrer Rolle war in vielen entlegenen Winkeln recht unklar. „Schönen Dank den guten Leuten“, sagte manches Bäuerlein, nachdem es seinen Namen unter die Resolution gesetzt, „die werden uns schon Ländchen besorgen.“

Im Monat August trat unweit Moskau die erste Bauernkonferenz zusammen. Ueber 100 Vertreter von 22 Gouvernements tagten 48 Stunden in einem alten geräumigen Schuppen, der abseits von der großen Straße versteckt lag. Auf dieser Konferenz wurde die Idee des Allrussischen Bauernbundes, die viele Bauern und Intelligente mit und ohne Parteizugehörigkeit vereinigte, zum ersten Male in eine gewisse Form gebracht.

Das Manifest vom 30. Oktober schuf noch größeren Spielraum für die Agitation auf dem Lande. Selbst der sehr gemäßigte nun verstorbene Graf Heyden von dem Pskower Semstwo begann in den Wolosten Meetings zu veranstalten, um den Bauern die Grundlagen der „neuen Ordnung" näher zum Verständnis zu bringen. Diese brachten zunächst seiner Agitation nur wenig Interesse entgegen, kamen aber dann allmählich in Schwung und empfanden das Bedürfnis, von den Worten zu der Tat überzugehen. Für den Anfang wurde beschlossen, den Wald zu „streiken". Das Wort „Streiker" gewann bei den Bauern und überhaupt allen Nichtintelligenten dieselbe Bedeutung, wie das Wort „Revolutionär". „Streiken" heißt irgend ein revolutionäres Werk ausführen. „Den Zsprawnik gestreikt" ist gleichbedeutend mit: den Zsprawnik verhaftet oder umgebracht. Diese eigentümliche Wortverwendung zeugt indes von dem gewaltigen revolutionären Einfluß der Arbeiter und ihrer Kampfmethoden. — Man kann sich vorstellen, wie da der liberale Graf Augen machte! . . . Während aber die zensierten Liberalen bei ihren Versuchen, eine Harmonie zwischen den Ständen auf der Grundlage des zarischen Manifests herbeizuführen, sich gehörig die Finger verbrannten, hatte dagegen die revolutionäre Intelligenz einen ganz gewaltigen Erfolg zu verzeichnen. In den Gouvernements wurden Bauernkonferenzen abgehalten, es wurde fieberhaft agitiert, die Städte schleuderten in das Dorf Berge von revolutionärer Literatur, der Bauernbund wuchs und erstarkte. In dem fernen Gouvernement Wjatka fand eine Bauernkonferenz statt, an der 200 Personen teilnahmen. Drei Kompagnien des örtlichen Regiments sandten Delegierte mit dem Ausdruck ihrer Sympathie und dem Versprechen ihres Beistands. Die gleiche Erklärung gaben auch die Vertreter der Arbeiter ab. Da die Behörden vollkommen ratlos waren, gelang es, ihnen die Genehmigung zur unbehinderten Abhaltung von Meetings in den Städten und den Dörfern abzuzwingen. Etwa zwei Wochen hindurch wurde in dem ganzen Gouvernement von der so gewährten Genehmigung der denkbar ausgiebigste Gebrauch gemacht. Der Beschluß der Konferenz, keine Abgaben mehr zu entrichten, wurde energisch verwirklicht. . . . Bei aller Formverschiedenheit führte die Bauernbewegung in dem ganzen Lande zu Massenaktionen. In den Grenzländern nahm sie von vornherein einen schroff revolutionären Charakter an. So wurden in Litauen auf Beschluß der Wilnaer Konferenz, die über 2000 Bevollmächtigte zählte, die Wolostschreiber, Dorfschulzen, Volksschullehrer auf revolutionärem Wege abgesetzt, die Semski-Natschalniks vertrieben und Wahlgerichte und Wolost-Exekutivkomitees eingesetzt. . . . Von noch größerer Entschiedenheit war das Vorgehen der georgischen Bauernschaft im Kaukasus.

Am 19. November trat in Moskau die zweite Konferenz des Bauernbundes in voller Oeffentlichkeit zusammen. 27 Gouvernements waren durch 187 Delegierte vertreten. 105 von ihnen brachten Vollmachten von Wolost- und Gemeindeversammlungen, die übrigen — von Gouvernements- und Kreiskomitees und den örtlichen Gruppen des „Bundes". Der Zusammensetzung nach gehörten 145 dem Bauernstande an, der Rest rekrutierte sich aus der

dem Dorfe naheſtehenden Intelligenz: Volksſchullehrern und -lehrerinnen, Semſtwoangeſtellten, Aerzten, uſw. In pſychologiſcher Beziehung war dieſe Konferenz eine der intereſſanteſten der ganzen Revolution. Hier konnte man nicht wenig maleriſche Figuren ſehen, die naiven Demagogen der Provinz, plötzliche Revolutionäre, Politiker, die zu allem durch „eigenen Verſtand“ gelangt waren — Leute mit großem Temperament und noch größeren Hoffnungen, jedoch ohne genügende Klarheit in den Köpfen. Ein paar Silhouetten aus der Feder eines der Teilnehmer an der Konferenz mögen hier Platz finden. Der „Diktator“ von Sumy Anton Schtſcherbak, hochgewachſen, mit grauem Haar, kurzem Schnurrbart und durchdringendem Blick, eine echte Koſakenfigur aus den „Saporoſchzi“ Rjepins, direkt wie von der Leinwand gegriffen. Schtſcherbak nennt ſich jedoch „Farmer beider Halbkugeln“, denn er hat 20 Jahre in Amerika gelebt und in Kalifornien eine hübſche Farm und eine ruſſiſche Familie beſeſſen.... Der Prieſter Miretzki, Delegierter vom Gouvernement Woroneſch, legte fünf Woloſtbeſchlüſſe vor. In einer ſeiner Reden bezeichnete Pater Miretzki Chriſtus als den erſten Sozialiſten. „Wenn Chriſtus auf Erden wandelte, ſo wäre er jetzt in unſerer Mitte.“ ... Zwei Bäuerinnen, in Kattunbluſen, wollenen Kopftüchern und Schuhen aus Ziegenleder, erſchienen als Delegierte von der Frauenverſammlung eines Dorfes in demſelben Gouvernement Woroneſch.... Kapitän Pereleſchin kam als Delegierter von den Heimarbeitern gleichfalls im Gouvernement Woroeſch. Er erſchien zur Sitzung im Waffenrock und Säbel und erregte nicht geringe Unruhe. Jemand aus dem Publikum rief ſogar: „Nieder mit der Polizei!“ Darauf erhob ſich der Offizier und ſagte unter allgemeinem Beifall: „Ich bin der Kapitän Pereleſchin, Delegierter vom Gouvernement Woroneſch. Ich habe niemals meine Ueberzeugung verheimlicht und ſtets vollkommen offen gehandelt. Daher bin ich auch hierher in der Uniform gekommen.“...

Im Mittelpunkt der Erörterungen ſtanden die Fragen der Taktik. Die einen Delegierten befürworteten den friedlichen Kampf: Meetings, Beſchlüſſe, „friedlichen“ Boykott der Behörden, Schaffung einer revolutionären Selbſtverwaltung, „friedliche“ (!) Beackerung der Gutsländereien und „friedliche“ (!) Weigerung, die Steuern zu zahlen und Rekruten zu ſtellen. Die anderen — beſonders die vom Gouvernement Saratow — riefen zu dem bewaffneten Kampfe auf, zu der unverzüglichen Unterſtützung des an den Orten ausgebrochenen Aufſtands. Schließlich wurde eine Reſolution angenommen, die die Mitte zwiſchen beiden Richtungen hielt. „Dem aus der Landnot entſpringenden Elend des Volks“ — ſo lautete dieſe Reſolution — „kann nur dann ein Ende gemacht werden, wenn das ganze Land in den gemeinſamen Beſitz des ganzen Volkes übergeht, mit der Bedingung, daß nur demjenigen die Nutznießung von Land zuſtehen ſoll, der es ſelbſt mit ſeiner Familie oder in Genoſſenſchaft bearbeitet.“ Im weiteren wird die gerechte Regulierung der Bodenfrage der konſtituierenden Verſammlung übertragen, die auf den allerdemokratiſchſten Anfängen „nicht ſpäter (!) als im Februar des kommenden Jahres“ einberufen werden ſoll. Um dieſes Ziel zu erreichen, „wird der

Bauernbund sich ins Einverständnis setzen mit den Brüder Arbeitern, mit den Eisenbahn- und andern Verbänden, ebenso wie mit allen Organisationen, die die Interessen des werktätigen Volkes vertreten.... Falls die Forderungen des Volkes kein Gehör finden, wird der Bauernbund zu dem allgemeinen Bodenstreik (!) greifen, das heißt, den Besitzern von Wirtschaftsbetrieben jeglicher Gattung die Arbeitskraft verweigern und eben dadurch sie zur Einstellung des Betriebes zwingen. Um aber den allgemeinen Streik zu organisieren, wird der Bund sich mit der Arbeiterklasse ins Einverständnis setzen." Nachdem noch der Beschluß der völligen Alkoholabstinenz ausgesprochen wird, erklärt die Konferenz am Schluß der Resolution „auf Grund der von allen Enden Rußlands eintreffenden Nachrichten, daß die Nichterfüllung der Volksforderungen unser Land zu großen Unruhen bringen und unvermeidlich einen allgemeinen Aufstand hervorrufen werde, denn das Maß der Geduld der Bauernschaft sei zum Ueberlaufen voll." Wie naiv auch diese Resolution in einigen ihren Teilen sein mag, jedenfalls zeigt sie, daß die fortschrittliche Bauernschaft sich auf den richtigen, das heißt revolutionären Weg stellte. Das Gespenst der Enteignung der Gutsbesitzerländereien stieg in den Sitzungen dieses Bauernparlaments in seiner ganzen grausamen Realität vor den Augen der Regierung und des Adels auf. Die Reaktion schlug gewaltigen Lärm und sie hatte auch wirklich allen Grund dazu.

Am 16. November, das heißt wenige Tage vor dem Zusammentritt der Konferenz, veröffentlichte die Regierung ein Manifest über die allmählige Aufhebung der Zahlungen für den Loskauf der Anteilgrundstücke und die Erweiterung der Mittel der Bauernbank. Das Manifest sprach die Hoffnung aus, daß es der Regierung im Verein mit der Duma gelingen werde, den dringenden Bedürfnissen der Bauernschaft abzuhelfen, „ohne daß die übrigen Grundbesitzer dabei benachteiligt würden." Die Resolution der Bauernkonferenz stand in schlechtem Einklang mit diesen Hoffnungen. Noch schlimmer stand jedoch die Sache mit der Praxis, die von der „Unserm Herzen lieben Bauernschaft" auf dem Lande geübt wurde. Die Plünderungen und Brandstiftungen, die „friedliche" Beackerung der Latifundien nebst der eigenmächtigen Festsetzung des Arbeitslohnes und des Pachtzinses hatten zur Folge, daß die Gutsbesitzer nun mit der größten Erbitterung auf die Regierung einstürmten. Von allen Ecken und Enden forderte man die Sendung von Militär. Die Regierung mußte sich endlich aufraffen, denn sie hatte begriffen, daß die Zeit der sentimentalen Ergüsse vorüber sei und es nunmehr gelte, zu „Taten" überzugehen.

Am 25. November wurde die Bauernkonferenz geschlossen und schon am 27. wurde das Moskauer Bureau des „Bundes" verhaftet. Das war der Anfang. Zwei, drei Wochen später erteilte der Minister des Innern auf die Anfrage der örtlichen Behörden, wie man den Agrarunruhen steuern solle, folgende wörtlich lautende Instruktion: „Unverzüglich mit Waffengewalt die Rebellen vernichten — in Fällen des Widerstands ihre Wohnungen niederbrennen. Im gegenwärtigen Augenblicke muß ein- für allemal jede Eigen-

mächtigkeit ausgerottet werden. Verhaftungen erreichen ihr Ziel nicht; Hunderten und Tausenden von Menschen den Prozeß zu machen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Daher ist jetzt einzig und allein erforderlich, daß die Truppen sich die obigen Instruktionen gehörig zu eigen machen. P. Durnowo."

Aber dieser kannibalische Befehl eröffnet bereits eine neue Aera: die der hölliſchen Saturnalien der Konter-Revolution, die sich zunächst in den Städten entrollt, um von hier aus allmählich auch auf das platte Land hinüberzugreifen.

Die rote Flotte.

„Die Revolution," schrieb Ende November der alte Suworin, das verdienstvolle Reptil der russischen Bureaukratie, „verleiht dem Menschen einen ungeheuren seelischen Schwung und fesselt an ihren Wagen eine Menge der treuesten Fanatiker, die gerne bereit sind, ihr Leben für die Revolution hinzuopfern. Eben deshalb ist der Kampf gegen sie so schwer, weil sie auf ihrer Seite viel Feuer, Kühnheit, aufrichtige Beredsamkeit und glühenden Enthusiasmus hat. Je stärker der Feind, desto größer ihre Entschlossenheit und Tapferkeit, jeder Sieg führt ihr neue Scharen von Anbetern zu. Wer dies nicht weiß, wer nicht weiß, daß sie berauschend und berückend ist wie ein schönes und leidenschaftliches Weib, das weit die Arme öffnet und gierig die brennenden Lippen zum Kusse beut — der ist nie jung gewesen."

Der Geist des Aufruhrs schwebte über dem russischen Lande. Irgend ein gewaltiger und geheimnisvoller Prozeß vollzog sich in zahllosen Herzen: es lösten sich die Bande der Furcht, die Individualität, die eben erst sich selbst erkannt hatte, ging in der Masse und die Masse in dem großen Elan auf. Nachdem sie die ererbten Angstgespenster und die eingebildeten Hindernisse von sich geschüttelt und aus dem Wege geräumt hatte, wollte und konnte sie die wirklichen Hindernisse nicht sehen. Darin lag ihre Schwäche — darin lag auch ihre Stärke. Sie stürmte vorwärts wie eine vom Zyklon gepeitschte Meereswelle. Jeder Tag rüttelte neue Volksschichten wach und schuf neue Möglichkeiten, — gleich als ob jemand mit gigantischer Hand den sozialen Sauerteig von Grund auf durcheinandergerührt hätte. Während die liberalen Tschinowniki an dem noch nicht angezogenen Schlafrock der Bulyginschen Duma herummodelten, kannte das Land keinen Augenblick Ruhe. Arbeiterausstände, ununterbrochene Meetings, Straßendemonstrationen, Plünderungen von Gutshöfen, Streiks der Polizisten und der Dworniki, und endlich Bewegungen und Meutereien in Heer und Marine .... Alles hatte sich zersetzt und in ein wüstes Chaos verwandelt. Und zu gleicher Zeit erwachte in diesem Chaos das Bedürfnis nach Neugestaltung und kristallisierten sich seine Elemente. Die sich regulär wiederholenden Meetings brachten schon an sich das organisierende Prinzip hinein. In den Meetings entstanden die Deputationen, die Deputationen erweiterten sich zu Vertretungen. Aber wie die elementare Empörung die Arbeit des politischen Bewußtseins überholte, so ließ das Bedürfnis nach der Tat die fieberhafte organisatorische Tätigkeit weit hinter sich zurück.

Darin liegt die Schwäche der Revolution — jeder Revolution —, aber auch ihre Stärke. Wer in der Revolution Einfluß haben will, muß sie ganz nehmen. Jene tiefsinnigen Taktiker, die mit der Revolution ebenso umgehen möchten wie mit dem Spargel, d. h. nach Belieben den schmackhaften Teil von dem unschmackhaften trennen, sind zu der sterilen Rolle von Räsoneuren verurteilt. Da kein einziges revolutionäres Ereignis „rationelle" Bedingungen für die Anwendung ihrer „rationellen" Taktik schafft, so müssen sie sich fatalerweise außer und hinter allen Ereignissen sehen. Und schließlich bleibt ihnen nichts anderes übrig, als mit Figaro auszurufen: „Ach, wir werden keine zweite Vorstellung haben, um die Mißerfolge der ersten gutzumachen." ....

Es ist nicht unsere Absicht, alle Ereignisse des Jahres 1905 zu schildern oder auch nur aufzuzählen. Wir geben hier nur eine ganz allgemeine Skizze des Ganges der Revolution und zwar im Petersburger Maßstabe, wenn auch sozusagen unter dem Gesichtswinkel des ganzen Staates. Aber selbst in dem Rahmen, in dem sich unsere Schilderung bewegt, können wir an einer Begebenheit des großen Jahres nicht vorbeigehen, die in die Periode zwischen dem Oktoberstreik und den Dezemberbarrikaden fällt: wir meinen den Militäraufstand in Sewastopol. Er begann am 11. November, und schon am 17. meldete Admiral Tschuchnin dem Zaren: „Der militärische Sturm hat sich gelegt, der allgemein revolutionäre nicht."

In Sewastopol waren die Potemkinschen Traditionen nicht ausgestorben. Tschuchnin hatte unter den Matrosen des roten Panzerschiffs scharfe Musterung gehalten: vier füsiliert, zwei gehängt, ein paar Dutzend zu Zwangsarbeit verurteilt und endlich den „Potemkin" selbst in „Panteleimon" umgetauft. Es war ihm nicht gelungen, irgend jemand zu terrorisieren, wohl aber, die rebellische Stimmung in der Flotte zu heben. Der Oktoberstreik eröffnete eine Epopäe gewaltiger Straßenmeetings, bei denen Matrosen und Soldaten nicht nur ständige Teilnehmer waren, sondern auch als Redner auftraten. Die Matrosenkapelle spielte die Marseillaise an der Spitze des revolutionären Demonstrationszuges. Kurz: es herrschte volle „Demoralisierung". Das Verbot für Militärpersonen, an Volksversammlungen teilzunehmen, führte zur Einberufung spezieller militärischer Meetings in den Höfen der Marine- und der Militärkasernen. Die Offiziere wagten nicht zu protestieren, und die Tore der Kasernen waren Tag und Nacht für die Vertreter des Sewastopoler Komitees unserer Partei geöffnet. Dieses letztere hatte fortwährend mit der Ungeduld der Matrosen zu kämpfen, welche den Uebergang zu „Taten" forderten. Der unweit vom Hafen kreuzende „Prut", den man in ein Zuchthaus verwandelt hatte, mahnte daran, daß hier, wenige Minuten entfernt, die Opfer des Juniaufstandes für die Teilnahme an der Potemkin-Affäre schmachteten. Die neue Besatzung des „Potemkin" beteuerte ihre Bereitschaft, das Schiff nach Batum zur Unterstützung des Aufstands im Kaukasus zu lenken. Gleiche Kampfeslust zeigte auch der unlängst erbaute Kreuzer „Otschakow". Aber die sozialdemokratische Organisation bestand auf einer

abwartenden Taktik: einen Rat aus Matrosen- und Soldatendelegierten zu bilden, ihn mit der Arbeiterorganisation zu vereinigen und dem herannahenden politischen Streik des Proletariats durch einen Flottenaufstand Nachdruck zu verleihen. Die revolutionäre Matrosenorganisation akzeptierte diesen Plan. Aber die Ereignisse überholten ihn.

Die Zusammenkünfte wurden immer häufiger, die Zahl der Teilnehmer immer größer. Sie fanden jetzt auf dem Platze statt, der die Marinekasernen von den Kasernen des Brester Infanterieregiments trennte. Da Militärpersonen zu den Arbeitermeetings nicht zugelassen wurden, begannen die Arbeiter in Massen die Soldatenmeetings zu besuchen. Man kam zu Tausenden zusammen. Die Idee des gemeinschaftlichen Vorgehens fand begeisterte Aufnahme. In den fortschrittlichen Kompagnien wurden Delegierte gewählt.

Nunmehr hielten es die Militärbehörden an der Zeit, einzuschreiten. Die Versuche einzelner Offiziere, in den Meetings „patriotische" Reden zu halten, ergaben die kläglichsten Resultate: die in Diskussionen geübten Matrosen schlugen ihre Vorgesetzten in schmähliche Flucht. Nach Fehlschlagen dieses Mittels wurde beschlossen, die Meetings überhaupt zu untersagen. Am Morgen des 24. November wurde vor den Toren der Marinekasernen eine Kampfkompagnie in voller Ausrüstung aufgestellt. Der Konteradmiral Pissarewsky erteilte allen vernehmbar den Befehl: „Niemand aus den Kasernen hinauslassen! Im Falle der Gehorsamsverweigerung — schießen!" Aus der Kompagnie, an die dieser Befehl gerichtet war, trat der Matrose Petrow vor, lud vor den Augen aller sein Gewehr, tötete mit dem einen Schuß den Oberstleutnant Stein vom Brester Regiment und verwundete mit dem zweiten den Konteradmiral Pissarewsky. Es erscholl das Kommando des Offiziers: „Verhaftet ihn!" Niemand rührte sich von der Stelle. Petrow warf sein Gewehr zu Boden. „Warum steht Ihr denn? Nehmt mich doch fest!" Er wurde verhaftet. Die von allen Seiten herbeigeströmten Matrosen forderten stürmisch seine Freilassung, indem sie erklärten, daß sie für ihn Bürgschaft leisteten. Die Erregung hatte den Höhepunkt erreicht.

„Petrow, der Schuß ist Dir ganz zufällig losgegangen?" fragte ihn der Offizier, um sich einen Ausweg zu schaffen.

„Ach was zufällig! Wenn man vortritt, ladet und anlegt, ist das etwa zufällig?"

„Die Mannschaften fordern Deine Freilassung ..."

Und Petrow wurde freigelassen. Die Matrosen wollten dabei nicht stehen bleiben. Alle diensthabenden Offiziere wurden verhaftet, entwaffnet und in die Kanzlei abgeführt. Schließlich gelang es einem sozialdemokratischen Redner, die Matrosen zu bestimmen, daß sie vorerst die Morgenberatung der Delegierten abwarteten.

Die Vertreter der Matrosen, etwa 40 Mann, konferierten die ganze Nacht hindurch. Es wurde beschlossen, die Offiziere zu enthaften, sie aber nicht mehr in die Kasernen einzulassen. Sämtliche Dienstobliegenheiten, die

die Matrosen für nötig hielten, sollten auch weiter erfüllt werden. Man beschloß, im Paradeanzug mit Musik zu den Kasernen der Infanterieregimenter zu ziehen und sie zum Anschluß zu bewegen.

Am Morgen erschien eine Deputation von den Arbeitern zur gemeinsamen Beratung. Wenige Stunden später ruhte in dem Hafen alle Arbeit; die Eisenbahnen hatten gleichfalls den Verkehr eingestellt.

„Unter den Mannschaften", heißt es in den offiziösen Depeschen, die sich auf jenen Moment beziehen, „herrscht musterhafte Ordnung. Die Führung der Matrosen ist sehr korrekt. Betrunkene gibt es nicht."

Alle Matrosen waren nach ihren Kompagnien verteilt und trugen keine Waffen. Bewaffnet war nur die Kompagnie, die zum Schutze der Kasernen gegen plötzliche Ueberfälle zurückgelassen wurde. Zum Anführer dieser Kompagnie wurde Petrow ernannt.

Ein Teil der Matrosen unter Anführung zweier sozialdemokratischer Redner begab sich in die benachbarte Kaserne des Brester Regiments. Die Stimmung unter den Soldaten war weit weniger entschlossen. Nur infolge des starken Druckes der Matrosen wurde der Beschluß gefaßt, die Offiziere zu entwaffnen und aus den Kasernen zu entfernen. Die Offiziere Mukdens lieferten ohne Widerstand ihre Degen und Revolver aus und zogen unter den Worten: „Wir sind ohne Waffen, — Ihr werdet uns nicht anrühren", durch die Reihen der Gemeinen ab. Aber schon gleich zu Beginn hatten sich die Soldaten unschlüssig gezeigt. Auf ihre Forderung hin wurden in den Kasernen einige diensthabende Offiziere zurückgelassen. Dieser Umstand war von ungeheurem Einfluß auf den weiteren Gang der Ereignisse.

Die Soldaten ordneten sich in Reihen, um zusammen mit den Matrosen durch die ganze Stadt zu den Kasernen des Bjelostoker Regiments zu marschieren. Dabei paßten die Soldaten genau auf, daß sich die „Zivilisten" nicht unter sie mischten, sondern gesondert für sich gingen. Während alle diese Vorbereitungen im Gange waren, fuhr der Festungs-Kommandant Nepljujew mit dem Divisionär General Sedelnikow in seiner Equipage bei den Kasernen vor. Man wendet sich an den Kommandanten mit der Forderung, die Maschinengewehre, die seit Morgen auf dem Historischen Boulevard aufgestellt sind, entfernen zu lassen. Nepljujew erwidert, dies hänge nicht von ihm, sondern von Tschuchnin ab. So möge er sein Ehrenwort geben, daß er als Festungskommandant von den Maschinengewehren keinen Gebrauch machen werde. Der General besaß den Mut, diese Forderung zurückzuweisen. Man beschloß deshalb, ihn zu entwaffnen und zu verhaften. Nepljujew weigerte sich, seine Waffen herauszugeben, und da die Soldaten nicht den Mut fanden, Gewalt anzuwenden, so mußten ein paar Matrosen in den Wagen springen und die Generale in die Matrosenkasernen begleiten. Hier nahm man ihnen sans phrase die Waffen ab und setzte sie in der Kanzlei in Haft. Später wurden sie übrigens freigelassen.

Matrosen und Soldaten setzten sich nun in Bewegung und rückten in voller Ordnung aus den Kasernen. Auf dem Platze harrten die Arbeiter-

massen. Welch ein Moment! Begeisterter Empfang. Man drückt sich die Hände, umarmt und küßt einander. Die Luft hallt wieder von den Rufen brüderlicher Begrüßung. Man schwört, sich bis zum Tode treu zu bleiben und beizustehen. Dann formiert man sich und zieht in voller Ordnung zum anderen Ende der Stadt, wo die Kasernen des Bjelostoker Regiments liegen. Die Soldaten und die Matrosen trugen die Georgsfahnen, die Arbeiter ihre sozialdemokratischen Banner. „Die Demonstranten", meldete die offiziöse Telegraphenagentur, „veranstalteten einen Zug durch die Stadt in musterhafter Ordnung mit einer Musikkapelle und roten Fahnen an der Spitze."

Der Zug führte an dem historischen Boulevard vorbei, wo die Maschinengewehre aufgestellt waren. Die Matrosen wenden sich an die Bedienungsmannschaft mit der Forderung, die Maschinengewehre zu entfernen. Und die Forderung wird erfüllt! — Später allerdings erschienen die Maschinengewehre an derselben Stelle wieder. — „Die bewaffneten Kompagnien des Bjelostoker Regiments", meldet die Agentur, „präsentierten vor den Demonstranten im Beisein ihrer Offiziere und ließen sie an sich vorüberziehen." Vor der Kaserne des Bjelostoker Regiments wurde ein grandioses Meeting veranstaltet, ein voller Erfolg wurde jedoch nicht erzielt. Die Soldaten schwankten: ein Teil erklärte sich mit den Matrosen solidarisch, der andere versprach nur, nicht zu schießen. Schließlich gelang es den Offizieren sogar, das Bjelostoker Regiment aus den Kasernen fortzuführen. Erst gegen Abend kehrte der Zug der Demonstranten in die Kasernen zurück.

Während dieser Zeit hatte der „Potemkin" die sozialdemokratische Fahne gehißt. Vom „Rostislawl" kam das Antwortsignal: „Sehe deutlich." Die anderen Schiffe schwiegen. Der reaktionäre Teil der Matrosen protestierte dagegen, daß die revolutionäre Fahne über der Andreasflagge hing. Die rote Fahne mußte herabgeholt werden. Noch immer blieb die Lage unbestimmt, ein Zurück gab es aber nicht mehr.

In der Kanzlei der Marinekaserne tagte ununterbrochen ein Ausschuß aus Matrosen und Soldaten, die von verschiedenen Waffengattungen, darunter auch sieben Schiffen, als Delegierte gewählt waren. An den Sitzungen des Ausschusses nahmen auch einige Vertreter der sozialdemokratischen Organisation teil, die von den Delegierten eingeladen worden waren. Zum ständigen Vorsitzenden wurde ein Sozialdemokrat gewählt. Hier liefen alle Informationen ein, von hier gingen alle Beschlüsse aus. Hier wurden auch die Forderungen der Matrosen und der Soldaten ausgearbeitet und Forderungen allgemein politischen Charakters hinzugesellt. Für die breite Masse standen diese Kasernenforderungen im Vordergrunde des Interesses. Was den Ausschuß sehr beunruhigte, war der Mangel an scharfen Patronen. Gewehre hatte man in genügender Anzahl, Patronen aber waren wenig vorhanden. Seit dem Aufstande auf dem „Potemkin" wurde ihr Aufbewahrungsort streng geheim gehalten. „Sehr fühlbar machte sich auch", schreibt einer der aktiven Teilnehmer an den Ereignissen, „das Fehlen eines Führers, der das Kriegshandwerk gut verstanden hätte."

Der Delegiertenausschuß bestand energisch darauf, daß die einzelnen Kompagnien ihre Offiziere entwaffneten, aus den Kasernen und von den Schiffen entfernten. Das war eine unumgänglich notwendige Maßregel. Die Offiziere des Breſter Regiments, die man in den Kasernen zurückgelassen hatte, brachten eine völlige Desorganisation in die Reihen der Soldaten. Sie bearbeiteten die Mannschaften und trieben mit Erfolg eifrige Agitation gegen die Matrosen, „Zivilisten“ und „Juden“ unter Zuhilfenahme des Alkohols. In der Nacht flohen die Soldaten unter Anführung der Offiziere schimpflich in das Sommerlager — nicht durch das Tor, vor dem die revolutionäre Kampfkompagnie Wache hielt, sondern durch einen in die hintere Kasernenmauer gelegten Ausgang. Am Morgen kehrten sie zwar zurück, aber aktiv nahmen sie an dem Kampfe nicht mehr teil. Die Unentschlossenheit des Breſter Regiments konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung der Matrosen bleiben. Am nächsten Tage aber leuchtete doch wieder die Sonne des Erfolges: die Sappeure schlossen sich den aufständischen Matrosen an. Sie erschienen in den Marinekasernen in voller Ordnung mit den Waffen in der Hand. Man empfing sie mit Begeisterung und gab ihnen in der Kaserne Quartier. Die Stimmung hob sich und erstarkte. Von überall her kamen Deputationen: die Festungsartillerie, das Bjelostoker Regiment und die Grenzwacht versprachen, nicht zu schießen. Da auf die einheimischen Regimenter kein Verlaß mehr war, zog die Militärbehörde aus den benachbarten Städten Simferopol, Odessa und Theodosia Truppen zusammen. Unter den Neuangekommenen wurde sofort eine tätige und erfolgreiche revolutionäre Agitation entfaltet. Die Verbindung des Ausschusses mit den Schiffen war sehr erschwert. Ueberaus fühlbar machte sich der Umstand, daß die Matrosen die Schiffssignale nur recht mangelhaft beherrschten. Aber trotz aller dieser Hindernisse wurde seitens des Kreuzers „Otschakow“, des Linienschiffs „Potemkin“ und der Torpedobotzerstörer „Wolny“ und „Sawjetny“ die Zusicherung vollkommener Solidarität gegeben; später schlossen sich auch noch einige Torpedoboote an. Die übrigen Schiffsbesatzungen waren unschlüssig und rafften sich nur zu der Zusage auf, daß sie nicht schießen werden. Am 26. November erschien in den Kasernen ein Marineoffizier mit einem Telegramm: der Zar fordere Streckung der Waffen innerhalb 24 Stunden. Der Offizier wurde ausgelacht und hinausgeführt. Um die Stadt vor der Möglichkeit eines Pogroms zu schützen, wurden Patrouillen aus Matrosen gebildet, die sich vorzüglich bewährten. Die stark erregte Bevölkerung beruhigte sich mit einem Schlage und hielt mit offenen Sympathiebezeugungen für die Aufständischen nicht länger zurück. Die Matrosen selbst bewachten die Branntweinläden, um der Trunkenheit vorzubeugen und sorgten dafür, daß während der ganzen Zeit des Aufstandes eine musterhafte Ordnung in der Stadt herrschte.

Der Abend des 26. November bildete den entscheidenden Moment in der Entwicklung der Ereignisse: der Delegiertenausschuß lud den ehemaligen Marineleutnant Schmidt, der sich seit dem Oktobermeeting großer Popularität erfreute, zur temporären Leitung des Aufstandes ein. Schmidt

nahm die Einladung mannhaft an und stellte sich mit diesem Tage an die Spitze der Bewegung. Am Abend des folgenden Tages siedelte er auf den Kreuzer „Otschakow“ über, auf dem er auch bis zum letzten Augenblick verblieb.

Nachdem auf dem „Otschakow“ die Admiralsflagge gehißt und das Signal gegeben war: „Uebernehme das Flottenkommando. Schmidt“, durch welche Maßregel das ganze übrige Geschwader mit einem Schlage für den Aufstand gewonnen werden sollte, ließ Schmidt den Kreuzer an den „Prut“ heranfahren, um die „Potemkinzi“ zu befreien. Widerstand wurde nicht geleistet, der „Otschakow“ nahm die Zwangssträflinge an Bord und fuhr mit ihnen die übrigen Geschwaderschiffe ab. Von allen Schiffen erscholl ein lautes Begrüßungshurra. Einige von ihnen, darunter der „Potemkin“, dessen Offiziere auf den „Otschakow“ gebracht worden waren, und der „Rostislaw“ hißten die rote Fahne, auf diesem aber wehte sie nur wenige Minuten.

Nach vollzogener Uebernahme der Leitung des Aufstandes erließ Schmidt folgende Bekanntmachung zur Erklärung seiner Absichten:

„An den Herrn Bürgermeister.

Heute wurde von mir folgendes Telegramm an den Kaiser abgesandt:

Ihrem Volke heilige Treue bewahrend, fordert die ruhmreiche Schwarzmeer-Flotte von Ihnen, Kaiser, die sofortige Einberufung der Konstituierenden Versammlung und kündigt Ihren Ministern den Gehorsam auf.

Der Flottenkommandierende.
Bürger Schmidt.“

Aus Petersburg traf der telegraphische Befehl ein, den Aufstand zu unterdrücken. An Stelle Tschuchnins wurde der später zu großer „Berühmtheit“ gelangte Henker Möller-Sakomelski ernannt. Ueber Stadt und Festung wurde der Belagerungszustand verhängt.

Alle Straßen wurden von Militär besetzt, die entscheidende Stunde nahte. Die Aufständischen rechneten mit der Weigerung der Truppen, zu schießen, und erwarteten den Anschluß der übrigen Geschwaderschiffe. Tatsächlich wurden auch auf einigen Schiffen die Offiziere verhaftet und auf den „Otschakow“ gebracht. Durch diese Maßregel hoffte man übrigens, den Admiralskreuzer vor der feindlichen Beschießung zu bewahren. Große Volksmengen drängten sich am Ufer in Erwartung des Saluts, der den Anschluß des Geschwaders ankündigen sollte. Aber die Erwartungen erfüllten sich nicht. Die Feinde ließen dem „Otschakow“ keine Zeit mehr, zum zweitenmal die Schiffe abzufahren und eröffneten das Feuer. Das Volk hielt die erste Geschützsalve für den Salut, begriff aber bald, um was es sich handelte und floh in panischem Schrecken aus dem Hafen. Und nun begann ein fürchterliches Feuer von allen Seiten. Man schoß von den Schiffen, man schoß aus Festungs- und Feldgeschützen, man schoß auf dem Historischen Boulevard aus den Maschinengewehren. Eine der ersten Salven vernichtete die Schiffsmaschine auf dem „Otschakow“. Nach etwa sechs Antwortschüssen mußte er verstummen und die weiße Flagge auswerfen. Trotzdem wurde die Beschießung des Kreuzers fortgesetzt, bis sich auf ihm Flammen zeigten. Noch

schlimmer erging es dem „Potemkin“. Hier hatte man keine Zeit mehr gehabt, die Zündhämmer und die Verschlüsse an den Geschützen anzubringen und war daher völlig hilflos, als das Feuer eröffnet wurde. Ohne auch nur einen einzigen Schuß abgegeben zu haben, hißte der „Potemkin“ die weiße Flagge. Die Matrosen, die sich in den Kasernen befanden, hielten sich am längsten. Sie ergaben sich erst dann, als die letzte Patrone verschossen war. Die rote Fahne schwebte bis zum Schlusse über den meuternden Kasernen, die erst in später Nacht von den Regierungstruppen endgültig besetzt wurden.

Als der erste Schrecken, den das Geschützfeuer hervorgerufen hatte, verflogen war, kehrte ein Teil der Volksmenge ans Ufer zurück. „Es war ein entsetzliches Bild“, schreibt der oben zitierte Teilnehmer am Aufstand. „Unter dem Kreuzfeuer der Geschütze gingen sofort einige Torpedoboote und Schaluppen zugrunde. Bald stand der „Otschakow“ in hellen Flammen. Die Matrosen, die sich durch Schwimmen zu retten versuchten und laut um Hilfe riefen, wurden aber weiter beschossen. Die Boote, die vom Ufer stießen, um sie aus dem Wasser zu fischen, wurden sofort aufs Korn genommen. Diejenigen Matrosen, denen es gelungen war, ans Ufer zu schwimmen, wurden an Ort und Stelle niedergeschossen. Rettung fanden nur diejenigen, die das Glück hatten, die mitfühlende Volksmenge zu erreichen.“ Schmidt versuchte, in Matrosenkleidern zu entkommen, wurde aber erkannt und abgefangen.

Gegen 3 Uhr nachts war die blutige Arbeit der Henker der „Beruhigung“ beendet. Später verwandelten sie sich in Henker des „Gerichts“.

Die Sieger meldeten: „Gefangene und Verhaftete über 2000 Mann.... Befreit: 19 von den Revolutionären verhaftete Offiziere und bürgerliche Personen, erobert 4 Fahnen, Geldkassen und viel fiskalisches Eigentum, Patronen, Waffen, Munition und 12 Maschinengewehre.“ Admiral Tschuchnin telegraphierte seinerseits nach Zarskoje Selo: „Der militärische Sturm hat sich gelegt, der allgemein revolutionäre nicht....“

Welch ein gewaltiger Schritt vorwärts im Vergleich zu der Meuterei in Kronstadt! Dort ein elementares Aufflammen, das mit einem wilden Pogrom endete. Hier ein planmäßig wachsender Aufstand, der bewußt nach Ordnung und Einheit des Handelns strebt. „In der aufständischen Stadt“, schrieb das sozialdemokratische Organ „Natschalo“ während der Sewastopoler Ereignisse, „hört man nichts von Hooligan- und Räubertaten, und die Fälle gemeinen Diebstahls mußten sich schon einfach deshalb verringern, weil die Staatskassendiebe von Armee und Flotte die glückliche Stadt verlassen hatten. Ihr wollt wissen, Bürger, was eine auf die bewaffnete Bevölkerung gestützte Demokratie ist? Blickt auf Sewastopol! Blickt auf das republikanische Sewastopol, das keine anderen Behörden kennt, als die aus der Wahl hervorgegangenen und voll verantwortlichen....“

Und nichtsdestoweniger hielt sich dieses revolutionäre Sewastopol nur vier, fünf Tage und ergab sich, ohne bei weitem nicht alle Ressourcen seiner kriegerischen Kraft erschöpft zu haben. Strategische Fehler? Unentschlossenheit der

Seeleutnant Schmidt
(hingerichtet im Jahre 1906).

Führer? Man kann weder das eine, noch das andere leugnen, indessen der allgemeine Ausgang des Kampfes wurde doch durch tieferliegende Ursachen bestimmt und herbeigeführt.

An der Spitze des Aufstandes marschierten die Matrosen. Schon die besondere Art ihrer militärischen Tätigkeit fordert von ihnen ein größeres Maß von Selbständigkeit und Findigkeit, erzieht eine größere Unabhängigkeit als der Dienst im Landheere. Der Antagonismus zwischen dem gemeinen Matrosen und der abgeschlossenen adeligen Kaste der Marineoffiziere ist noch tiefer als in der Infanterie mit ihrem halbplebejischen Offizierskorps. Endlich nicht zu vergessen die Schmach des letzten Krieges, die mit ihrer ganzen Schwere hauptsächlich die Flotte traf und in dem Matrosen jede Achtung vor den schimpflich feigen und moralisch verkommenen Kapitänen und Admiralen ertötete.

Den Matrosen schlossen sich, wie wir gesehen haben, am entschiedensten die Sappeure an. Sie erscheinen mit den Waffen und nehmen in den Marinekasernen Quartier. Bei allen Bewegungen in unserem Landheer können wir eine und dieselbe Tatsache beobachten: in den ersten Reihen marschieren die Sappeure, Mineure, Artilleristen — mit einem Worte, nicht die graue, des Lesens und Schreibens unkundige Masse, sondern die qualifizierten Soldaten mit guter Elementarbildung und technischen Vorkenntnissen. Diesem Unterschied in dem geistigen Niveau entspricht der Unterschied in dem sozialen Typus: der Infanteriesoldat — das ist in der erdrückenden Mehrheit der junge, unwissende Bauer, während die Genietruppen sich hauptsächlich aus der Mitte der industriellen Arbeiter rekrutieren.

Wir sehen, welche Unentschlossenheit die beiden Infanterieregimenter Brest und Bjelostok während des ganzen Verlaufs des Aufstandes an den Tag legen. Sie können sich nicht dazu entschließen, sämtliche Offiziere zu entfernen. Erst schließen sie sich den Matrosen an, dann fallen sie wieder ab. Sie versprechen, nicht zu schießen, geraten aber dann vollkommen unter den Einfluß ihrer Vorgesetzten und beschießen sogar schließlich die Marinekasernen. Einen solchen Mangel an revolutionärer Stabilität auf Seiten des bäuerlichen Fußvolkes konnten wir in der Folge mehr wie einmal beobachten: so auf der sibirischen Eisenbahn, so in der Festung von Sweaborg.

Aber nicht nur im Landheere spielten die technisch vorgebildeten, das heißt die proletarischen Elemente die revolutionäre Hauptrolle. Die gleiche Erscheinung können wir eigentlich auch in der Flotte beobachten. Wer ist der Leiter der Matrosen„meutereien“? Wer erhebt die rote Fahne auf dem Panzerschiff? Der technische Matrose, das Maschinenkommando. Die Industriearbeiter in Matrosenblusen, die die Minderheit der Besatzung bilden, haben das Schiff dennoch ganz in ihrer Gewalt, weil sie die Maschine, das Herz des Schiffes, in Händen haben.

Die Reibungen zwischen der proletarischen Minorität und der bäuerlichen Majorität der Armee ziehen sich durch alle unsere Militäraufstände, sie schwächend und paralysierend. Die Arbeiter bringen in die Kaserne ihre Klassen-

vorzüge: die Intelligenz, die technische Schulung, die Energie, die Fähigkeit zu geschlossenen Aktionen. Die Bauernschaft bringt ihre erdrückende, numerische Uebermacht. Die Armee überwindet mechanisch die Produktionsisoliertheit des Bauern durch die allgemeine Dienstpflicht und seinen politischen Hauptmangel — die Passivität —, macht sie zu ihrem unersetzlichen Vorzug. Wenn auch die Bauernregimenter auf dem Boden ihrer unmittelbaren Kasernenbedürfnisse in die revolutionäre Bewegung mit hineingezogen werden können, so sind sie stets zu einer abwartenden Taktik geneigt, lassen beim ersten energischen Schritt des Feindes die „Rebellen" im Stiche und lassen sich geduldig von neuem in das Joch der Disziplin spannen. Hieraus folgt, daß die Methode des Militäraufstandes die entschiedenste Aggressive sein muß — ohne Aufenthalte, die nur Schwanken und Spaltung erzeugen; hieraus ersieht man aber auch, daß die Taktik des revolutionären Vorstoßes ihr größtes Hindernis in der Rückständigkeit und mißtrauischen Passivität des bäuerlichen Soldaten findet.

Dieser Widerspruch trat in seiner ganzen Tragweite bei dem bald darauffolgenden Dezemberaufstand zutage, der das erste Kapitel der russischen Revolution abschloß.

Die Konter-Revolution in Sicht!

„Der gefährlichste Moment für eine schlechte Regierung", sagt der scharfsinnige Konservative Toqueville, „ist gewöhnlich derjenige, in welchem sie sich zu reorganisieren beginnt." Die Ereignisse überzeugten den Grafen Witte mit jedem Tage immer entschiedener von der Richtigkeit dieses Ausspruchs. Gegen ihn war die Revolution, — entschlossen und schonungslos. Gegen ihn war auch die Hofkamarilla, und die liberale Opposition konnte sich nicht entschließen, offen mit ihm zu gehen. Der Regierungsapparat ging ihm unter den Händen in die Brüche. Und endlich war er selbst gegen sich, weil er die Ereignisse nicht zu erfassen vermochte, weil er keinen Plan hatte und, anstatt in einem klaren Operationsprogramm, in der Intrige seine Waffe wählte. Während Graf Witte in seiner Ratlosigkeit bald zu diesem, bald zu jenem Mittel griff, rückten die Reaktion und die Revolution immer näher auf einander an.

„. . . . Selbst die aus den Akten des Polizeidepartements stammenden Tatsachen", heißt es in dem Geheimmemorandum, das Graf Witte im November 1905 als Kampfmittel gegen die „Trepowzi" abfassen ließ, „zeigen mit voller Klarheit, daß ein bedeutender Teil der schweren Anschuldigungen, die in den nächsten Tagen nach Erscheinen des Manifests von der Gesellschaft und dem Volk gegen die Regierung erhoben wurden, durchaus ernste Unterlagen hatten: es bestanden von obersten Regierungsbeamten ins Leben gerufene Parteien, deren Programm in der „organisierten Abwehr der extremen Elemente" bestand; patriotische Manifestationen wurden von der Regierung veranstaltet und zugleich andersgeartete Manifestationen auseinandergetrieben; man schoß auf friedliche Demonstranten und duldete, daß vor den Augen der Polizei und der Truppen Menschen mißhandelt und Gouvernements-Semstwoverwaltungen niedergebrannt wurden; ließ die Pogromisten ungestört wüten und feuerte Salven ab auf jene, die es wagten, sich zur Wehr zu setzen; reizte bewußt oder unbewußt (?) die Menge zu Gewalttaten auf, indem man offizielle Erklärungen mit der Unterschrift des Stadthauptmanns verbreitete, und tat, wenn daraufhin Unruhen ausbrachen, nicht das Geringste zu ihrer Unterdrückung. Alle diese Tatsachen ereigneten sich im Laufe von drei bis vier Tagen an verschiedenen Enden des Reichs und weckten in der Bevölkerung einen solchen Sturm der Entrüstung, daß der erste freudige Eindruck, den das Manifest vom 30. Oktober gemacht hatte, gänzlich verwischt wurde." „Es bürgerte sich in der Bevölkerung die feste

Ueberzeugung ein, daß alle diese Pogrome, die sich so unerwartet und doch gleichzeitig über ganz Rußland ergossen, von einer und derselben, und dabei machtvollen Hand provoziert und geleitet wurden. Leider hatte die Bevölkerung für diese Annahme sehr ernste Anhaltspunkte."

Als der Generalgouverneur von Kurland das Gesuch eines von 20000 Personen besuchten Meetings um Aufhebung des Kriegszustandes telegraphisch befürwortete, indem er der Ansicht Ausdruck gab, daß „der Kriegszustand der neuen Sachlage nicht entspreche," erteilte ihm Trepow mit fester Hand die Antwort: „Auf das Telegramm vom 20. Oktober. Mit Ihrer Schlußfolgerung, daß der Kriegszustand der neuen Sachlage widerspreche, nicht einverstanden." Witte verschluckte schweigend diese köstliche Erklärung seines Untergebenen, daß der Kriegszustand sich mit dem Manifest vom 30. Oktober sehr gut vertrage, und suchte sogar die Arbeiterdeputation zu überzeugen, daß „Trepow gar nicht so ein wildes Tier sei, wie man es von ihm behaupte." Allerdings mußte Trepow unter dem Drucke der allgemeinen Entrüstung seinen Posten verlassen. Doch sein Nachfolger in der Rolle des Ministers des Innern Durnowo war keineswegs besser. Ueberdies behielt Trepow, der zum Palastkommandanten ernannt wurde, seinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse nach wie vor bei. Die Haltung der Provinzbureaukratie hing von ihm in viel höherem Maße ab als von dem Ministerpräsidenten selbst.

„Die extremen Parteien", sagt das bereits von uns zitierte Novembermemorandum, „gewannen deshalb Macht, weil die scharfe Kritik, mit der sie jede Handlung der Regierung zerlegten, sich nur allzu oft als berechtigt erwies. Diese Parteien wären ganz erheblich in ihrem Prestige geschädigt, wenn die Massen sogleich nach Bekanntgebung des Manifestes gesehen hätten, daß die Regierung tatsächlich gewillt sei, den im Manifest bezeichneten Weg zu beschreiten und ihn auch beschritten habe. Leider fand genau das Gegenteil statt, und die extremen Parteien hatten noch einmal die Gelegenheit, deren Tragweite sich fast nicht ermessen läßt, mit Stolz darauf hinzuweisen, daß „sie und nur sie allein die von der Regierung gemachten Versprechungen richtig eingeschätzt hätten." Im November ging dem Grafen Witte, wie das Memorandum zeigt, das Verständnis für diese Wahrheit auf. Aber jetzt fehlte ihm die Möglichkeit, die erworbene Lehre praktisch anzuwenden. Das in seinem Auftrage für den Zaren abgefaßte Memorandum blieb unbenutzt.

Hilflos zappelnd, ließ sich Witte nunmehr von der Konterrevolution gänzlich ins Schlepptau nehmen.

Noch am 19. November — gleichzeitig mit dem Bauerntag — war in Moskau die Semstwokonferenz zusammengetreten, um die Stellungnahme der liberalen Opposition zur Regierung zu formulieren. Der Stimmungszeiger schwankte, indes gab sich unzweifelhaft ein Ausschlag nach rechts kund. Zwar ließen sich vereinzelte radikale Stimmen vernehmen, und man sprach sogar davon, daß „die Bureaukratie nur zum Zerstören und nicht zum Aufbauen" fähig sei; daß man die schöpferische Kraft in der „mächtigen Arbeiterbewegung,

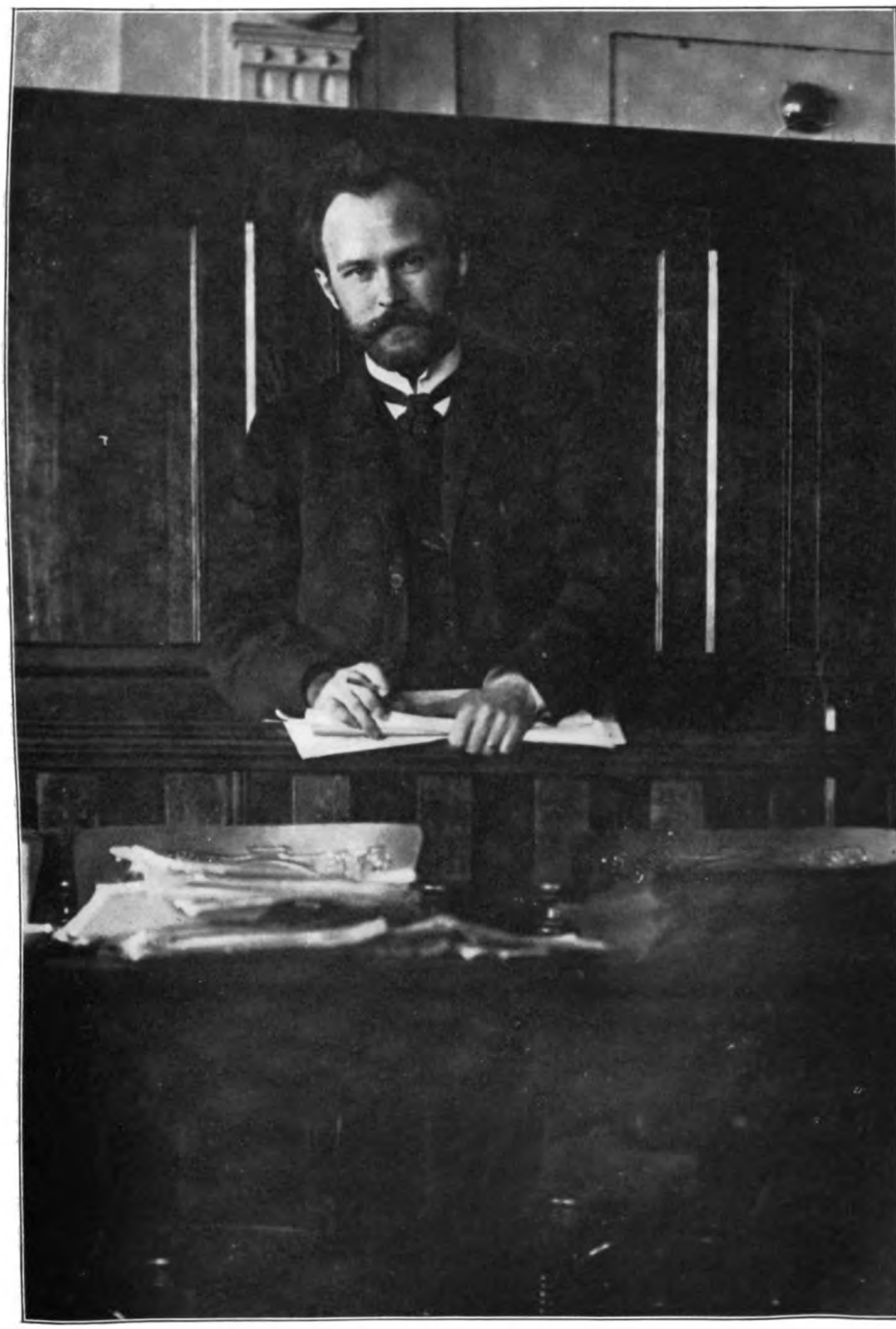
die das Manifeſt vom 17. Oktober gegeben habe," ſuchen müſſe; daß „wir die Konſtitution nicht geſchenkt haben wollen, ſondern ſie nur aus der Hand des ruſſiſchen Volkes annehmen werden." Roditſchew mit ſeiner unbezwinglichen Vorliebe für den pſeudoklaſſiſchen Stil donnerte: „Entweder das allgemeine direkte Wahlrecht — oder die Duma kommt nicht zuſtande!" Aber andrerſeits wurde in eben derſelben Konferenz erklärt: „Die Agrarrevolten, die Ausſtände — alles das ſchafft Schrecken; erſchrocken iſt das Kapital, erſchrocken ſind die bemittelten Leute, die ihr Geld von den Banken abheben und ins Ausland gehen." „Man überſchüttet mit Hohn und Spott die Einrichtung der Satrapien als Mittel zur Bekämpfung der Agrarunruhen," erhoben ſich die ernüchternden Stimmen der Gutsbeſitzer, „wer aber zeigt uns ein konſtitutionelles Mittel gegen eine ſolche Erſcheinung?" „Lieber jedes wie auch immer beſchaffene Kompromiß, als eine Verſchärfung des Kampfes ..." „Es iſt Zeit, in ſich zu gehen," rief Gutſchkow aus, der in jener Verſammlung ſein erſtes politiſches Debut feierte, „wir werfen ja mit eigenen Händen Reiſig in das Feuer, das uns alle verzehren wird." Der Widerhall der revolutionären Debatten des Bauerntages und die erſten Nachrichten von dem Aufſtand in der Sewaſtopoler Flotte ſtellten den oppoſitionellen Mut der Semtzi auf eine gewaltige Probe. „Nicht mit der Revolution haben wir es hier zu tun," erklärte der Neſtor des Semſtwoliberalismus, Herr Petrunkewitſch, „ſondern mit der Anarchie." Unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereigniſſe in Sewaſtopol und der Enteignungsbeſchlüſſe des Bauerntages gewinnt die Strömung, die ein ſofortiges Kompromiß mit dem Miniſterium Witte fordert, die Oberhand. Miljukow macht den Verſuch, die Konferenz von irgend welchen offenbar kompromittierenden Schritten zurückzuhalten. Um die Semtzi zu beruhigen, weiſt er darauf hin, daß „die Meuterei in Sewaſtopol ſich dem Ende zuneige, die Rädelsführer verhaftet und daher Befürchtungen allem Anſchein nach verfrüht ſeien." Vergebens! Die Konferenz beſchließt, eine Deputation an Witte abzuſenden, ſie gibt ihr eine Reſolution mit, in der dem Grafen unter allerlei oppoſitionell-demokratiſchem Phraſengeſchnörkel bedingtes Vertrauen zum Ausdruck gebracht wird. Zu derſelben Zeit pflog der Miniſterrat im Verein mit einigen „Berufspolitikern" vom rechten liberalen Flügel Beratungen über die Frage, welches Syſtem für die Dumawahlen das geeignetſte ſei. Die ſogenannten „Politiker" traten für das allgemeine Wahlrecht als eine traurige Notwendigkeit ein, wogegen der Graf bemüht war, die Vorzüge einer allmählichen Vervollkommnung des genialen Bulyginſchen Syſtems zu beweiſen. Zu irgend einem Reſultat kam man nicht, und vom 4. Dezember an ſehen wir den Miniſterrat auch ohne die Mithilfe der Herren „Politiker" auskommen. Am 5. Dezember überreichte die Semſtwodeputation, beſtehend aus den Herren Petrunkewitſch, Muromtzew und Kokoſchkin, dem Grafen Witte die Note der Semſtwokonferenz und kehrte, nachdem ſie volle acht Tage vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, mit Schimpf und Schande nach Moskau zurück. Hinterher traf die Antwort des Grafen ein, die auf den hochfahrenden Ton eines zariſchen Großwürdenträgers abgeſtimmt war.

„Die Aufgabe des Ministerrats bestehe vor allem in der Vollziehung des allerhöchsten Willens; alles, was über die Grenzen des Manifestes vom 30. Oktober hinausgehe, müsse ausgeschaltet werden; die Ausnahmezustände könne man im Hinblick auf die Wirren nicht beseitigen; in bezug auf diejenigen Gruppen der Gesellschaft, die nicht gewillt seien, die Regierung zu unterstützen, interessiere sich diese letztere nur dafür, daß sie sich über die Folgen ihres Verhaltens die nötige Klarheit schaffen möchten ....“

Als Gegengewicht gegen die Semstwokonferenz, die bei aller ihrer Zaghheit und Schlappheit dennoch im Vergleich zu der wirklichen Stimmung der Semstwos und der Duma unzweifelhaft weit nach links abwich, wurde am 7. Dezember nach Zarskoje Selo eine Deputation des Tulaer Gouvernements-Semstwo gebracht. Der Führer der Deputation Graf Bobrinsky sagte in seiner byzantinisch-speichelleckerischen Rede unter anderem folgendes: „Größere Rechte brauchen wir nicht, denn die zarische Gewalt muß zu unserm eigenen Wohle stark und wirklich sein ... Sire, welches die Bedürfnisse des Volkes sind, werden Sie nicht aus zufälligen Rufen und Schreien erfahren, sondern diese Wahrheit werden Sie von der von Ihnen einberufenen Reichsduma hören. Wir flehen Sie an, zögern Sie nicht mit ihrer Einberufung. Der Wahlerlaß vom 19. August ist dem Volke bereits innig vertraut geworden.“

Es war, als ob die Ereignisse sich verabredet hätten, den Zug der besitzenden Klassen in das Lager der Ordnung zu beschleunigen.

Noch Ende November war ganz unerwartet und spontan der Post- und Telegraphenbeamtenstreik ausgebrochen. Er bildete die Antwort der aus dem Schlafe erwachten Heloten vom Postressort auf das Rundschreiben Durnowos, das den Beamten den Zusammenschluß zu irgend welchen Verbänden untersagte. Graf Witte erhielt von dem Verband der Post- und Telegraphenbeamten folgendes Ultimatum: Das Rundschreiben Durnowos aufzuheben und sämtliche Beamte, die wegen Zugehörigkeit zu der Organisation entlassen worden waren, wieder in den Dienst einzustellen. Am 28. November faßt die Post- und Telegraphenbeamtenkonferenz in Moskau, die durch 73 Delegierte beschickt war, den einstimmigen Beschluß, an alle Linien folgendes Telegramm abzusenden: „Antwort von Witte nicht eingetroffen. Streikt.“ Die Spannung war so groß, daß in Sibirien der Streik noch vor Ablauf der im Telegramm angegebenen Frist einsetzte. Am folgenden Tage ergoß sich der Ausstand unter dem Beifallsklatschen der breiten Schichten des fortschrittlichen Beamtentums über das ganze Land. Witte setzte den verschiedenen Deputationen tiefsinnig auseinander, daß die Regierung eine solche Wendung der Dinge „nicht erwartet“ habe. Die Liberalen wurden beunruhigt ob des Schadens, den die Einstellung des Postverkehrs der „Kultur“ zufügte und machten sich mit gefurchter Stirn an tiefgründige Untersuchungen über die „Grenzen der Koalitionsfreiheit in Frankreich und Deutschland“.... Der Petersburger Arbeiterdelegiertenrat war keinen Augenblick lang in seiner Haltung schwankend, und wenn auch der Post- und Telegraphenbeamtenstreik nicht der Initiative des Rats entsprang, so wurde er doch in Petersburg unter seiner tätigen Unterstützung



Der zweite Vorsitzende des Arbeiter-Delegiertenrates, Chrustaloff, im Gerichtssaal.

durchgeführt. Aus der Kasse des Rats wurden zu Streikzwecken 2000 Rubel entnommen, das Exekutivkomitee schickte in die Versammlungen der Streikenden seine Redner, druckte ihre Aufrufe und organisierte Patrouillen gegen Streikbrecher. Es läßt sich schwer sagen, welche Wirkung diese Taktik auf die „Kultur“ hatte; unzweifelhaft fest steht aber, daß sie dem Proletariat die allgemeinen Sympathien des entrechteten Beamtentums eintrug. Schon zu Beginn des Streiks entsandte der Verband der Post- und Telegraphenbeamten fünf Delegierte in den Rat....

Die Einstellung des Postverkehrs war ein harter Schlag — wenn nicht gerade für die Kultur, so doch für den Handel. Die Kaufmannschaft und die Börse rannten in ihrer Rat- und Hilflosigkeit zwischen dem Streikkomitee und dem Ministerium hin und her, bald flehten sie die Beamten an, den Streik zu beenden, bald forderten sie Repressivmaßnahmen gegen die Ausständigen. Unter dem Einflusse von immer neuen, dem Geldbeutel zugefügten Wunden erstarkte in den kapitalistischen Klassen die Reaktion mit jedem Tage mehr und mehr. Zugleich wuchs auch von Stunde zu Stunde die reaktionäre Schamlosigkeit der Verschwörer von Zarskoje Selo.

Wenn noch vorläufig irgend etwas den Vorstoß der Reaktion zurückhielt, so nur die Furcht vor der Katastrophe, der unausbleiblichen Antwort der Revolution. Dies zeigte mit vortrefflicher Anschaulichkeit ein Vorfall, der sich im Anschluß an das Urteil abspielte, welches das Kriegsgericht in der mittelasiatischen Festung Kuschka gegen einige Eisenbahnbedienstete fällte. Dieser Vorfall ist an sich so sehr bemerkenswert, daß wir ihn hier mit wenigen Worten wiedergeben wollen.

Am 6. Dezember, während der heißesten Periode des Post- und Telegraphenbeamtenstreiks, erhielt das Komitee des Petersburger Eisenbahnknotenpunktes aus Kuschka die telegraphische Nachricht, daß der Festungskommandant den Ingenieur Sokolow und einige andere Angestellte wegen revolutionärer Propaganda dem Feldkriegsgerichte übergeben hätte, das sie zum Tode verurteilt und die Vollstreckung des Urteils auf 12 Uhr in der Nacht zum 7. Dezember festgesetzt habe. Der streikende Draht verband in wenigen Stunden alle Knotenpunkte mit einander. Die Eisenbahnerarmee stellte ein Dringlichkeitsultimatum an die Regierung. „In Uebereinstimmung mit dem Exekutivkomitee des Delegiertenrats läßt der Eisenbahnerverband das Ministerium wissen: wenn das Todesurteil bis 8 Uhr abends nicht zurückgenommen wird, stellen alle Eisenbahnlinien den Verkehr ein.“

Der Verfasser dieses Buches erinnert sich noch lebhaft jener bedeutsamen Sitzung des Exekutivkomitees, in der, während man die Antwort der Regierung erwartete, der Aktionsplan ausgearbeitet wurde. Gespannt folgten alle Blicke dem Vorrücken des Uhrzeigers. Einer nach dem andern kamen die verschiedenen Eisenbahndelegierten und meldeten immer neue Linien, die sich telegraphisch dem Ultimatum angeschlossen hätten. Es war klar, daß, wenn die Regierung nicht nachgab, ein verzweifelter Kampf bevorstand.... Und siehe da! Fünf Minuten nach acht Uhr — nur um dreihundert

Sekunden wagte die zarische Regierung zur Rettung ihres Prestige die Antwort hinauszuschieben! — traf ein Eiltelegramm des Verkehrsministers ein, in dem das Eisenbahnkomitee in Kenntnis gesetzt wurde, daß die Vollstreckung des Urteils ausgesetzt sei. Am folgenden Tage machte das Ministerium selbst in einem Regierungskommunique seine Kapitulation bekannt. Es habe „eine Bitte (!) um Aufhebung des Urteils erhalten, mit dem Ausdruck der Absicht (!), im Falle der Nichterfüllung den Streik zu proklamieren." Von den örtlichen Militärbehörden habe die Regierung keine Nachricht erhalten, was „vermutlich in dem Streik des Regierungstelegraphen seine Erklärung finde." Jedenfalls habe der Minister „sofort nach dem Eintreffen telegraphischer Nachrichten" die Verfügung getroffen, „bis zur Aufklärung des Sachverhalts die Vollstreckung des Urteils auszusetzen, wenn ein solches tatsächlich gefällt worden sei." Die offizielle Mitteilung verschweigt nur, daß der Kriegsminister, um dem Kommandanten von Kuschka seinen Befehl zu übermitteln, die Hilfe des Eisenbahnerverbandes in Anspruch nehmen mußte, denn für die Regierung selbst war der streikende Telegraph vollkommen unzugänglich.

Dieser schöne Sieg ist indes der letzte Sieg der Revolution geblieben und in der Folge sollte sie nur noch Niederlagen erleiden. Ihre Organisationen wurden zunächst einem Vorpostenfeuer unterworfen. Es trat mit unheimlicher Deutlichkeit klar zutage, daß man eine schonungslose Attacke gegen sie vorbereitete und nur auf den günstigen Augenblick lauerte.

Noch am 27. November wurde in Moskau das Bureau des Bauernbundes unter Berufung auf die Bestimmungen des verstärkten Schutzes verhaftet. Um die gleiche Zeit etwa wurde in Zarskoje Selo die Verhaftung des Vorsitzenden des Petersburger Arbeiter-Delegiertenrates beschlossen. Indes die Administration zögerte mit der Ausführung dieses Beschlusses. Sie fühlte sich noch nicht sicher genug, sondierte das Terrain und schwankte. Es war der Justizminister selbst, bei dem die Verschwörung von Zarskoje Selo auf Widerstand stieß. Seine Gegenargumente gingen dahin, daß der Delegiertenrat nicht unter den Begriff eines Geheimbunds falle, da er vollkommen offen handle, die Sitzungen der breitesten Oeffentlichkeit bekannt gebe, seine Berichte in den Zeitungen erschienen und er sogar zu Administrativpersonen Beziehungen unterhalte. Die informierte Presse gab den Standpunkt des Justizministers wie folgt wieder: „Der Umstand, daß weder die Regierung noch die Administration irgend welche Maßnahmen trafen, um den auf den Sturz der bestehenden Ordnung gerichteten Bestrebungen ein Ende zu machen; daß die Administration sogar häufig Patrouillen zur Aufrechterhaltung der Ordnung an den Sitzungsort des Rates entsandte; daß selbst der Petersburger Stadthauptmann den Vorsitzenden des Rats Chrustalew in Audienz empfing, obwohl er sehr wohl wußte, wer jener sei und in welcher Eigenschaft er zu ihm komme — dies alles berechtigte die Mitglieder des Delegiertenrates zu der Annahme, daß ihre Tätigkeit dem Kurs, der in den Regierungssphären herrsche, keineswegs zuwiderlaufe und daher nichts weniger als

verbrecherisch sei.“ Schließlich aber gelang es dem Justizminister, ein Mittel zu finden, um über seine rechtlichen Bedenken hinwegzukommen. Am 9. Dezember wurde Chrustalew in dem Lokal des Exekutivkomitees in Haft genommen.

Ein paar Worte über die Bedeutung des Geschehenen. In der zweiten Sitzung des Delegiertenrats, die am 27. Oktober stattfand, wurde auf Vorschlag des Vertreters der sozialdemokratischen Organisation zum Vorsitzenden der junge Advokat Georgi Nossar gewählt, der bald darauf unter dem Namen Chrustalew zu großer Popularität gelangte. Er behielt den Vorsitz bis zum Tage seiner Verhaftung, dem 9. Dezember, bei, und in seiner Hand liefen alle organisatorischen Fäden der praktischen Tätigkeit des Rats zusammen. Die radikale Straßenpresse auf der einen und die reaktionäre Polizeipresse auf der andern Seite woben im Laufe weniger Wochen eine historische Legende um die Gestalt Chrustalews. Wie ihnen seinerzeit der 9. Januar als Frucht der tiefdurchdachten Pläne und des Demagogengenies Georgi Gapons erschienen war, so malte sich jetzt in ihrem Hirn der Arbeiter-Delegiertenrat nur als die biegsame Waffe in den Titanenhänden Georgi Nossars. Der Irrtum war in dem zweiten Falle noch gröber als in dem ersten. Denn wenn auch die Tätigkeit, die Chrustalew als Vorsitzender des Rats entwickelte, ungemein reicher und gehaltvoller war als die Abenteurertätigkeit Gapons, so reichte der persönliche Einfluß des Vorsitzenden des Rats auf den Gang und den Ausgang der Ereignisse lange nicht an jenen Einfluß heran, den der rebellische Pfaffe aus dem Polizeidepartement mit einem Schlage hatte. Das ist nicht die Schuld Chrustalews, sondern das Verdienst der Revolution. In dem Zeitraum von Januar bis Oktober hatte sie das Proletariat Rußlands eine gewaltige politische Schule durchmachen lassen. Die Formel „Held und Menge“ fand in der revolutionären Praxis der Arbeitermassen keine Anwendung mehr. Die Persönlichkeit des Führers löste sich in der Organisation auf und die geeinigte Masse wurde ihrerseits selbst zu einer politischen Persönlichkeit.

Von großer Findigkeit und Regsamkeit in praktischen Dingen, als Vorsitzender energisch und geschickt, kein großer Redner, aber eine impulsive Natur, ohne politische Vergangenheit und ohne politische Physiognomie, zeigte sich Chrustalew wie geschaffen für die Rolle, die ihm Ende des Jahres 1905 zufiel. Wenn auch die Arbeitermassen revolutionär gestimmt waren und ein schroff ausgeprägtes Klassengefühl zeigten, so ging ihnen dennoch in der Mehrheit eine klar ausgesprochene Parteiphysiognomie ab. Was wir oben von dem Rat selbst gesagt haben, läßt sich hier auch auf Chrustalew anwenden. Alle Sozialisten mit einer politischen Vergangenheit waren Parteileute und die Kandidatur eines Parteimanns hätte schon in dem Moment der Entstehung des Rats zu Reibungen in seiner Mitte Anlaß gegeben. Auf der andren Seite aber erleichterte eben diese politische Unbestimmtheit Chrustalews dem Delegiertenrat die Beziehungen zu den nichtproletarischen Schichten, insbesondere den Organisationen der Intelligenz, die dem Rate nicht unerhebliche materielle Unterstützung zuwandten. Indem sie den Vorsitz einem Partei-

losen anvertraute, baute die Sozialdemokratie auf ihre politische Kontrolle. Eine Spekulation, die nicht fehlschlug, denn schon drei bis vier Wochen später äußerte sich das kolossale Wachstum ihres Einflusses und ihrer Kräfte unter andrem darin, daß Chrustalew öffentlich seinen Anschluß an die Sozialdemokratie erklärte.

Was bezweckte die Regierung mit der Verhaftung Chrustalews? Hoffte sie durch die Beseitigung des Vorsitzenden die Organisation zu vernichten? Ein solcher Gedanke wäre selbst für einen Durnowo zu blöde. Die Frage nach den Motiven bestimmt zu beantworten, ist schon deswegen schwierig, weil sie höchstwahrscheinlich den Mitgliedern der reaktionären Verschwörung selbst wenig klar waren, die sich in Zarskoje Selo versammelten, um das Schicksal der Revolution zu entscheiden und nur eine einzelne Gendarmenmaßregel zur Welt brachten. Wie dem auch sei, die Verhaftung des Vorsitzenden unter den Umständen, unter denen sie vollzogen wurde, gewann für den Rat eine gewaltige symptomatische Bedeutung. Für jeden, der noch am Vorabend daran zweifeln konnte, wurde es jetzt sonnenklar, daß es für beide Teile kein Zurückweichen mehr gab, daß der entscheidende Zusammenstoß unvermeidlich geworden sei und daß uns von ihm nicht Monate und nicht Wochen, sondern nur noch Tage trennten.

Die letzten Tage des Rats.

Nach der Verhaftung Chrustalews den öffentlichen Kampfplatz zu verlassen, war für den Rat unmöglich: als freigewähltes Parlament der Arbeiterklasse wurde er gerade durch den offen zur Schau getragenen Charakter seiner Tätigkeit stark. Die eigene Organisation auflösen, hieß wiederum, dem Feinde freiwillig die Festungstore öffnen. So blieb nur der alte Weg übrig: dem Konflikt die Stirn zu bieten. In der Sitzung des Exekutivkomitees am 9. Dezember beantragte der Vertreter der sozial-revolutionären Partei, eine Erklärung zu veröffentlichen, daß der Rat jede einzelne Repressivmaßregel der Regierung mit einem terroristischen Akte quittieren werde. Wir traten diesem Vorschlage entgegen: jetzt, wo uns nur kurze Zeit von der Eröffnung der Feindseligkeiten trennte, mußte vor allem und sobald als möglich das Band, das uns mit den anderen Städten, den Bauern, den Eisenbahnern, den Post- und Telegraphenbeamten und der Armee vereinigte, straffgezogen werden (zu diesem Zwecke waren bereits Mitte November zwei Delegierte entsandt worden: der eine in den Süden, der andere in die Wolgarayons). Für uns stand fest, daß die Jagd auf einzelne Minister nur geeignet gewesen wäre, die ganze Energie und Aufmerksamkeit des Exekutivkomitees in Anspruch zu nehmen. Demgemäß beantragten wir, in der allgemeinen Sitzung des Rats folgende Resolution einzubringen: „Am 9. Dezember wurde der Vorsitzende des Arbeiterdelegiertenrats, Genosse Chrustalew-Nossar, von der Regierung verhaftet. Der Arbeiterdelegiertenrat wählt ein provisorisches Präsidium und fährt fort, sich zu dem bewaffneten Aufstand vorzubereiten."

Als Präsidiumskandidaten wurden drei Personen in Vorschlag gebracht: der Kassierer Wedensky, der Delegierte von den Obuchowschen Werken, Arbeiter Slydnew, und der Referent des Exekutivkomitees Janowsky (unter diesem Namen figurierte im Rate der Verfasser dieses Buches).

Die Plenarsitzung des Rats fand am folgenden Tage, wie üblich, in voller Oeffentlichkeit statt. Zur Stelle waren 302 Delegierte. Es herrschte eine nervöse Stimmung, viele Mitglieder des Rats verlangten eine unverzügliche und unzweideutige Antwort auf den Guerillaüberfall der Regierung. Nach kurzer Diskussion aber nimmt die Versammlung die Resolution des Exekutivkomitees einstimmig an und wählt in geheimer Ballottierung die von ihm vorgeschlagenen Kandidaten.

Der an der Sitzung teilnehmende Vertreter des Komitees des Bauernbundes erstattet Bericht über die Resolution, die auf dem Bauerntag im

November zur Annahme gelangt war: „Der Regierung weder Rekruten, noch Steuern zu geben und die Einlagen von der Reichsbank und den Sparkassen abzuheben.“ In Anbetracht des Umstandes, daß das Exekutivkomitee bereits am 6. Dezember eine Resolution faßte, die die Arbeiter einlud, „angesichts des drohenden Staatsbankerotts den Lohn nur in Gold anzunehmen und ihre Einlagen aus den Sparkassen zurückzuverlangen, wird beschlossen, diese Maßnahmen des Finanzboykotts nunmehr zu verallgemeinern und sie in einem Manifest an das Volk im Namen des Rats, des Bauernbundes und der sozialistischen Parteien auseinanderzusetzen.

Ob es möglich sein wird, die Sitzungen des proletarischen Parlaments weiter stattfinden zu lassen? Gewißheit darüber ist nicht vorhanden. Die Versammlung einigt sich, falls es unmöglich sein sollte, den Rat einzuberufen, seine Funktionen auf das Exekutivkomitee zu übertragen, dessen Mitgliederzahl vorher erweitert werden sollte. Nach der Verhaftung des Rats am 16. Dezember gingen diesem Beschlusse zufolge sämtliche Vollmachten auf das Exekutivkomitee des zweiten Rats über.

Darauf nimmt die Versammlung die warmen Begrüßungen entgegen, die ihr im Namen der klassenbewußten Soldaten der finnländischen Bataillone, der Polnischen Sozialistischen Partei und des Allrussischen Bauernbundes übermittelt werden. Der Delegierte des letzteren verheißt die brüderliche Unterstützung der revolutionären Bauernschaft in der Stunde der Entscheidung. Unter unbeschreiblichem Jubel der Delegierten und der Gäste, donnerndem Applaus und begeisterten Zurufen tauschen die Vertreter des Bauernbundes und der Vorsitzende des Rats einen Händedruck. Erst in tiefer Nacht löst sich die Versammlung auf. Als letzte verläßt ihren Posten die, wie gewöhnlich, auf Befehl des Stadthauptmanns am Eingang wachehaltende Polizeiabteilung. Zur Charakteristik der Situation ist es nicht uninteressant, zu erwähnen, daß gerade an demselben Abend ein subalterner Polizeibeamter im Auftrage desselben Stadthauptmanns eine legale und friedliche Versammlung der liberalen Wähler mit Miljukow an der Spitze aufhob. . . .

Die Mehrzahl der Petersburger Fabriken schloß sich der Resolution des Rats an, die auch in den Resolutionen der Arbeiterräte von Moskau und Samara, des Eisenbahner- und des Post- und Telegraphenbeamtenverbandes, wie einer Reihe örtlicher Organisationen lebhaften Widerhall fand. Selbst das Zentralbureau des Verbandes der Verbände erklärte sich mit dem Beschluß des Rats solidarisch und erließ einen Aufruf an „alle lebendigen Elemente des Landes“, daß man sich zu dem nahen politischen Streik und „dem letzten bewaffneten Zusammenstoß mit den Feinden der Volksfreiheit“ rüsten möge.

Indes in der liberalen und radikalen Bourgeoisie hatten sich die Oktobersympathien für das Proletariat bereits abgekühlt. Die Lage spitzte sich von Tag zu Tag immer mehr zu und der Liberalismus, erbittert über die eigene Tatenlosigkeit, eiferte und murrte gegen den Rat. Der gewöhnliche Spießbürger, der mit der Politik wenig Fühlung hatte, zeigte gegenüber dem Rat ein Verhalten, das aus Wohlwollen und Ehrfurcht zugleich gemischt war.

Metallarbeiter Nemzoff vor Gericht.

Wenn er fürchtete, auf der Reise von einem Eisenbahnerstreik überrascht zu werden, eilte er in das Bureau des Rats, um Erkundigungen einzuziehen. Hierher kam er auch während des Post- und Telegraphenbeamtenstreiks, um sein Telegramm aufzugeben; wurde dessen Inhalt von dem Bureau für wichtig genug befunden, so war die Beförderung gesichert. In dem einen Falle wandte sich die Witwe des Senators B. nach vergeblichen Versuchen in allen möglichen Ministeriumskanzleien schließlich an den Rat, um die Absendung einer Depesche in einer sehr wichtigen Familienangelegenheit zu erwirken. Die schriftliche Order des Rats entband von der Befolgung des Gesetzes. So erklärte sich eine Gravieranstalt bereit, für den verbotenen Post- und Telegraphenverband einen Stempel anzufertigen, wenn sie die schriftliche „Genehmigung" des Rats bekäme. Die Nordbank honorierte dem Rat einen Scheck, dessen Frist bereits abgelaufen war. Das Druckereipersonal des Marineministeriums fragte bei dem Rat an, ob es in den Ausstand treten solle. Der Rat war es auch, bei dem man vor Privatpersonen, Beamten und selbst der Regierung Schutz suchte. Als über das Livländische Gouvernement der Kriegszustand verhängt wurde, ersuchte der lettische Teil der Petersburger Bevölkerung den Rat, zu dieser neuen Gewalttat der Regierung „sein Wort zu äußern". Am 13. Dezember erschienen vor dem Rat Abgesandte des Verbandes der Sanitätsdiener, die das Rote Kreuz unter glänzenden Versprechungen in den Krieg gelockt hatte, um sie dann mit leeren Händen zu entlassen. Die Verhaftung des Rats unterbrach den Schriftwechsel, der sich in dieser Angelegenheit zwischen dem Rat und der Hauptverwaltung des Roten Kreuzes entsponnen hatte. In den Lokalitäten des Rats drängten sich stets allerlei Bittsteller, Fürsprecher, Beschwerdeführer, Benachteiligte: in der Regel Arbeiter, Dienstboten, Handlungsgehilfen, Bauern, Soldaten, Matrosen. . . . Sie hatten manchmal eine ganz phantastische Vorstellung von der Machtweite des Rats. Aus den entlegensten Gegenden des Reichs trafen Erklärungen und Gesuche ein. Die Bewohner eines Kreises in einem der polnischen Gouvernements sandten nach dem Novemberstreik an den Rat ein Danktelegramm. Ein alter, im Gouvernement Poltawa ansässiger Kosake beschwerte sich über die Ungerechtigkeit der Fürsten Rjepnin, die ihn ganze 28 Jahre als Gutsschreiber ausgebeutet und dann ohne Angabe der Gründe aus dem Dienste gejagt hatten. Der Greis bat, auf die Fürsten Rjepnin einzuwirken. Das Kuvert, das dieses interessante Gesuch einschloß, trug nur die Aufschrift: Petersburg, an die Arbeiterverwaltung — dennoch stellte die revolutionäre Post den Brief richtig zu. Aus dem Gouvernement Minsk traf ein Deputierter speziell von einer Erdarbeitergenossenschaft ein, der der Gutsbesitzer den Lohn (3000 Rubel) in Aktien unter dem Kurswert auszahlen wollte. „Was sollen wir tun?" fragte der Bote. „Nehmen möchten wir, haben aber Angst. . . . Nun haben wir gehört, Euere Regierung will, daß jeder Arbeiter seinen Lohn in klingender Münze bekomme: in Gold oder Silber." Es stellte sich heraus, daß die Aktien des Gutsbesitzers fast gar keinen Wert hatten. . . . — Die Nachrichten über den Rat begannen erst gegen das Ende seiner Tätigkeit, das Dorf zu

erreichen. Nun wurden die Fälle immer häufiger, wo die Bauern den Rat in ihren Angelegenheiten konsultieren wollten. Die Tschernigower baten, sie mit der örtlichen sozialistischen Organisation zu verbinden; die Mohilewer schickten Boten mit den Beschlüssen einiger Dorfversammlungen, daß sie Hand in Hand mit den städtischen Arbeitern und dem Rate handeln wollten. . . .

Ein mächtiges Arbeitsfeld eröffnete sich dem Rat — ringsherum lagen unübersehbare Gebiete politischen Brachlandes, die noch der tiefen Beackerung durch den revolutionären Pflug harrten. Aber die Zeit stand nicht still. Die Reaktion schmiedete fieberhaft ihre Ränke — und der Schlag konnte jeden Augenblick niedersausen. Neben der Masse der laufenden Arbeit, die bewältigt werden mußte, suchte das Exekutivkomitee mit aller Kraftanspannung die Beschlüsse vom 10. Dezember durchzuführen. Es erließ einen Aufruf an das Militär (siehe „der Novemberstreik") und nahm in gemeinsamer Beratung mit den Vertretern der revolutionären Parteien den vom Genossen Parvus vorgeschlagenen Text zu dem „Finanzmanifest" an. Am 15. Dezember wurde das Manifest in acht Petersburger Zeitungen veröffentlicht: vier sozialistischen und vier liberalen. Wir lassen hier dieses historische Dokument in seinem vollen Wortlaut folgen:

„Manifest.

Die Regierung steht am Rande des Bankerotts. Sie hat das Land in Trümmer verwandelt und sie mit Leichnamen übersät. Die verhungerten und ermatteten Bauern sind nicht imstande, die Steuern zu zahlen. Die Regierung hat aus den Volksgeldern der Gutsbesitzerschaft Kredit eröffnet. Jetzt weiß sie nicht, was sie mit den verpfändeten Gutshöfen anfangen soll. Die Fabriken und Industriewerke feiern. Es gibt keine Arbeit. Der Handel stockt allerorts. Die Regierung baute mit den im Ausland geliehenen Kapitalien Eisenbahnen, eine Flotte, Festungen, versah sich mit Waffen. Nun sind die ausländischen Quellen versiegt — und die Kronsbestellungen haben ein Ende. Der Kaufmann, der Lieferant, der Unternehmer, der Fabrikant, alle gewohnt, sich auf Staatskosten zu bereichern, bleiben ohne Profit und schließen ihre Kontore und Fabriken. Ein Bankerott löst den anderen ab. Die Bankhäuser brechen zusammen. Alle Handelsumsätze sind aufs äußerste reduziert.

Der Kampf der Regierung mit der Revolution schafft unaufhörliche Unruhen. Niemand weiß mit Gewißheit, was der nächste Tag bringen wird.

Das ausländische Kapital fließt zurück über die Grenze. Aber auch das „echt russische" Kapital nimmt an dieser Flucht in die ausländischen Banken teil. Die Reichen machen ihre Gelder flüssig und retten sich über die Grenze. Die Räuber fliehen aus dem Lande und nehmen das Volksgut mit sich.

Die Regierung vergeudete von jeher alle Staatseinnahmen auf die Armee und die Flotte. Schulen fehlen. Die Verkehrswege sind in verwahrlostem Zustande. Trotzdem mangelt es sogar an den zur Verpflegung der Soldaten nötigen Geldern. Der Krieg ist zum Teil deswegen verloren,

weil es an Kriegsvorräten fehlte. Ueber das ganze Land ergießen sich die Aufstände der verelendeten und hungrigen Armee.

Die Eisenbahnwirtschaft liegt danieder, eine Masse von Linien ist durch die Regierung verheert. Um das Eisenbahnwesen zu sanieren, sind viele Hunderte von Millionen nötig.

Die Regierung hat die Sparkassen geplündert und die Einlagen zur Unterstützung privater Banken und Industrieunternehmungen verwendet, die nicht selten auf Schwindel aufgebaut waren. Mit den Kapitalien kleiner Deponenten spielt sie an der Börse und setzt sie täglich dem Risiko aus.

Der Goldbestand der Staatsbank ist nichtig im Vergleich zu den Forderungen aus den Staatsanleihen und den Bedürfnissen des Handelsumsatzes. Er wird zu Staub werden, sobald man den Eintausch in goldener Münze zu fordern beginnt.

Weil sie in Finanzdingen keine Kontrolle über sich weiß, schließt die Regierung seit langem Anleihen ab, die die Zahlkräfte des Landes weit übersteigen. Mit neuen Anleihen deckt sie die Zinsen, die die alten verschlingen.

Jahrein, jahraus fabriziert die Regierung lügnerische Bilanzen, in denen sowohl die Einkünfte, als auch die Ausgaben niedriger als in Wirklichkeit angegeben werden, — sie raubt und stiehlt nach Belieben und setzt ein Plus anstatt des jährlichen Minus. Von jeder Rechenschaft befreit, plündern die Beamten den ohnehin schon erschöpften Staatssäckel.

Diesen Finanzruin aufhalten kann nur die Konstituante nach vorangegangenem Sturz des autokraten Regimes. Sie wird die strenge Sichtung der Staatsfinanzen in die Hand nehmen und eine detaillierte, klare, genaue und scharf geprüfte Zusammenstellung der Staatseinkünfte und -ausgaben (das Budget) liefern.

Die Furcht vor der Kontrolle durch das Volk, die vor der ganzen Welt die finanzielle Insolvenz der Regierung bloßlegen wird, zwingt diese, die Einberufung der Volksvertretung in die Länge zu ziehen.

Der finanzielle Bankerott des Staats ist von der Autokratie ebenso herbeigeführt worden, wie sein militärischer Bankrott. Der Volksvertretung erwächst nur die Aufgabe, so rasch als möglich das Schuldenkonto zu verrechnen.

Indem sie ihr Raubsystem verteidigt, zwingt die Regierung das Volk zu einem Kampfe um Leben und Tod mit ihr. In diesem Kampfe fallen und werden ruiniert hunderttausende Bürger und stürzen in ihren Grundlagen Produktion, Handel und Verkehrsmittel zusammen.

Es gibt nur einen Ausweg — die Regierung zu stürzen, ihr die letzten Machtmittel zu entziehen. Man muß ihr die letzte Lebensquelle — die Finanzeinkünfte — unterbinden. Dies ist eine unerläßliche Vorbedingung nicht nur für die politische und ökonomische Emanzipierung des Volkes, sondern, im einzelnen, auch für die Festigung der Finanzwirtschaft des Staates.

Wir beschließen daher:

Die Einzahlung der Loskaufsgelder, ebenso wie die Leistung aller Staatsabgaben zu verweigern. Bei allen Geschäftsoperationen, bei der Ausfolgung des Arbeitslohns und des Gehalts die Auszahlung in Gold zu fordern, bei Summen unter fünf Rubel — in vollwichtiger, klingender Münze.

Die Einlagen von den Sparkassen und der Staatsbank abzuheben und dabei Begleichung der ganzen Summe in Gold zu fordern.

Die Regierung hat nie das Vertrauen des Volkes besessen und von ihm keine Vollmachten gehabt.

Im gegenwärtigen Augenblicke geriert sich die Regierung im eigenen Lande, wie in einem eroberten Gebiet.

Wir beschließen daher, daß die Schulden aus allen Anleihen, die die Regierung während ihres offenen und unverhüllten Kriegs mit dem gesamten Volk abgeschlossen hat, nicht zur Zahlung gelangen dürfen.

Der Arbeiterdelegiertenrat.
Das Hauptkomitee des Allrussischen Bauernbundes.
Das Zentralkomitee und die Organisationskommission der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.
Das Zentralkomitee der Sozialrevolutionären Partei.
Das Zentralkomitee der Polnischen Sozialistischen Partei."

Selbstverständlich konnte an sich selbst dieses Manifest weder den Zaren, noch seine Finanzen zu Boden werfen. Ein solches Wunder erhoffte ein halbes Jahr später die erste Duma von ihrem Wyborger Aufruf, in dem die Bevölkerung zur friedlichen Steuerverweigerung — „nach englischem Muster" — aufgefordert wurde. Das Finanzmanifest des Rats war nichts anderes als eine Einleitung zu dem Dezemberaufstand. Durch Streik und Barrikadenkämpfe gestützt, weckte es ein mächtiges Echo im ganzen Lande. Während im Dezember der drei vorhergegangenen Jahre die Einlagen in den Sparkassen die Abhebungen um 4 Millionen Rubel überstiegen, betrugen im Dezember 1905 die Abhebungen um 90 Millionen mehr, als die Einlagen, — das Manifest hatte im Laufe eines einzigen Monats die Regierungsreservoire um 94 Millionen Rubel ärmer gemacht! Als der Aufstand von den zarischen Horden niedergetreten wurde, stellte sich in den Sparkassen das alte Gleichgewicht wieder ein. . . .

* * *

In den ersten Tagen des Dezember wurde über die Stadt und den Kreis Kiew, die Gouvernements Livland, Tschernigow, Saratow, Pensa und Simbirsk — die Hauptschauplätze der Agrarrevolten — der Kriegszustand verhängt; am 7. Dezember, dem Tage der Einführung der „temporären" Preßbestimmungen, erfuhren die Befugnisse der Gouverneure und Stadthauptleute

eine ganz hervorragende Erweiterung; am 11. wurde die „temporäre“ General-Gouvernatur für die Ostseeprovinzen errichtet; am 12. erhielten die örtlichen Satrapen das Recht, im Falle des Ausbruchs eines Eisenbahn- oder Post- und Telegraphenbeamtenstreiks nach eigenem Ermessen über die ihnen unterstellten Gebiete den Ausnahmezustand zu verhängen. Am 14. Dezember wurde eine auf rasche Hand zusammengelesene buntscheckige Deputation, aus erschreckten Gutsbesitzern, Mönchen und städtischen Pogromisten bestehend, von Nikolaus in Zarskoje Selo empfangen. Sie forderte die schonungsloseste Bestrafung der Bösewichter und der beamteten Helfershelfer jeden Ranges; ohne sich mit dieser durchsichtigen Anspielung auf den Grafen Witte zu begnügen, erklärte sie noch genauer: „Durch selbstherrlichen Befehl beordere andere Vollstrecker Deines Monarchenwillens“. Und dieser schmutzigen Bande aus Junkern schlimmster Sorte und bezahlten Plünderern gab der Zar zur Antwort: „Ich empfange Euch in der Zuversicht, echte Söhne Rußlands, mir und dem Throne von jeher ergeben, vor mir zu sehen.“ — Auf ein aus dem Zentrum erteiltes Signal werden von der Provinzadministration eine Unmenge von Dankadressen im Namen der Bauern und der Städter an die allerhöchste Person abgesandt. Der „Verband des russischen Volks“, der offenbar zu jener Zeit das erste bedeutende Geldsubsidium erhielt, veranstaltet eine Reihe von Meetings und verbreitet die pogromistisch-patriotische Literatur. Am 15. Dezember werden acht Zeitungen konfisziert und unterdrückt, weil sie das Finanzmanifest des Rats veröffentlichten. An demselben Tage erscheinen die Zwangsgesetze gegen die Streiks und die Verbände von Eisenbahn-, Post- und Telegraphenangestellten, worin Uebertretungen mit Gefängnishaft bis zu 4 Jahren geahndet werden. Die revolutionären Blätter bringen am 15. Dezember eine abgefangene Verfügung des Woroneścher Gouverneurs, in der mit Bezugnahme auf das Durnowosche Zirkular streng vertraulich anbefohlen wird, „unverzüglich alle Rädelsführer der Antiregierungs- und Agrarbewegung in Erfahrung zu bringen und in dem örtlichen Gefängnis zu internieren, zwecks Eröffnung des Verfahrens gegen sie im Einklang mit der Weisung des Herrn Ministers des Innern“. Die Regierung tritt zum erstenmal mit der drohenden Erklärung vor die Oeffentlichkeit: die extremen Parteien haben sich das Ziel gesteckt, die ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Grundlagen des Staats zu stürzen; die Sozialdemokraten und die Sozialrevolutionäre sind im Grunde Anarchisten, — sie erklären der Regierung den Krieg, verleumden die Gegner, hindern die Gesellschaft, die Wohltaten der neuen Ordnung zu genießen; sie zetteln Streiks an, um die Arbeiter in das Material der Revolution zu verwandeln. „Das (von der Regierung!) vergossene Blut vermag in ihnen (den Revolutionären!) keine Gewissensqualen hervorzurufen.“ Falls die üblichen Mittel diesen Erscheinungen gegenüber versagen, so werde „unzweifelhaft die Ergreifung ganz außerordentlicher Maßregeln sich als notwendig erweisen.“

Die Standesinteressen der Privilegierten, die Angst der Besitzenden, die rachsüchtige Wut der Bureaukratie, die Bereitwilligkeit der Käuflichen, der

finstere Haß der Betörten — alles hatte sich zu dem einen scheußlichen, blutigschmutzigen Klumpen der Reaktion zusammengeballt. Aus Zarskoje Selo flossen die Gelder, das Ministerium Durnowo flocht die Schlingen der geheimen Verschwörung, die Bravos schleiften die Messer. . . .

Die Revolution aber wuchs lawinenartig an. Immer neue und neue Kadres schlossen sich ihrem Kern, dem industriellen Proletariat, an. In den Städten fanden Meetings von Dworniks, Portiers, Köchen, Dienstboten, Kellnern, Dielenbohnern, Badedienern, Wäscherinnen statt. In den Versammlungen und in der Presse tauchen ganz neuartige Figuren auf: „bewußte" Frontkosaken, Stationsgendarmen, Schutzleute, Revieraufseher und sogar reuige Polizeispitzel. Das soziale Erdbeben schleudert aus geheimnisvollen Tiefen immer neue Schichten an die Oberfläche, an deren Existenz in friedlichen Zeiten niemand denkt. Subalternbeamte, Gefängnisaufseher, Militärschreiber wechseln einander in den Redaktionsräumen der revolutionären Zeitungen ab. Der Novemberstreik hatte eine ungeheure Wirkung auf die Armee gehabt. Eine Flut von militärischen Meetings ergoß sich über das ganze Land. Der Geist des Aufruhrs schwebte in den Kasernen. Hier entsteht die Unzufriedenheit gewöhnlich auf dem Boden der Kasernenbedürfnisse, greift rasch um sich und nimmt eine politische Färbung an. Von Mitte November an ereignet sich eine Reihe der allerernstesten militärischen Unruhen in Petersburg (unter den Matrosen), Kiew, Jekaterinodar, Elißawetpol, Proskurow, Kursk, Lomsha. . . . In Warschau fordern die Gardisten die Freilassung der verhafteten Offiziere. Von überall her wird gemeldet, daß die Mandschureiarmee von den Flammen des Aufruhrs ergriffen sei. Am 11. Dezember wird in Irkutsk (Sibirien) ein Meeting abgehalten, an dem die ganze Garnison der Stadt in der Stärke von 4000 Mann teilnimmt. Unter dem Vorsitz eines Unteroffiziers wird die Resolution gefaßt, sich der Forderung der Konstituante anzuschließen. In vielen Städten fraternisieren die Soldaten bei den Meetings mit den Arbeitern. Am 15. und 16. Dezember beginnen die Unruhen unter der Moskauer Garnison; Meetings, an denen sogar Kosaken teilnehmen, Demonstrationszüge durch die Straßen unter den Klängen der Marseillaise, Entfernung der Offiziere aus einigen Regimentern. . . . Und endlich als revolutionärer Hintergrund für die von mächtigem Fieber ergriffene Stadt — die vom Feuer der Bauernaufstände lodernden Gouvernements. Anfang Dezember ergießen sich die Agrarrevolten über eine lange Reihe von Kreisen: im Zentrum, in der Nähe von Moskau, längs der Wolga, am Don, im Königreich Polen, — überall eine ununterbrochene Kette von Ausständen, Plünderung der Monopolbranntweinläden, Brandstiftungen, Wegnahme von Land und Habe. . . . Das ganze Gouvernement Kowno ist von dem Aufstand der litauischen Bauern erfaßt. Aus Livland kommen Nachrichten, eine beunruhigender als die andere. Die Gutsbesitzer fliehen von ihren Gütern, die Provinzadministratoren lassen ihre Posten im Stiche.

Man braucht sich nur klar das Bild vorzustellen, das Rußland in jenen Tagen bot, um zu begreifen, wie unabwendbar der Dezemberzusammenstoß

gewesen ist. „Man hätte dem Kampfe ausweichen müssen!“ sagen hinterher einige Weise, als wenn es sich um eine Schachpartie gehandelt hätte und nicht um die elementare Bewegung von Millionen! . . .

* * *

„Der Arbeiterdelegiertenrat“, schrieb die Nowoje Wremja, „läßt den Mut nicht sinken, sondern fährt fort, energisch zu handeln und druckt seine Anordnungen in rein spartanischer Sprache, kurz, klar und verständlich, was man keineswegs von der Regierung des Grafen Witte behaupten kann, die der langatmigen und langweiligen Redeweise einer melancholischen Maid den Vorzug gibt.“ Am 16. Dezember aber begann die Regierung Witte ihrerseits „kurz, klar und verständlich“ zu sprechen: sie umringte das Gebäude der Freien Oekonomischen Gesellschaft mit Truppen aller Waffengattungen und verhaftete den Rat.

Um 4 Uhr nachmittags trat das Exekutivkomitee zu einer Sitzung zusammen. Durch die Konfiskation der Zeitungen, die Zwangsgesetze gegen die Streiks und das Verschwörertelegramm Durnowos war die Tagesordnung in vorhinein gegeben. Der Vertreter des Zentralkomitees der Sozialdemokratischen Partei beantragt im Namen der Partei: Die Herausforderung der Regierung anzunehmen, unverzüglich sich mit allen revolutionären Organisationen des Landes in Verbindung zu setzen, den Tag der Eröffnung des allgemeinen politischen Streiks zu bestimmen, alle Kräfte, alle Reserven zur Mitwirkung aufzurufen und, gestützt auf die Agrarrevolten und die Unruhen unter dem Militär, dem entscheidenden Kampfe entgegenzugehen. . . . Der Delegierte des Eisenbahnerverbandes drückt die Gewißheit aus, daß die für den 19. Dezember einberufene Eisenbahnerkonferenz sich unzweifelhaft für den Streik aussprechen werde. . . . Der Vertreter des Post- und Telegraphenbeamtenverbandes unterstützt den Antrag der Partei und hofft, daß die gemeinsame Aktion dem abflauenden Post- und Telegraphenbeamtenstreik neues Leben einhauchen werde. . . . Die Diskussionen werden durch die Nachricht unterbrochen, daß heute die Verhaftung des Rats erfolgen solle. Eine halbe Stunde später trifft die Bestätigung dieser Nachricht ein. Inzwischen hatte sich der große Sitzungssaal mit Delegierten, Parteivertretern, Korrespondenten und Gästen gefüllt. Das Exekutivkomitee, das seine Sitzung im zweiten Stock abhielt, beschloß, einige seiner Mitglieder weggehen zu lassen, um im Falle einer Verhaftung nicht ohne Nachfolger zu bleiben. Aber zu spät! Das Gebäude war bereits von Mannschaften des Ismailowschen Garderegiments, berittenen Kosaken, Schutzleuten und Gendarmen umstellt. . . . Stampfen der Füße, Sporengeklirr, Waffengerassel erfüllen die Räume. Von unten dringen die stürmischen Proteste der Delegierten herauf. Der Vorsitzende geht auf die Galerie hinaus und ruft in den Sitzungssaal hinab: „Genossen! Keinen Widerstand leisten! Wir erklären im voraus, daß hier *nur* der Schuß eines Provokateurs oder Polizeibeamten ertönen kann!“

Wenige Minuten ſpäter ſteigen die Soldaten zum zweiten Stock hinauf und faſſen am Eingang zum Zimmer des Exekutivkomitees Poſten.

Der Vorſitzende (ſich zum Offizier wendend): „Ich erſuche, die Tür zu ſchließen und uns in unſerer Arbeit nicht zu ſtören.“ Die Soldaten bleiben im Korridor, die Tür wird aber nicht geſchloſſen. Der Vorſitzende: „Die Sitzung geht weiter. Wer wünſcht das Wort?“

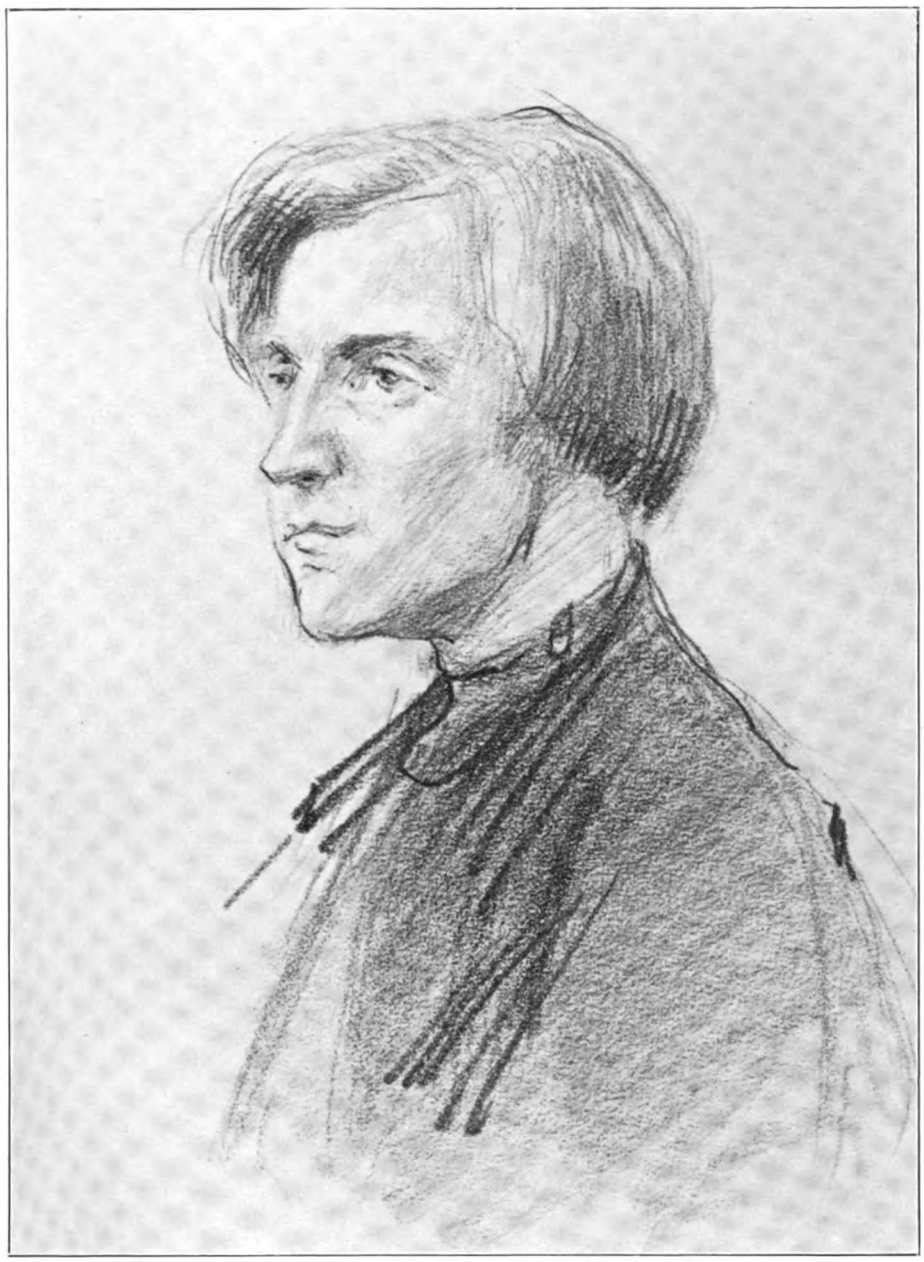
Der Vertreter des Handelsangeſtelltenverbandes: „Durch ihren heutigen Akt roher Gewalt hat die Regierung die Argumente zugunſten des allgemeinen Streiks nur noch verſtärkt. Sie hat den Streik im voraus beſtimmt. . . . Der Ausgang des neuen entſcheidenden Auftretens des Proletariats hängt von der Haltung der Truppen ab. So mögen ſie ſich zum Schutze der Heimat erheben! (Der Offizier ſchließt eiligſt die Tür. Der Redner erhebt die Stimme.) Auch durch die geſchloſſene Tür wird der brüderliche Ruf der Arbeiter, die Stimme des zermarterten Landes zu den Soldaten dringen.“ . . . Die Tür öffnet ſich, ein Gendarmerierittmeiſter, bleich wie der Tod — er fürchtete, eine Kugel zu bekommen! — drückt ſich ins Zimmer herein, ihm nach etwa zwei Dutzend Schutzleute, die ſich hinter den Stühlen der Delegierten aufſtellen.

Der Vorſitzende: „Ich erkläre die Sitzung des Exekutivkomitees für geſchloſſen.“

Von unten ſchallt ein lautes und rhythmiſch-metalliſches Geräuſch herauf — als hieben dort eine Reihe Schmiede auf den Amboß ein. Das ſind die Delegierten, die ihre Brownings unbrauchbar machen, um ſie nicht in die Hände der Polizei fallen zu laſſen.

Nun beginnt die Durchſuchung. Alle weigern ſich, ihre Namen zu nennen. Durchſucht, aufnotiert und numeriert treten die Delegierten unter den Konvoi der halbbetrunkenen Gardiſten.

Der Petersburger Arbeiterdelegiertenrat war in den Händen der Verſchwörer von Zarskoje Selo.



Der angeklagte Tagelöhner Seliveſtroff.

Der Dezember.

Am 17. Dezember tritt der Moskauer Arbeiterdelegiertenrat dem „Finanzmanifeste“ bei und am 19., unter dem unmittelbaren Einflusse bedeutender Unruhen innerhalb der Moskauer Garnison, faßt der Rat, der in jenen Tagen etwa 100000 Arbeiter unter seiner Aegide vereinigte, zusammen mit den revolutionären Parteileitungen den Beschluß, für den nächsten Tag, den 20. Dezember, den allgemeinen Streik zu proklamieren, der bei entsprechenden Bedingungen in den allgemeinen Aufstand übergeleitet werden sollte. Die Konferenz der Delegierten von 29 Eisenbahnlinien, die den 18. und 19. in Moskau tagte, entschied, der Resolution des Rats beizutreten. Den gleichen Entschluß nahm auch der Post- und Telegraphenbeamtenverband an.

In Petersburg setzte der Streik am 21. ein, erreichte am folgenden Tage seinen Höhepunkt und begann bereits am 25. abzuflauen: er verlief bei weitem weniger kampfesfreudig, als sein Vorgänger im November, und ergriff nicht mehr als zwei Drittel der Arbeiterschaft. Die Unentschlossenheit Petersburgs hat darin ihren Grund, daß gerade dort die Arbeiter klarer, als anderswo sonst, einsahen, wie sehr es sich diesmal nicht um eine bloße Streikmanifestation, sondern um den letzten schonungslosen Kampf handle. Der 22. Januar hatte sich für immer unauslöschlich dem Bewußtsein der Massen eingeprägt. Angesicht zu Angesicht mit einer furchtbaren Garnison, deren Kern von den Garderegimentern gebildet wird, sind die Petersburger Arbeiter außerstande, die Initiative eines revolutionären Aufstandes auf sich zu nehmen; ihre Mission — wie das der Oktoberstreik gezeigt hat — besteht nur darin, dem Absolutismus, wenn er von dem Aufstande in dem ganzen übrigen Reiche bereits erschüttert ist, den letzten Stoß zu versetzen. Nur ein bedeutender Sieg in der Provinz hätte in Petersburg die psychologische Möglichkeit zu entschiedenen Taten schaffen können. Ein solcher Sieg war aber nicht gewonnen — und die Unschlüssigkeit lief in den Rückzug aus. Neben der Passivität Petersburgs war ferner von verhängnisvollem Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge jene Tatsache, daß auf der Nikolaus-Eisenbahn (Petersburg-Moskau) der Verkehr aufrecht erhalten blieb. Das Petersburger Komitee des Eisenbahnerverbandes war nämlich mit von der allgemeinen abwartenden Stimmung, die in Petersburg herrschte, ergriffen und so in

seiner Entschlußfähigkeit gelähmt. Die Regierung aber, deren ganzes Augenmerk auf die Nikolausbahn, diese so wichtige Verkehrsader, gerichtet war, machte sich dieses Zaudern zunutze und besetzte militärisch die Linie. Ein Teil der Arbeiter in den Werkstätten stellte die Arbeit ein, doch der Telegraphendienst wurde von höheren Beamten und der Betrieb von dem Eisenbahnbataillon weiter besorgt. Versuche, den Betrieb zu unterbrechen, wurden mehr als einmal unternommen, indes jedesmal erfolglos. Am 29. Dezember wurde von Arbeitern aus Twer ein Teil des Geleises zerstört, wodurch die Truppentransporte von Petersburg nach Moskau verhindert werden sollten. Es war aber zu spät: das Semenowsche Garderegiment hatte die Strecke bereits passiert.

Im allgemeinen aber wurde der Eisenbahnbeamtenstreik mit sehr großer Verve eröffnet. Bis zum 23. trat die Mehrzahl des Personals der Linien in den Ausstand; die übrigen schlossen sich in den nächsten Tagen an. Beim Eintritt in den Streik erklärte die Konferenz des Eisenbahnerverbandes; „Wir nehmen es auf uns, die Truppen aus der Mandschurei viel rascher nach Rußland zurückzubefördern, als es die Regierung je vermöchte. . . . Wir werden alle Maßnahmen treffen, um den hungernden Bauern Brot und den Kameraden auf der Linie Proviant zuzustellen". Nicht das erstemal ist es, daß wir hier auf eine jener Erscheinungen stoßen, in deren Sinn diejenigen Anarchisten, die sich die Fähigkeit, zu denken, noch erhalten haben, tiefer eindringen sollten: indem er die staatliche Gewalt paralysiert, verpflichtet der allgemeine Streik seine eigene Organisation zu überaus verantwortungsvollen staatlichen Funktionen. Und es muß anerkannt werden, daß der Eisenbahnerverband im großen Ganzen seiner Aufgabe vortrefflich gerecht wurde. Die Züge mit den Reservisten, Druschinniki und Mitgliedern der revolutionären Organisationen wurden mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und Schnelligkeit befördert, trotzdem an zahlreichen Stellen die Regierungstruppen ganz in der Nähe waren. Viele Stationen wurden von gewählten Kommandanten geleitet. Ueber den Eisenbahngebäuden wehten die roten Fahnen.

Von den Städten trat als erste Moskau in den Ausstand (am 20. Dezember). Am nächsten Tage schlossen sich an: Petersburg, Minsk und Taganrog; es folgten dann von den größten Zentren: am 23. Tiflis, am 24 Wilna, am 25. Kiew, Charkow, Nishni-Nowgorod, am 26. Odessa, Riga, am 27. Lodz, am 28. Warschau. Insgesamt waren 33 Städte, gegen 39 im Oktober, ausständig.

Im Mittelpunkte des Dezemberkampfes steht Moskau.

Schon Mitte Dezember machte sich in einigen Regimentern der Moskauer Garnison eine starke Gärung bemerkbar. Trotz den größten Anstrengungen der Sozialdemokratie, einzelnen Ausbrüchen vorzubeugen, ließen sich die Wogen der Unzufriedenheit nicht mehr zurückdämmen. Unter der Arbeiterschaft wurden Stimmen laut: „Wir müssen die Soldaten unterstützen, der Moment darf nicht versäumt werden." Die Soldaten, die vor den Fabriken

Wache hielten, unterlagen völlig dem Einfluß der Arbeiter. „Sobald Ihr Euch erhebt, erheben wir uns und öffnen die Arsenale", versprachen viele von ihnen. In den Meetings traten nicht selten Soldaten und Offiziere als Redner auf. Am 17. Dezember wurde der Soldatendelegiertenrat gebildet, der eine Vertreterschaft in den Arbeiterrat entsandte. Aus den anderen Städten trafen vage, aber hartnäckige Gerüchte ein, daß die Armee zu dem Volke übergegangen sei. Dies war die Atmosphäre, in der der Moskauer Streik zur Proklamierung gelangte.

Am ersten Tage traten etwa 100000 Mann in den Ausstand. Auf einem der Bahnhöfe wurden zwei Lokomotivführer getötet, die eigenmächtig mit ihren Zügen abgefahren waren. In diversen Teilen der Stadt kommt es zu kleineren Zusammenstößen. Ein Häuflein Druschinniki räumt eine Waffenhandlung aus. Mit diesem Tage verschwinden von dem Moskauer Straßenbild die gewöhnlichen Polizistenposten. Die Schutzleute erscheinen nunmehr fast nur in Gruppen. Am zweiten Tage steigt die Zahl der Streikenden auf etwa 150000 an; der Streik in Moskau nimmt einen allgemeinen Charakter an und greift auf die vor der Stadt liegenden Fabriken über. Ueberall werden grandiose Meetings abgehalten. Auf der Station, wo die Züge aus dem fernen Osten haltmachten, entwaffnete die Menge die aus der Mandschurei heimkehrenden Offiziere. Aus einem der Züge holten die Arbeiter viele Pude Patronen heraus. Ein anderes Mal fiel ihnen ein ganzer Waggon voll Waffen in die Hände.

Am 21. Dezember, dem zweiten Streiktage, gibt das Exekutivkomitee kund: „Beim Erscheinen der Truppen bemühe man sich, mit den Soldaten Gespräche anzuknüpfen und mit kameradschaftlicher Rede auf sie einzuwirken... Offene Zusammenstöße vermeide man vorläufig und leiste nur dann bewaffneten Widerstand, wenn die Haltung der Soldaten ganz besonders provozierend ist." Daß das entscheidende Wort die Armee sprechen werde, darüber bestand bei niemandem ein Zweifel. Das geringste günstige Gerücht über die Stimmung der Garnison fliegt von Mund zu Mund. Gleichzeitig führt die revolutionäre Menge einen unaufhörlichen Kampf mit den Moskauer Behörden um den Besitz der Armee.

Bei der Kunde, daß Infanteriesoldaten unter den Klängen der Marseillaise demonstrierend durch die Straßen ziehen, senden ihnen die Druckereiarbeiter eine Deputation entgegen. Zu spät. Die Militärbehörden lassen die erregten Soldaten von Kosaken und Dragonern umringen und in die Kaserne zurückführen, wo ihnen Zugeständnisse gemacht werden. . . . An demselben Tage erhielten 500 Kosaken, denen man einen Polizeibeamten zum Anführer gab, den Befehl, auf die Demonstranten zu feuern. Die Kosaken aber leisteten keinen Gehorsam, traten mit der Menge ins Gespräch, wandten dann auf Kommando eines der Unteroffiziere die Pferde und ritten langsam davon. Die Menge gab ihnen unter lauten Begrüßungsrufen das Geleite.

Ein anderes Mal stößt eine zehntausendköpfige Arbeiterdemonstration auf eine Kosakenabteilung. Allgemeine Verwirrung. Zwei Arbeiterinnen

mit roten Fahnen in den Händern sondern sich von der Menge ab und werfen sich den Kosaken entgegen. „Schießt auf uns“, schreien sie, „lebend geben wir die Fahne nicht her!“ Die Kosaken sind bestürzt und wissen nicht, was sie tun sollen. Ein entscheidender Moment. Die Menge, der das Schwanken der Feinde nicht entgeht, drängt nun stürmisch vor: „Kosaken, wir kommen Euch mit leeren Händen entgegen, — werdet Ihr denn wirklich auf uns schießen?“ — „Wenn Ihr nicht schießt, so schießen wir auch nicht“, lautet die Antwort. Der außer Fassung gebrachte Offizier bricht in einen wütenden Fluch aus. Seine Stimme geht aber in den empörten Rufen der Menge unter. Irgend jemand hält eine kurze Ansprache. Die Menge begleitet sie mit jubelnden Zurufen. Noch ein Augenblick — und die Kosaken wenden ihre Pferde und reiten, die Karabiner über den Rücken geworfen, davon.

Nach der militärischen Belagerung eines der Volksmeetings, die mit der Mißhandlung der wehrlosen Menge endete, wird die Stimmung in der Stadt nervöser. Das Publikum staut sich in immer größeren Massen auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen. Die verschiedenartigsten Gerüchte entstehen und vergehen in derselben Stunde. Auf allen Gesichtern ruht der Stempel fröhlicher Erregung, mit Unruhe gemischt. . . . „Viele meinen“, schreibt Gorki, der damals in Moskau weilte, „daß es die Revolutionäre gewesen sind, die mit dem Barrikadenbau begonnen haben; das ist natürlich sehr schmeichelhaft, aber nicht ganz der Wahrheit entsprechend, — die Barrikaden begann nämlich gerade der obywatel (der simple Einwohner) zu bauen, ein Mann, der außerhalb jeder Partei steht, und darin liegt das Salz des Ereignisses. Die ersten Barrikaden in der Twerskaja wurden unter heiterem Lachen und Scherzen gebaut, und an diesem heiteren Werke nahm das buntscheckigste Publikum teil, von dem soliden Barin im kostbaren Pelz angefangen bis zur Köchin und dem Dwornik, der noch gestern zu den Stützen der „festen Macht“ gehörte. . . . Die Dragoner gaben eine Salve auf die Barrikaden ab — ein paar Verwundete, zwei oder drei Tote —, ein Schrei der Empörung, ein einmütiger Ruf nach Rache, und alles änderte sich mit einem Schlage. . . . Nach der Salve begann der obywatel, die Barrikaden nicht mehr im Scherze zu bauen, sondern im bitteren Ernst, geleitet von dem Wunsch, sein Leben vor Herrn Dubassow und seinen Dragonern zu schützen.“

Die Druschinniki, das heißt die nach militärischem Muster organisierten Schützen der revolutionären Organisationen, werden aktiver. Sie entwaffnen systematisch die ihnen begegnenden Polizistenpatrouillen. Hier beginnt man zum erstenmal die Forderung, „Hände hoch!“ zu praktizieren, die den Zweck hat, die Angreifenden sicherzustellen. Wer sich nicht fügt, wird niedergeschossen. Die Soldaten läßt man in Ruhe, um sie nicht zu reizen. In einem der Meetings wird sogar folgender Beschluß gefaßt: Wer ohne Kommando des Druschina-Anführers schießt, soll hingerichtet werden. Vor den Toren der Fabriken und Industriewerke wird von den Arbeitern eine lebhafte Agitation unter den Soldaten betrieben.

Aber schon am dritten Streiktage beginnen blutige Zusammenstöße mit den Truppen. An der einen Stelle treiben die Dragoner ein Abendmeeting auseinander; infolge des Streiks ist der Platz, auf dem das Meeting stattfindet, in vollste Finsternis gehüllt. „Brüder, tut uns nichts, wir gehören zu Euch!“ Die Soldaten reiten vorüber. Nach Verlauf einer Viertelstunde aber kehren sie verstärkt zurück und attackieren die Menge. Finsternis, Panik, wilde Verwünschungen. Ein Teil der Menge sucht Rettung in einem Tramwaypavillon. Die Dragoner fordern Ergebung. Die Eingeschlossenen weigern sich, und es ertönen mehrere Salven. Das Ergebnis: ein Schüler getötet, mehrere Personen verwundet. Von Gewissensbissen oder auch von Furcht vor Rache getrieben, sprengen die Dragoner davon. „Mörder!“ Die Menge umringt die ersten Opfer, die Fäuste ballen sich in wütendem Zorn. „Mörder!“ Noch ein Augenblick, und der blutbespritzte Pavillon steht in Flammen. „Mörder!“ Die Menge muß ihren Gefühlen Luft machen. Inmitten der Finsternis und der Gefahren stürmt sie blindlings vorwärts, stolpert über Hindernisse. . . . Von neuem fallen Schüsse. „Mörder!“ Die Menge errichtet Barrikaden. Das Handwerk ist für sie neu und sie arbeitet daher ungeschickt und ohne System. . . . Dicht nebenan, in tiefster Finsternis, singt eine Gruppe von 30 bis 40 Personen im Chor das revolutionäre Totenlied: „Ihr seid als Opfer gefallen.“ . . . Neue Salven, neue Tote und Verwundete. Die benachbarten Höfe verwandeln sich in fliegende Lazarette, an den Toren halten die Hausbewohner Wache und leisten Samariterdienste. . . .

Vor der Eröffnung der kriegerischen Handlungen ließ die Sozialdemokratische Kampforganisation in der Stadt einen Aufruf affichieren, in dem sie den Aufständischen die nötigen technischen Anweisungen erteilte:

„1. Die erste Regel ist, — handelt nicht in Massen! Handelt in kleinen Gruppen von 3 bis 4 Personen, nicht darüber hinaus. Wenn nur diese Gruppen recht zahlreich sind und jede von ihnen es sich angelegen sein läßt, rasch anzugreifen und ebenso rasch zu verschwinden. Die Polizei sucht, mit einer Sotnie (hundert) Kosaken tausendköpfige Mengen zu füsilieren. Ihr aber stellt den Kosaken nur 1 bis 2 Schützen entgegen, — eine Sotnie läßt sich leichter treffen, wie ein einzelner Mann, besonders wenn dieser unerwartet feuert und unbekannt wohin verschwindet.

2. Ferner, Genossen, nehmt keine befestigten Positionen ein. Schließlich wird sich das Militär ihrer dennoch bemächtigen oder sie einfach mit Kartätschen fortfegen. Unsere Festungen seien die durchgehenden Höfe und alle jene Orte, woher man leicht schießen und wieder verschwinden kann. Wird ein solcher Ort auch eingenommen, so findet man dort niemand vor, verliert aber sehr viel.“

Die Taktik der Revolutionäre ergab sich ohne weiteres aus der ganzen Lage der Dinge. Hingegen konnte man auf seiten des Militärs im Laufe der ersten 5 Tage die völlige Unfähigkeit beobachten, sich der Taktik des Gegners

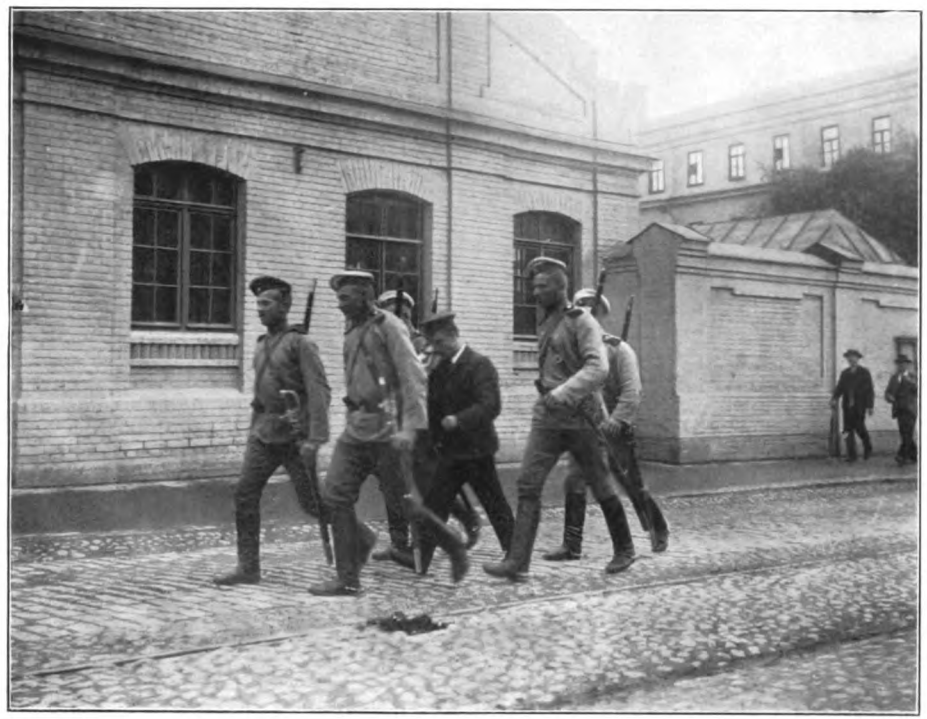
anzupassen, und die Verlegenheit und Ratlosigkeit der Truppen wurde nur noch durch ihre Brutalität und Schonungslosigkeit übertroffen.

Im folgenden das Bild eines der ersten Gefechte. Durch die Straße zieht eine georgische Druschina, — eine der verwegensten. Die 24 Mann schreiten ganz offen in Paaren einher. Die Menge warnt sie, daß 16 Dragoner unter Anführung eines Offiziers im Anzuge seien. Die Druschinniki ordnen sich und schlagen ihre Mausergewehre an. Kaum wird die Patrouille sichtbar, als sie auch schon von einer Salve in Empfang genommen wird. Der Offizier ist verwundet, die vordersten Pferde bäumen sich getroffen, die Reihen geraten in Verwirrung, so daß die Soldaten von ihren Karabinern keinen Gebrauch machen können. Inzwischen geben die Druschinniki an die hundert Schüsse ab und schlagen die Soldaten, die mehrere Tote und Verwundete am Platze zurücklassen, in regelrechte Flucht. „Jetzt aber fort", mahnt die Menge, „gleich kommt ein Geschütz." Und in der Tat erscheint bald darauf Artillerie auf der Bildfläche. Sofort nach der ersten Salve fallen zahlreiche Tote und Verwundete aus der wehrlosen Menge, die keineswegs erwartet hat, daß man auf sie schießen werde. Zu derselben Zeit sind aber die Georgier längst über alle Berge und machen an einer neuen Stelle dem Militär hart zu schaffen.... Der Druschina ist nicht beizukommen, weil sie der dichte Panzer der allgemeinen Sympathie unverwundbar macht.

Noch eins aus der großen Zahl der Beispiele. Eine Druschina aus 13 Personen, die sich in einem Hause festsetzte, widerstand 4 Stunden lang der Beschießung durch 500 bis 600 Soldaten, die über 3 Geschütze und 2 Maschinengewehre verfügten. Nachdem sie alle Patronen verschossen und den Truppen große Verluste beigebracht hatten, entfernten sich die Druschinniki, ohne daß ein einziger von ihnen verwundet worden wäre. Die Soldaten aber zerstörten durch das Geschützfeuer die halbe Straße, steckten einige hölzerne Häuser in Brand, brachten nicht wenig vor Schrecken halb wahnsinnig gewordene Einwohner um — und das alles, um ein Dutzend Revolutionäre zum Rückzug zu zwingen.

Von den Barrikaden aus wurde kein Widerstand geleistet. Sie dienten nur dazu, den Vormarsch der Soldaten, insbesondere aber der Dragoner, aufzuhalten. Innerhalb des Barrikadenrayons waren sämtliche Häuser für das Artilleriefeuer unerreichbar. Erst wenn die ganze Straße beschossen war, „stürmten" die Truppen die Barrikaden, um sich zu überzeugen, daß niemand dahinter war. Kaum jedoch waren die Soldaten außer Sehweite, als auch schon die Barrikaden von neuem aus dem Boden schossen.

Die systematische Beschießung der Stadt durch die Dubassowsche Artillerie beginnt mit dem 23. Dezember. Die Kanonen und die Maschinengewehre funktionieren unermüdlich in den Straßen. Die Opfer fallen nicht mehr vereinzelt, sondern zu Dutzenden. Die fassungslosen, wütenden Mengen flüchten von Ort zu Ort, ohne an die Wirklichkeit des Geschehenden glauben zu können: also, die Soldaten schießen — und dies nicht auf einzelne Revolutionäre, sondern auf einen geheimnisvollen Feind, der sich Moskau nennt —



Die Semenowzi an der Arbeit.

auf seine Häuser, wo Greise und Kinder wohnen, auf das wehrlose Straßenpublikum.... „Mörder und Feiglinge! So stellen sie ihren mandschurischen Ruhm wieder her!“

Nach den ersten Kanonenschüssen nimmt der Barrikadenbau einen fieberhaften Charakter an. Der Schwung ist jetzt viel größer, die Griffe werden kühner. Man zertrümmert einen großen Fruchtpavillon, die Bude eines Zeitungsverkäufers, reißt Ladenschilder zu Boden, zerbricht gußeiserne Häusergitter, holt die Leitungsdrähte der elektrischen Trambahn herab. „Entgegen der Anordnung der Polizei, die Tore der Häuser geschlossen zu halten“, beklagen sich die auswärtigen reaktionären Blätter, „sind dieselben überhaupt aus den Angeln herausgehoben und zum Barrikadenbau verwandt!“ Am 24. Dezember ist die gesamte Stadt in ihren Hauptpunkten mit einem dichten Netz von Barrikaden überdeckt. Ganze Straßenzüge sind durch aufgespannte Drahthindernisse unpassierbar gemacht.

Dubassow macht bekannt, daß jede Menge „aus mehr als drei Personen“ beschossen werden wird. Aber die Dragoner verschonen selbst einzelne Passanten nicht. Die durchsuchten Personen werden, sofern man bei ihnen keine Waffen gefunden hat, entlassen und bekommen dann hinterher eine Kugel in den Rücken. Man feuert auf arme Gaffer, die vor dem Dubassowschen Anschlag lesend stehen bleiben. Es braucht nur aus einem Fenster ein einsamer Schuß zu fallen — wie oft rührten solche Schüsse unzweifelhaft von Provokateuren her! — und sofort richten sich die Kanonenmündungen auf das betreffende Haus. Blutlachen und mit Haaren vermischte Gehirnteile, die an den Ladenschildern kleben, bezeichnen den Weg, den das Schrapnell genommen hat. An zahlreichen Stellen sieht man Hausmauern mit klaffenden Schußöffnungen. Vor einem der demolierten Häuser — entsetzliche Reklame des Aufstandes! — ein Stück Menschenfleisch auf einem Teller und darüber die Worte: „Opfert für die Verunglückten!“

Im Laufe von 2—3 Tagen hatte sich in der Stimmung der Moskauer Garnison eine Wandlung zuungunsten der Aufständischen vollzogen. Sofort mit dem Beginne der Unruhen in den Kasernen trafen die Militärbehörden eine ganze Reihe von Vorsichtsmaßregeln: sie entließen die Reservisten, Freiwilligen und alle, die als unzuverlässig galten; den übrigen begann man bessere Verpflegung zu geben. Um des Aufstandes Herr zu werden, rückte man vorerst nur die zuverlässigeren Truppenteile ins Gefecht. Die zweifelhaften Regimenter, aus deren Mitte man die besten Elemente entfernte, wurden in den Kasernen zurückgehalten. Von diesen Regimentern machte Dubassow erst in zweiter Linie Gebrauch. Im Anfang gingen sie nur ungern und mit großer Unsicherheit in den Kampf; später aber, unter dem Einflusse einer blinden Kugel, der Agitation eines Offiziers und auch infolge des Hungers und der Müdigkeit gelangten sie zu furchtbarer Roheit und Grausamkeit. Dubassow steigerte noch die Wirkung aller dieser Faktoren durch den auf Kronskosten reichlich gespendeten Alkohol. Die Dragoner befanden sich die ganze Zeit über in halbtrunkenem Zustande.

Die Guerillaüberfälle aber erbittern nicht nur die Soldaten, sondern machen sie auch müde und überdrüssig; die allgemeine Feindseligkeit der Bevölkerung versetzt sie in trostlose Stimmung. Der 26. und der 27. Dezember waren kritische Tage. Todesmatt, wie die Soldaten waren, murrten sie laut und weigerten sich gegen einen Feind zu ziehen, den sie nicht zu Gesicht bekamen und dessen Kräfte ihnen unermeßlich schienen. In diesen Tagen waren einige Fälle von Selbstmord unter den Offizieren zu verzeichnen.

Dubassow meldete nach Petersburg, daß von den 15 000 Mann der Moskauer Garnison nur 5000 für das „Werk" verwendet werden könnten, weil auf den Rest kein Verlaß sei — und bat um Verstärkungen. Man gab ihm zur Antwort, ein Teil der Petersburger Garnison sei nach den Ostseeprovinzen abgegangen, ein Teil sei unzuverlässig, und was noch übrig bleibe, könne man selbst an Ort und Stelle nicht entbehren. Dank den aus dem Generalstab entwendeten diesbezüglichen Dokumenten wurde der Inhalt der Verhandlungen zwischen Dubassow und Petersburg schon am zweiten Tage in der Stadt bekannt und trug nicht wenig zur Festigung der Stimmung und der Hoffnungen bei. Dubassow aber setzte seinen Willen durch. Er forderte, daß man ihn telephonisch unmittelbar mit Zarskoje Selo verbinde und erklärte, daß er für die „Unversehrtheit der Selbstherrschaft" nicht einstehe. Darauf wurde die Order erteilt, das Semenowsche Garderegiment nach Moskau abzuschicken.

Am 28. Dezember änderte sich die Situation in schroffer Weise. Voller Hoffnung auf die Semenowzi faßten die reaktionären Gruppen Moskaus neuen Lebensmut. In den Straßen taucht die bewaffnete „Miliz" auf, diese vom Verband des Russischen Volkes in allen Schlupfwinkeln und Lasterhöhlen der Stadt angeworbenen Hilfstruppen. Die aktiven Kräfte der Regierung stiegen dank den aus den benachbarten Städten zusammengezogenen Truppenteilen. Die Druschinniki brachen fast unter den Anstrengungen zusammen. Der von Furcht und Ungewißheit gepeinigte Einwohner gab alle Hoffnung auf. Die Stimmung in den Arbeitermassen sank merklich. Mit der Siegeszuversicht war es zu Ende. Die Läden, die Kontore, die Banken, die Börse wurden wieder geöffnet. Der Verkehr in den Straßen begann wieder aufzuleben. Es erschien auch eine der Tageszeitungen. Alle hatten die Empfindung, daß das Barrikadenleben dahin sei. In den meisten Stadtteilen hörte das Schießen auf. Am 29. Dezember, mit dem Eintreffen der Truppen aus Petersburg und Warschau, schwingt sich Dubassow zum Herrn der Situation auf. Er geht zur entschiedenen Agressive über und säubert das Stadtzentrum vollkommen von den Barrikaden. In Erkenntnis der Aussichtslosigkeit der Lage beschließen Rat und Partei, am 1. Januar* den Streik einzustellen.

---

* Der Moskauer, der kaukasische und die übrigen Aufstände leben im Gedächtnis des Volkes unter dem Namen der Dezembereignisse fort. Der Leser darf nicht vergessen, daß die russische Zeitrechnung um 13 Tage hinter der westeuropäischen zurückbleibt.

Während der ganzen Zeit des Aufstandes lebte die Presnja, dieses Montmartre Moskaus, ihr eigenes Leben. Am 23. Dezember, als schon im Zentrum die Geschütze donnerten, herrschte hier vollste Ruhe. Die Meetings wurden weiter in gewohnter Weise abgehalten. Aber sie befriedigten die Masse nicht mehr. Man dürstete nach Taten und bestürmte die Delegierten. Endlich, um 4 Uhr nachmittags, traf aus dem Zentrum der Befehl ein, zum Barrikadenbau zu schreiten. Nun lebte in der Presnja alles auf. Hier war nichts von jener Regellosigkeit zu spüren, die im Stadtinnern herrschte. Die Arbeiter teilten sich in Gruppen zu je 10 Mann, wählten Anführer, bewaffneten sich mit Spaten, Brechstangen, Aexten — und traten in strenger Ordnung auf die Straße, gleich als ob es zu den städtischen Arbeiten ginge. Niemand stand müßig da. Die Frauen schleppten Schlitten, Holz, ausgehobene Torflügel auf die Straße. Die Arbeiter zerhieben und zersägten die Telephonmasten und die Laternenpfähle. Die ganze Presnja hallte nur so von dem Lärm der Axthiebe wieder — es war, wie wenn ein großer Wald gefällt würde.

Durch die Truppen von jeder Kommunikation mit der Stadt abgeschnitten, ganz und gar mit Barrikaden übersät, verwandelte sich die Presnja in das Lager des Proletariats. Ueberall wurde von den Druschinniki ein regulärer Wachtdienst eingerichtet, nachts schritten bewaffnete Posten von Barrikade zu Barrikade und nahmen den Passanten die Parole ab. Die größte Begeisterung zeigten die jungen Arbeiterinnen. Ihre liebste Beschäftigung war es, Rekognoszierungsgänge zu unternehmen und mit den Polizisten eine Unterhaltung anzuknüpfen, wobei sie manche wertvolle Kunde über die Vorgänge in der Stadt heimbrachten.

Wieviel bewaffnete Druschinniki wohl in der Presnja gewirkt haben mögen? Etwa 200 Mann, nicht mehr. Sie verfügten über annähernd 80 Karabiner und Mausergewehre. Trotz dieser so geringen Zahl aktiver Kräfte trat in den Zusammenstößen mit den Truppen keinen Augenblick Stillstand ein. Die Soldaten wurden entwaffnet, die widerspenstigen unter ihnen niedergeschossen. Die zerstörten Barrikaden erstanden immer von neuem unter den Händen der Arbeiter. In ihrer Kampfweise hielten sich die Druschinniki streng an die Guerillataktik: in Gruppen von 2 bis 3 Mann gesondert, feuerten sie auf die Kosaken und Artilleristen aus Häusern, Holzschuppen, leeren Waggons, wechselten blitzschnell ihren Standort und überschütteten aufs neue ihre Feinde mit Kugeln . . . Am 25. Dezember erbeuteten die Druschinniki nach hartem Kampfe mit Dragonern und Artilleristen eine Kanone. Eine Viertelstunde lang machten sie sich an dem Ding zu schaffen, ohne zu wissen, was sie mit ihm anfangen sollten. Aus dieser Verlegenheit befreite sie ein großes Detachement Kosaken und Dragoner, die das Geschütz zurückeroberten. Am Abend des 26. Dezember wurden 6 Artilleristen von einer Presnja-Druschina gefangen genommen und in ein Fabrikgebäude gebracht. Hier erhielten sie an der gemeinsamen Tafel ein Mittagsmahl, während dessen Reden politischen Charakters gehalten wurden. Die Soldaten hörten aufmerksam und mit sichtlicher Sympathie zu. Nach dem Abendessen wurden sie undurchsucht und

im Besitz ihrer Waffen entlassen: man wollte ohne Not keine Erbitterung in die Reihen der Soldaten tragen. Am Abend des 28. verhafteten die Druschinniki auf der Straße den Chef der Schutzabteilung, Woyloschnikow, und veranstalteten bei ihm eine Haussuchung, wobei ihnen zahlreiche Photographien von politisch beaufsichtigten Personen und 600 Rubel Kronsgelder in die Hände fielen. Woyloschnikow wurde an Ort und Stelle zum Tode verurteilt und im Hofe der Prochorowschen Fabrik erschossen. Er hörte das Urteil gefaßt an und empfing den Tod mannhaft — viel edler, als er gelebt hatte.

Am 29. Dezember begann die Probebeschießung der Presnja durch Artillerie. Die Druschinniki erwiderten mit einem energischen Feuer, und zwangen die Artillerie zum Rückzug. An demselben Tage aber wurde bekannt, daß der Generalgouverneur aus Petersburg und Warschau Verstärkungen erhielt — und die Stimmung begann zu sinken. Unter den Webern begann eine massenhafte Flucht aus der Stadt zurück in das Dorf. Dichte Scharen von Fußgängern mit dem weißen Rucksack auf dem Rücken zogen unaufhörlich die Landstraßen entlang. In der Nacht zum 30. Dezember war die Presnja von dem eisernen Ring der Regierungstruppen umschlossen. In der siebenten Morgenstunde wurde eine heftige Kanonade eröffnet. Die Artillerie gab bis zu sieben Schüsse in der Minute ab. Das Ganze währte mit einer einstündigen Unterbrechung bis 4 Uhr nachmittags. Eine Reihe von Fabriken und Wohnhäusern wurde zertrümmert und in Brand gesteckt. Man schoß von zwei Seiten. Die Presnja, ganz in Rauch und Feuer gehüllt, glich einer Hölle. Häuser und Barrikaden stehen in Flammen, Frauen und Kinder fliehen in tödlichem Entsetzen durch die Straßen, in den dichten Wolken des schwarzen Rauchs, unter dem Donner und dem Geheul der Geschosse. Der Feuerschein war so stark, daß man noch spät am Abend in der Umgebung wie am hellichten Tage lesen konnte. Die Druschina wehrte sich bis 12 Uhr mittags erfolgreich gegen die Infanterie, mußte aber infolge des andauernden Kugelregens auf den weiteren Widerstand verzichten. Von diesem Augenblicke an bleibt nur eine kleine Gruppe von Druschinniki auf eigene Rechnung und Gefahr unter Waffen.

Am Morgen des 1. Januar war das rebellische Stadtviertel von den Barrikaden gesäubert. Der „friedlichen“ Bevölkerung wurde das freie Passieren der Presnja gestattet. Da aber die Kontrolle sehr lax gehandhabt wurde, kamen sehr viele ohne die übliche Leibesvisitation durch. Als erste zogen die Druschinniki ab, manche unter ihnen sogar mit den Waffen. Die späteren Gewalttaten der zügellosen Soldateska, so die zahlreichen Füsilierungen, fallen in eine Zeit, wo kein einziger Druschinnik mehr in der Presnja anwesend war.

Die mit der Pazifizierung betrauten Semenowzi, denen als Aktionsgebiet die Eisenbahn zugefallen war, erhielten den Befehl: „Keine Gefangenen machen, schonungslos vorgehen!“ Auf Widerstand stießen sie nirgends, auch wurde kein einziger Schuß auf sie abgegeben. Und dennoch töteten sie im

Eisenbahnrayon nicht weniger als 150 Personen. Die Füsilierungen wurden ohne vorherige Untersuchung und Urteilsspruch vollzogen. Man zerrte die Verwundeten aus den Waggons und gab ihnen den letzten Rest. Um die Leichname kümmerte sich kein Mensch. Unter den von den Semenowzi Erschossenen befand sich auch der Lokomotivführer Uchtomsky; er hatte eine Kampfdruschina gerettet, indem er sie auf seine Lokomotive nahm und unter einem Hagel von Geschossen die tollste Geschwindigkeit entwickelte. Vor der Erschießung schilderte er den Henkern seine Tat und schloß mit den ruhigen und stolzen Worten: „Alle sind gerettet, ihr werdet sie nicht bekommen."

Der Aufstand in Moskau dauerte neun Tage: vom 22. bis zum 30. Dezember.

Wie groß sind nun eigentlich die Schlachtkadres des Moskauer Aufstandes gewesen? Im Grunde genommen verschwindend klein. Etwa 700—800 Personen gehörten den Parteidruschinas an (500 Sozialdemokraten, 250—300 Sozialrevolutionäre); etwa 500 mit Karabinern versehene Eisenbahner handelten auf den Bahnhöfen und an den Linien; etwa 400 freiwillige Schützen aus Druckereiarbeitern und Handlungsgehilfen bildeten die Reserve. Dazu kamen noch einige kleine Gruppen von Freischärlern. Bei der Erwähnung der letzteren sei an dieser Stelle eines Häufleins von vier Montenegrinern gedacht: vortreffliche Schützen, furchtlos und unermüdlich, hielten sie sich stets zusammen und richteten ihre Geschosse ausschließlich auf Polizisten und Offiziere. Zwei von ihnen fielen, der dritte wurde verwundet, der vierte büßte seinen Winchester ein. Man gab ihm ein neues Gewehr, und nun setzte er allein seine furchtbare Jagd fort. Jeden Morgen bekam er fünfzig Patronen — beklagte sich aber, daß dies für ihn zu wenig sei. Der Mann war wie im Rausch. Er beweinte seine gefallenen Kameraden und übte fürchterliche Rache.

Wie kommt es nun, daß eine an Zahl so geringe Kämpferschar anderthalb Wochen lang einer nach Tausenden zählenden Garnison widerstehen konnte? Die Lösung dieses revolutionären Rätsels liegt in der Stimmung der Volksmassen. Die ganze Stadt mit ihren Straßen, Häusern, Zäunen und Durchgangshöfen verschwört sich gegen die Regierungstruppen. Die Millionenbevölkerung richtet sich gleich einer lebendigen Mauer zwischen den Freischärlern und den regulären Truppen auf. Die Druschinniki zählen nach Hunderten. Aber an der Errichtung und der Wiederherstellung der Barrikaden nehmen schon Massen teil. Noch größere Massen umweben die aktiven Revolutionäre mit der Atmosphäre der tätigen Sympathie und hindern, wie immer sie nur können, die Pläne der Regierung. Aus welchen Elementen bestehen sie, diese sympathisierenden Hunderttausende? Aus Kleinbürgern, Intellektuellen und vor allem aus Arbeitern. Auf Seiten der Regierung befindet sich, abgesehen von dem käuflichen Straßenpöbel, nur die obere Kapitalistenschicht. Das Moskauer Stadtverordnetenkollegium, das noch vor kurzem durch seinen Radikalismus geglänzt hat, schlägt sich jetzt ganz unzweideutig zu dem Gefolge Dubassows. Nicht nur der Oktobrist Gutschkow,

sondern auch Herr Golowin, der zukünftige kadettische Vorsitzende der zweiten Reichsduma, tritt als Mitglied dem vom Generalgouverneur gebildeten Rate bei.

Wie groß war die Zahl der Opfer des Moskauer Aufstandes? Genau ist sie nicht festgestellt worden und wird es wohl auch nie werden. Nach den Registrierbüchern von 47 Krankenhäusern und Rettungsstationen gab es neben 885 Verwundeten 174 Tote und an den Wunden Verstorbene. In den Krankenhäusern wurden aber Tote nur in den seltensten Fällen aufgenommen; wie üblich, wurden die Leichname in die Polizeireviere verbracht und von hier aus in aller Stille fortgeschafft. Auf den Kirchhöfen wurden in diesen Tagen 454 Personen bestattet, die getötet oder an den Wunden gestorben waren. Viele Leichen aber wurden waggonweise vor die Stadt expediert. Schwerlich aber dürften wir zu hoch greifen, wenn wir die Vermutung aussprechen, daß der Aufstand etwa 1000 Personen an Toten und ebensoviel an Verwundeten aus den Reihen der Moskauer Bevölkerung gerissen hat. Unter ihnen befinden sich 86 Kinder — auch Säuglinge! Die Ziffern sprechen lauter, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß auf dem Straßenpflaster von Berlin in den Märztagen des Jahres 1848, wo der preußische Absolutismus eine unheilbare Wunde erhielt, nur 183 Leichname zurückblieben. . . . Die Zahl der Opfer, die der Aufstand auf Seiten des Militärs gefordert hat, ist von der Regierung ebenso verheimlicht worden, wie die Opfer der Revolution. Der offiziöse Bericht spricht nur von 30—40 getöteten und verwundeten Soldaten. In Wirklichkeit aber betrug diese Zahl einige Hunderte. Kein allzuhoher Einsatz, wo Moskau, „das Herz Rußlands“, auf dem Spiele stand.

* * *

Läßt man die Grenzgebiete (Kaukasus und Ostseeprovinzen) fort, so stieg die Dezemberwelle nirgends so hoch, wie in Moskau. Barrikaden, Schießgefechte mit den Soldaten und Geschützkanonade hatte indes noch eine ganze Reihe anderer Städte aufzuweisen: so Charkow, Alexandrowsk, Nishni-Nowgorod, Rostow, Twer. . . .

Nachdem der Aufstand überall niedergerungen war, hub die Aera der Strafexpeditionen an. Wie schon der offizielle Terminus zeigt, war ihr Zweck nicht der Kampf mit den Feinden, sondern die Rache an den Unterlegenen. In den Ostseeprovinzen, wo der Aufstand zwei Wochen vor dem Moskauer aufflammte, teilten sich die Strafexpeditionen in kleinere Detachements zur Ausführung der blutigen Aufträge der schurkischen Baronenkaste, die von jeher die rohesten Vertreter der russischen Bureaukratie geliefert hat. Die Letten, Arbeiter wie Bauern, wurden füsiliert, gehängt, mit Ruten zu Tode gepeitscht, mit Stöcken erschlagen; man ließ sie Spießruten laufen und vollzog die Hinrichtungen unter den Klängen der Zarenhymne. Im Laufe von zwei Monaten wurden in den Ostseegouvernements — nach sehr unvollkommenen

Zählungen — 749 Personen hingerichtet, über 100 Höfe bis auf den Grund niedergebrannt, zahlreiche Menschen mit Knutenhieben zu Tode gemartert.

So kämpfte der Absolutismus von Gottes Gnaden für seine Existenz.

Vom 22. Januar 1905 bis zur Einberufung der ersten Reichsduma (am 10. Mai 1906) wurden — nach ungefähren, jedenfalls aber nicht übertriebenen Abschätzungen — von der zarischen Regierung über 14 000 Personen getötet, über 1000 hingerichtet, etwa 20 000 Personen verwundet (viele darunter starben an den Verletzungen), etwa 70 000 verhaftet, verbannt, im Gefängnis interniert.

Kein allzuhoher Preis, wo die Existenz des Zarismus auf dem Spiele stand.

Rückblicke und Ausſchau.

1.

Wir wollen versuchen, einen zusammenfassenden Rückblick zu werfen. Die Geschichte des Petersburger Delegiertenrates — das ist die Geschichte von 50 Tagen. Am 26. Oktober fand die konstituierende Versammlung des Rates statt — und am 16. Dezember wurde die Sitzung des Rates durch eindringende Regierungstruppen gesprengt.

An der ersten Sitzung nahmen nur ein paar Dutzend Personen teil. Gegen Ende November stieg die Mitgliederzahl der Delegierten auf 562, darunter 6 Frauen. Sie vertraten insgesamt 147 Fabriken und Industrieetablissements, 34 Werkstätten und 16 Gewerkschaften. Das Hauptkontingent der Delegierten — 351 Personen — stellten die Metallarbeiter; sie spielten im Rat die ausschlaggebende Rolle. Die Textilarbeiter hatten 57 Delegierte entsandt, die Druckerei- und die Papierarbeiter 32, die Handelsangestellten 12, die Kontoristen und die Pharmazeuten 7. Als Ministerium des Rates fungierte das Exekutivkomitee; es wurde am 30. Oktober im Bestande von 31 Mitgliedern errichtet, 22 davon waren Ratsdelegierte, die übrigen 9 gewählte Parteivertreter — 6 von den Sozialdemokraten, 3 von den Sozialrevolutionären.

Was stellte nun im Grunde diese Körperschaft dar, die in einem kurzen Zeitraume, während der Revolution, sich eine so hervorragende Stellung erwarb und der Periode ihrer höchsten Machtentfaltung den Stempel des eigenen Namens aufdrückte?

Der Rat organisierte die Arbeitermassen, leitete ihre politischen Streiks und Demonstrationen, bewaffnete die Arbeiter, schützte die Bevölkerung vor Pogromen. . . .

Aber das gleiche hatten schon vor ihm andere revolutionäre Organisationen getan, taten es zur selben Zeit mit ihm und setzten diese Tätigkeit auch nach seiner Auflösung fort, nur mit dem Unterschied, daß diese ihre Tätigkeit ihnen auch nicht einmal annähernd jenen Einfluß verschaffte, den der Rat in seinen Händen konzentrierte. Das Geheimnis dieses Einflusses ist darin zu suchen, daß der Rat als naturgemäßes Organ des Proletariats in dem Moment seines unmittelbaren, durch den ganzen Gang der Ereignisse bedingten *Kampfes um die Macht* entstanden war. Wenn die Arbeiter selbst einerseits und die reaktionäre Presse andererseits den Rat die „proletarische Re-

gierung“ nannten, so entsprach dies der Tatsache, daß der Rat in Wirklichkeit die Institution einer revolutionären Regierung darstellte. Der Rat realisierte die Gewalt, insoweit ihm durch die revolutionäre Macht der Arbeiterviertel die Möglichkeit dazu gegeben wurde; er kämpfte unmittelbar um die Gewalt, insoweit sie sich noch in den Händen der militär-polizeilichen Monarchie befand.

Bereits vor der Einsetzung des Rates finden wir in den Kreisen des industriellen Proletariats zahlreiche revolutionäre Organisationen, deren Leitung hauptsächlich von der Sozialdemokratie besorgt wurde. Aber das waren Organisationen *im Proletariat*; ihr unmittelbares Ziel war — *der Kampf um den Einfluß auf die Massen*. Der Rat aber schwang sich mit einem Schlage zur Organisation *des Proletariats* auf, sein Ziel war — der Kampf *um die revolutionäre Macht*. Indem er zum Brennpunkt der revolutionären Kräfte des Landes wurde, ging er dennoch in dem Chaos der Revolution nicht auf, er war und blieb der organisierte Ausdruck des Klassenwillens des Proletariats. In seinem Kampfe um die Macht bediente er sich der Methoden, die sich naturgemäß aus dem Charakter des Proletariats als einer Klasse ergeben: aus seiner Rolle in der Produktion, seiner Zahl, seiner sozialen Gleichartigkeit. Noch mehr: den Kampf um die Macht an der Spitze aller revolutionären Kräfte verband er mit der allseitigen Leitung der Klassenselbsttätigkeit der Arbeitermassen, — nicht nur förderte er die Organisierung der Gewerkschaften, sondern mischte sich sogar in die Konflikte einzelner Arbeiter mit ihren Arbeitgebern. Und eben weil der Rat als demokratische Vertretung des Proletariats in einer revolutionären Epoche im Kreuzpunkt aller seiner Interessen stand, geriet er sofort unter den allbestimmenden Einfluß der Sozialdemokratie. Diese erhielt die Möglichkeit, mit einem Male die Summe der gewaltigen Vorzüge zu verwerten, die für sie aus der marxistischen Schulung flossen, und dank ihrer Fähigkeit, sich in dem großen Chaos politisch zu orientieren, wandelte sie fast ohne jede Anstrengung den formal parteilosen Rat in den organisatorischen Apparat ihres Einflusses um.

Das Hauptkampfmittel des Rates war der politische Massenstreik. Die revolutionäre Wirkung eines solchen Streiks besteht darin, daß sie über den Kopf des Kapitals hinweg die staatliche Gewalt desorganisiert. Je größer und allgemeiner die von ihm herbeigeführte Anarchie wird, um so näher dem Siege ist der Streik. Aber nur in dem *einen* Falle: wenn diese Anarchie nicht mit anarchistischen Mitteln herbeigeführt wird. Die Klasse, die auf dem Wege der einmaligen Arbeitseinstellung den Produktionsapparat und zu gleicher Zeit den zentralisierten Apparat der Staatsgewalt lahm legt, indem sie die einzelnen Teile des Landes von einander isoliert und eine allgemeine Unsicherheit erzeugt, muß selbst genügend organisiert sein, wenn sie nicht als erstes Opfer der von ihr geschaffenen Anarchie fallen will. In je höherem Maße der Streik die bestehende Staatsorganisation paralysiert, in um so höherem Maße muß die Organisation des Streiks selbst die Ausübung der Staatsfunktionen auf sich nehmen.

Die Bedingungen des allgemeinen Streiks als proletarischen Kampfesmittels waren zugleich die Bedingungen des gewaltigen Machteinflusses des Arbeiterdelegiertenrates.

Mit Hilfe des im Streik selbst liegenden Druckes erkämpfte der Rat die Preßfreiheit. Er organisiert reguläre Straßenpatrouillen, um die Sicherheit der Bürger zu gewährleisten. Mehr oder minder bemächtigt er sich der Post, des Telegraphen und der Eisenbahnen. Er greift gebieterisch in die Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmern ein. Er macht den Versuch, durch direkten revolutionären Druck den Achtstundentag obligatorisch einzuführen. Indem er das Getriebe des absolutistischen Staatsmechanismus durch die Streikbewegung lähmt, trägt er seine eigene demokratische Ordnung in das Leben der arbeitenden Bevölkerung der Städte.

* * *

Nach dem 22. Januar zeigte die Revolution, daß sie das Bewußtsein der Arbeitermassen beherrsche. Am 27. Juni zeigte die Revolution durch den Aufstand auf dem Panzerschiff „Potemkin Tawritschesky", daß sie zu einer materiellen Kraft werden könne. Durch den Oktoberstreik zeigte sie, daß sie den „Feind zu desorganisieren", seinen Willen zu lähmen und ihn zur völligen Demut zu zwingen vermag. Endlich zeigte die Revolution durch die allerorts geschaffenen Arbeiterräte, daß sie wohl fähig sei, eine revolutionäre Macht zu etablieren. Eine revolutionäre Macht kann sich aber nur auf eine revolutionäre Kraft stützen. Unter welchem Gesichtswinkel auch immer wir die weitere Entwicklung der russischen Revolution betrachten mögen — Tatsache bleibt, daß bisher keine einzige gesellschaftliche Klasse, mit Ausnahme des Proletariats, die Fähigkeit und die Bereitschaft offenbart hat, eine Stütze der revolutionären Macht zu werden. Der erste Akt der Revolution war die Straßenbekanntschaft zwischen Proletariat und Monarchie, der erste ernste Sieg der Revolution wurde durch ein echtes Klassenwerkzeug des Proletariats, den politischen Streik, errungen; endlich ersteht als erstes Keimorgan der revolutionären Macht eine proletarische Vertretung. In der Gestalt des Rats tritt vor uns zum ersten Male auf dem Boden der neuen russischen Geschichte die demokratische Macht — die Macht der Masse selbst über ihre einzelnen Teile. Das ist in Wahrheit die echte unverfälschte Demokratie — ohne Doppelkammer, ohne Berufsbureaukratie, mit dem Recht der Wähler, zu jeder beliebigen Zeit ihrem Deputierten den Abschied zu geben. Der Rat leitet unmittelbar, durch seine Mitglieder, den proletarischen Kampf in allen seinen Erscheinungsformen, die allgemeinen politischen Aufstände und die partiellen ökonomischen Konflikte.

Nach der Volkszählung von 1897 wies Petersburg 820000 Köpfe „selbsttätiger" Bevölkerung auf; darunter — 433000 Arbeiter und Dienstboten; somit beträgt die proletarische Bevölkerung der Residenz 53 Prozent. Berücksichtigen wir auch die nicht selbsttätigen Elemente, so erhalten wir für

das Proletariat die etwas niedrigere Ziffer von 50,8 Prozent. Jedenfalls gehört mehr als die Hälfte der Bevölkerung Petersburgs dem Proletarierstande an.

Der Arbeiterdelegiertenrat war nicht der offizielle Vertreter der fast eine halbe Million starken Arbeiterbevölkerung der Hauptstadt; seine Organisation umfaßte etwa 200000 Personen, hauptsächlich Fabrik- und Industriearbeiter, und wenn auch sein politischer Einfluß, der direkte wie der indirekte, sich auf einen umfangreicheren Kreis erstreckte, so blieben doch noch sehr bedeutende Schichten des Proletariats (Bauarbeiter, Dienstboten, Tagelöhner, Fuhrleute) sehr wenig oder gar nicht von ihm berührt. Unzweifelhaft aber darf man behaupten, daß der Rat die Interessen dieser ganzen Proletariermasse vertrat. Wenn es auch auf den Fabriken an sogenannten schwarzhundertlerischen Elementen nicht fehlte, so schmolz ihre Zahl sichtlich nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde. In den Proletariermassen Petersburgs konnte die politische Herrschaft des Rats nur Freunde und keine Feinde haben. Eine Ausnahme hätte nur die privilegierte Dienstbotenschaft bilden können, die Lakaien der würdengeschmückten Lakaien aus der hohen Bureaukratie, die Kutscher der Minister, der Börsianer und der Kokotten — diese Konservativen und Monarchisten von Beruf.

Unter der Intelligenz, die in Petersburg so zahlreich vorhanden ist, zählte der Rat viel mehr Freunde als Feinde. Tausende der studierenden Jugend erkannten die politische Leitung des Rats an und unterstützten mit dem größten Eifer seine Schritte. Die diplomierte und beamtete Intelligenz mit Ausnahme der hoffnungslos im Sumpfe des Wohllebens versunkenen Elemente stand völlig auf seiner Seite.

Die energische Unterstützung des Post- und Telegraphenbeamtenstreiks ließ auch die niedrigeren Schichten des Beamtentums auf den Rat aufmerksam werden.

Alles, was es in der Stadt Geknechtetes, Enterbtes, Ehrliches, Lebensfähiges gab — alles das fühlte sich bewußt oder instinktiv zum Rat hingezogen.

Wer war gegen ihn? Die Repräsentanten des kapitalistischen Räubertums, die in Hausse machenden Börsianer, die Unternehmer, die Kaufleute und Exporteure, die durch die Streiks zum Ruin getrieben wurden, die Lieferanten des goldenen Pöbels, die Banditen vom Petersburger Stadtrat, diesem Syndikat von Hauseigentümern, die hohe Bureaukratie, die im Reichsbudget bedachten Kokotten, die Ordensträger, die gut bezahlten öffentlichen Männer, die Schutzabteilung, — alles Habgierige, Brutale, Liederliche und dem Tode Geweihte.

Zwischen der Armee des Rats und seinen Feinden standen die politisch indifferenten, unschlüssigen oder unzuverlässigen Elemente. Die am meisten rückständigen Gruppen des Kleinbürgertums, die noch nicht mit in die Politik hineingezogen waren, kamen nicht dazu, den Rat genügend kennen zu lernen und für ihn Interesse zu fassen. Die Besitzer der Handwerkstätten waren be-

unruhigt und eingeschüchtert. Die Empörung über die den Ruin bringenden Ausstände kämpfte in ihnen mit der unklaren Erwartung einer besseren Zukunft.

Die aus dem Geleise geschleuderten professionellen Politiker der Intelligentenkränzchen, die radikalen Journalisten, die nicht wissen, was sie wollen, die vom Skeptizismus angefressenen Demokraten, kritisierten herablassend den Rat, zählten an den Fingern seine Fehler auf und ließen durchblicken, daß wenn *sie* an der Spitze dieser Körperschaft stünden, das Proletariat für ewige Zeiten beglückt wäre. Als Entschuldigung für diese Herren kann nur ihre Ohnmacht gelten.

Jedenfalls war der Rat faktisch oder potentiell das Organ der weit überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Seine Feinde in den Kreisen der hauptstädtischen Bevölkerung hätten für seine politische Herrschaft keine Gefahr bedeutet, wenn sie nicht einen Rückhalt gehabt hätten an dem noch lebendigen Absolutismus, der sich seinerseits auf die rückständigsten Elemente in den Reihen der bäuerlichen Armee stützte. Die Schwäche des Rats war nicht seine eigene Schwäche — es war die *Schwäche der städtischen Revolution*.

Die Periode der fünfzig Tage war die Periode ihrer höchsten Macht. Der Rat war ihr Organ in dem Kampfe um die Gewalt. Der Klassencharakter des Rats wurde bestimmt durch die schroffe Klassengliederung der städtischen Bevölkerung und den tiefen politischen Antagonismus zwischen dem Proletariat und der kapitalistischen Bourgeoisie — sogar in dem historisch beschränkten Rahmen des Kampfes mit dem Absolutismus. Die kapitalistische Bourgeoisie bremste nach dem Oktoberstreik mit vollem Bewußtsein die Revolution, das Kleinbürgertum erwies sich als zu unbedeutend, um eine selbständige Rolle durchzuführen, das Proletariat war der unbestreitbare Heerführer der städtischen Revolution, *seine* Klassenorganisation war *ihr* Organ im Kampfe um die Macht.

* * *

Je demoralisierter die Regierung war, desto stärker war der Rat. Je hilf- und ratloser neben ihm sich die alte Staatsmacht zeigte, in desto höherem Maße konzentrierte er die Sympathien der nichtproletarischen Schichten auf sich.

Der politische Massenstreik war die Hauptwaffe in den Händen des Rats. Dank dem Umstand, daß er alle Gruppen des Proletariats durch ein unmittelbares revolutionäres Band vereinigte und die Arbeiter eines jeden Betriebs durch die Autorität und Kraft der Klasse aufrecht erhielt, war ihm die Möglichkeit geboten, das ganze wirtschaftliche Leben des Landes zum Stillstand zu bringen. Obgleich die Produktions- und Kommunikationsmittel nach wie vor als Privatbesitz in den Händen der Kapitalisten und des Staates ruhten, obgleich die staatliche Gewalt bei der Bureaukratie verblieb, stellte es sich dennoch heraus, daß die Verfügung über die nationalen Produktions- und Kommunikationsmittel, wenigstens insoweit es sich darum handelte, das regelmäßige Wirtschafts- und Staatsleben stillstehen zu lassen, in den Händen des Rats war. Und eben diese durch die Tat erhärtete Fähigkeit des Rats,

den wirtschaftlichen Apparat zu desorganisieren und das Leben des Staats in den Zustand der Anarchie zu versetzen, machten ihn zu dem, was er war. Unter diesen Bedingungen wäre es die hoffnungsloseste Utopie gewesen, nach einem Mittel zu forschen, das eine Parallelexistenz des Rats und des alten Regimes ermöglicht hätte. Und doch haben alle gegen die Taktik des Rats erhobenen Einwendungen, wenn man ihnen auf den Grund gehen wollte, gerade diese eine phantastische Idee zum Ausgangspunkt: nach den Oktobertagen hätte der Rat, sich auf den dem Absolutismus abgerungenen Boden stützend, an die Organisation der Massen gehen müssen, ohne an irgend welche aggressiven Schritte zu denken.

Worin bestand aber dieser Oktobersieg?

Unzweifelhaft steht fest, daß der Absolutismus nach dem Oktobersturm sich selbst verloren gab. In Wirklichkeit aber hatte er die Schlacht keineswegs verspielt: er hatte nur den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh nicht aufgenommen. Er unternahm keinen ernsten Versuch, seine bäuerliche Armee den vom Streikaufruhr erfaßten Städten entgegenzuwerfen. Selbstverständlich ließ er sich hierbei nicht etwa von irgend welchen Humanitätsrücksichten leiten; er hatte einfach allen Mut und alle Geistesgegenwart verloren. Die liberalen Elemente der Bureaukratie, die ruhig abwarteten, bis die Reihe an sie käme, erhielten das Uebergewicht und veröffentlichten in dem Augenblick, wo der Streik schon im Abflauen war, das Manifest vom 30. Oktober, diesen prinzipiellen Verzicht auf den Absolutismus. Aber die ganze materielle Organisation der Gewalt: die Beamtenhierarchie, die Polizei, die Justiz, die Armee, blieb wie zuvor ungeteiltes Eigentum der Monarchie. Welche Taktik konnte und mußte der Rat angesichts einer solchen Sachlage entfalten?

Seine Stärke ruhte darin, daß er, auf das produzierende Proletariat gestützt, dem Absolutismus die Möglichkeit nehmen konnte (insoweit er es konnte), den materiellen Apparat seiner Macht zu benutzen. Von diesem Standpunkt aus bedeutete die Tätigkeit des Rats die Organisierung der „Anarchie". Sein weiteres Bestehen und seine weitere Entwicklung bedeuteten die Festigung der „Anarchie". Eine Parallelexistenz von Fortdauer lag ganz und gar außer dem Bereich der Möglichkeit. Der künftige Konflikt war schon im Halbsieg vom Oktober, als dessen materielle Grundlage, eingeschlossen.

Was blieb da dem Rat zu tun übrig? Sollte er sich stellen, als ob er das Unvermeidliche des Konflikts nicht einsehe? Sollte er so tun, als ob er die Massen um der Herrlichkeiten der Verfassung willen organisiere? Wer hätte ihm Glauben geschenkt? Gewiß weder der Absolutismus noch die Arbeiterklasse.

Wie herzlich wenig äußere Korrektheit, die leere Form der Loyalität im Kampfe gegen die Autokratie nützen, das hat uns später das Beispiel der beiden Dumen gezeigt. Um die Taktik der konstitutionellen Heuchelei in einem absolutistischen Lande einzuschlagen und mitzumachen, hätte der Rat aus anderem Teig gemacht sein müssen. Was hätte er aber in einem solchen Falle erreicht? Nichts anderes, als was später die Duma erreicht hat: nämlich den Bankerott.

Dem Rat blieb nur das Eine: anzuerkennen, daß der offene Zusammenstoß in der allernächsten Zukunft unvermeidlich sei; und er hatte keine andere Taktik bei der Hand, als die Vorbereitung zum Aufstand.

Worin aber konnte diese Vorbereitung bestehen, wenn nicht in der Vertiefung und Festigung gerade jener Eigenschaften, die ihm gestatteten, die Staatsmaschinerie abzustellen, und die seine Stärke bildeten? Aber die naturgemäßen Anstrengungen des Rats, diese Eigenschaften zu vertiefen und zu festigen, waren nur dazu angetan, den unvermeidlichen Konflikt zu beschleunigen.

Der Rat machte es sich — je weiter, desto mehr — zur Aufgabe, seinen Einfluß auf die Armee und die Bauernschaft auszudehnen. Im November rief der Rat die Arbeiter auf, ihrer Brüderschaft mit der aus ihrem Schlaf erwachenden Armee in der Person der Kronstadter Matrosen aktiven Ausdruck zu verleihen. Dies unterlassen, hieß sich der Sorge um die Vergrößerung seiner Macht entschlagen. Dies tun, hieß jedoch dem Konflikt entgegengehen.

Oder gab es vielleicht irgend einen dritten Weg? Hätte der Rat etwa zusammen mit den Liberalen an die sogenannte „Staatsräson" der Regierung appellieren sollen? Oder hätte er die Scheidegrenze finden können und müssen, die die Rechte des Volks von den Prärogativen der Monarchie trennt, um an dieser geheiligten Schwelle halt zu machen? Wer aber hätte dafür gutstehen mögen, daß die Monarchie still auf der anderen Seite verharren würde? Wer hätte sich der Mission unterzogen, den Frieden oder wenigstens einen temporären Waffenstillstand zwischen den kämpfenden Seiten herzustellen? Der Liberalismus? Eine seiner Deputationen machte am 31. Oktober dem Grafen Witte den Vorschlag, zum Zeichen der Aussöhnung mit dem Volk die Truppen aus der Residenz entfernen zu lassen. „Lieber ohne Elektrizität und Wasserleitung bleiben als ohne Militär", erwiderte der Minister. Offenbar hatte die Regierung auch nicht im entferntesten im Sinn, abzurüsten. Was blieb somit dem Rat zu tun übrig? Entweder still abzudanken und die Sache der Versöhnungskammer, der Reichsduma, zu überlassen, wie im Grunde der Liberalismus forderte; oder aber sich darauf vorzubereiten, um mit bewaffneter Hand die Errungenschaften des Oktobers zu schützen und wenn möglich, einen weiteren Vorstoß in Feindesland zu unternehmen. Heute wissen wir sehr wohl, daß aus der Versöhnungskammer die Arena eines neuen revolutionären Konflikts wurde. Folglich hat die objektive Rolle, die die beiden ersten Dumen spielten, nur die Richtigkeit jener politischen Voraussetzung bestätigt, die das Proletariat seiner Taktik zugrunde gelegt hatte. Aber man braucht nicht einmal so weit zu gehen. Man braucht nur zu fragen: Was konnte und mußte die bloße Entstehung dieser „Versöhnungskammer" garantieren, der es nicht beschieden war, auch nur irgend jemand zu versöhnen? Etwa immer noch dieselbe „Staatsräson" der Monarchie? Oder ihre feierliche Verpflichtung? Oder das Ehrenwort des Grafen Witte? Oder die Verbindungen der Semtzi in den Gesindestuben von Peterhof? Oder die warnende Stimme

des Herrn Mendelssohn? Oder endlich jener „natürliche Gang der Dinge", auf den der Liberalismus alle politischen und ökonomischen Aufgaben gemächlich abladet, sobald die Geschichte von ihm selbst, von seiner Initiative, seiner Kraft, seiner Vernunft eine Lösung fordert?

* * *

Wenn aber der Zusammenstoß vom Dezember unvermeidlich war —, ist nicht vielleicht der Grund seiner Niederlage in der Zusammensetzung des Rates selbst zu suchen? Es gab Stimmen, die behaupteten, daß die Hauptsünde des Rats sein Klassencharakter gewesen sei. Um das Organ der nationalen Revolution zu werden, hätte der Rat seinen Rahmen erweitern müssen, damit in ihm die Vertreter aller Bevölkerungsschichten Platz fänden. Dadurch wäre die Autorität des Rats gefestigt und seine Macht vergrößert worden. Trifft dies zu?

Die Macht des Rats wurde durch die Rolle des Proletariats in der kapitalistischen Wirtschaft bestimmt. Die Aufgabe des Rats bestand nicht darin, sich in die Parodie eines Parlaments zu verwandeln, sondern darin, die Bedingungen für den Parlamentarismus zu schaffen; nicht darin, die gleichmäßige Vertretung der Interessen verschiedener sozialer Gruppen zu organisieren, sondern darin, in den revolutionären Kampf des Proletariats Einheit zu bringen. Das Hauptkampfmittel, das dem Rat zu Gebote stand, war der politische Streik, — eine Methode, die ausschließlich dem Proletariat als der Klasse der Lohnarbeit eigentümlich ist. Die Homogenität der Klassenzusammensetzung beseitigte die inneren Reibereien im Rat und befähigte ihn zur revolutionären Initiative.

Wie wäre denn die Zusammensetzung des Rates zu erweitern gewesen? Man hätte die Vertreter der liberalen Verbände hinzuziehen können und damit im besten Falle erreicht, daß die Mitgliederzahl des Rates um etliche Intellektuelle größer gewesen wäre. Ihr Einfluß im Rat wäre der Rolle des „Verbandes der Verbände" in der Revolution proportional gekommen, das heißt, er wäre eine unendlich kleine Größe gewesen.

Welche gesellschaftliche Gruppen aber hätten sonst noch im Rat vertreten sein können? Der Semstwokongreß? Die Handels- und Industrieorganisation?

Der Semstwokongreß tagte im November in Moskau; er befaßte sich eingehend mit der Frage über Unterhandlungen mit dem Ministerium Witte, ließ es sich aber beileibe nicht in den Sinn kommen, die Frage über Unterhandlungen mit dem Arbeiterdelegiertenrat auf die Tagesordnung zu setzen.

Während dieser Kongreß in vollem Gange war, brach der Aufstand in Sewastopol aus. Das war, wie wir ja sahen, für die Semzi sofort ein Grund, nach rechts abzuschwenken, und Herr Miljukow ließ zur Beruhigung der Gemüter eine Rede vom Stapel, deren Inhalt darin gipfelte, daß

der Aufstand gottlob bereits unterdrückt sei. In welcher Form hätte da ein revolutionäres Zusammengehen zwischen diesen Herren und den Arbeiterdelegierten, die die Sewastopoler Meuterer begrüßten, erzielt werden können? Diese Frage hat bis heute niemand befriedigend zu beantworten vermocht. Eines der zur Hälfte aufrichtigen, zur Hälfte heuchlerischen Dogmen des Liberalismus bildet das Postulat, daß die Armee *außerhalb* der Politik gelassen werden müsse. Der Rat aber verwandte im Gegenteil eine gewaltige Energie, um die Armee in die revolutionäre Politik hineinzuziehen. Oder hätte der Rat vielleicht, voller Vertrauen zu dem Manifest, die Armee der vollen Verfügung Trepows überlassen sollen? Und wenn nicht — auf Grund welches Programms wäre ein Zusammenwirken mit den Liberalen in dieser den Ausschlag gebenden Frage denkbar gewesen? Was hätten diese Herren in die Tätigkeit des Rates hineinbringen können außer systematischer Opposition, uferlosen Debatten und innerer Demoralisation? Was hätten sie uns geben können außer Ratschlägen und Fingerzeigen, die ohnehin schon bis zum Ueberdruß die Spalten der liberalen Presse füllten? Mag auch die wahre „Staatsräson" den Kadetten und Oktobristen innegewohnt haben — der Rat durfte sich nicht in einen Klub politischer Kannegießerei und gegenseitiger Belehrung verwandeln. Er mußte ein Organ des Kampfes sein und das mußte er auch bleiben.

Was hätten die Vertreter des bürgerlichen Liberalismus und der bürgerlichen Demokratie zur *Macht* des Rates beitragen können? Womit hätten sie seine Kampfmethoden bereichert? Man braucht sich nur ihre Rolle im Oktober, November und Dezember vor Augen zu halten, man braucht sich nur das Maß des Widerstandes vorzustellen, das diese Elemente der Auflösung *ihrer* Duma entgegenzustellen vermochten, um einzusehen, daß der Rat eine Klassenorganisation, das heißt Kampfesorganisation, bleiben konnte und mußte. Die bürgerlichen Delegierten hätten ihn *zahlreicher* machen können, ihn jedoch *mächtiger* zu gestalten, dazu fehlte ihnen alle Fähigkeit und revolutionäre Energie.

* * *

Zugleich damit fallen alle jene rein rationalistischen, ungeschichtsmäßigen Anschuldigungen gegen die unversöhnliche Klassentaktik des Rates, die die Bourgeoisie in das Lager der Ordnung zurückwarf. Der Streik der Lohnarbeiter, der sich als mächtiges Werkzeug der Revolution erwies, brachte jedoch die „Anarchie" in die industrielle Wirtschaft. Schon dies allein bestimmte das oppositionelle Kapital, über alle Losungen des Liberalismus hinweg die Losung der Staatsordnung und der Kontinuität der kapitalistischen Exploitation zu erheben. Die Unternehmer beschlossen, daß der „herrliche" Oktoberstreik der letzte sein müsse — und organisierten den antirevolutionären Verband vom 30. Oktober. Grund genug dazu war für sie vorhanden. Jedem von ihnen war auf seiner Fabrik die Gelegenheit geboten, sich zu überzeugen, daß die

politischen Eroberungen der Revolution unzertrennbar sind mit der Festigung der Position der Arbeiter *gegen* das Kapital.

Manche Politiker glaubten den Hauptfehler des Kampfes um den Achtstundentag darin erblicken zu müssen, daß dieser Kampf die Opposition endgültig zersplittert und das Kapital zu einer konterrevolutionären Macht vereinigt habe. Diese Kritiker möchten die Klassenenergie des Proletariats in der Verfügung der Geschichte wissen — jedoch ohne die Folgen des Klassenkampfs. Daß die eigenmächtige Einführung des Achtstundentags eine energische Reaktion seitens der Unternehmer hervorrufen mußte und auch hervorrief, darüber braucht man nicht viel Worte zu verlieren. Kindisch aber ist die Annahme, als ob gerade *diese* Kampagne nötig gewesen sei, um die Kapitalisten mit der börsen-kapitalistischen Regierung Wittes zu verbrüdern. Die Vereinigung des Proletariats zu einer selbständigen revolutionären Macht, die an die Spitze der Volksmassen tritt und eine ständige Bedrohung der „Ordnung" bildet, war an sich selbst ein ausreichendes Argument, um die Koalition des Kapitals mit der staatlichen Gewalt in die Bahnen zu leiten.

In der ersten Epoche der Revolution freilich, als diese sich nur in elementarem, sporadischem Aufflammen äußerte, wurde sie von den Liberalen geduldet. Sie sahen vorzüglich ein, daß die revolutionäre Bewegung den Absolutismus untergrabe und ihn auf den Weg der verfassungsmäßigen Vereinbarung mit der herrschenden Klasse dränge. Sie wußten sich mit den Streiks und Demonstrationen zu versöhnen, verhielten sich zu den Revolutionären freundschaftlich, kritisierten sie milde und vorsichtig. — Nach dem 30. Oktober, als die Bedingungen der konstitutionellen Vereinbarung bereits schriftlich niedergelegt waren und es, wie es schien, nur noch übrig blieb, sie ins Leben umzusetzen, da war die weitere Arbeit der Revolution nur geeignet, den Kuhhandel zwischen Liberalismus und Regierung zu vereiteln. Die Proletariermasse, durch den Oktoberstreik zusammengeschweißt, von innen heraus organisiert, bewaffnete von nun an *durch die bloße Tatsache ihres Bestehens* den Liberalismus gegen die Revolution. Dieser letztere war der Meinung, daß der Mohr seine Schuldigkeit getan habe und nunmehr ruhig zu seiner Werkbank zurückkehren müsse. Der Rat dagegen hielt an der Anschauung fest, daß der heißeste Kampf noch vor ihm liege. Von irgend einem revolutionärem Zusammengehen zwischen kapitalistischer Bourgeoisie und Proletariat konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein.

Der Dezember folgt aus dem Oktober, wie der Schluß aus der Voraussetzung. Der Ausgang des Dezemberzusammenstoßes findet seine Erklärung nicht in einzelnen taktischen Fehlgriffen, sondern in jener entscheidenden Tatsache, daß die Reaktion sich an mechanischer Kraft der Revolution als überlegen erwies. Das Proletariat scheiterte in dem Dezember-Januaraufstand nicht an den eigenen taktischen Fehlern, sondern an einer weit realeren Größe: an den Bajonetten der bäuerlichen Armee.

Der Liberalismus zwar huldigt der Anschauung, daß der Mangel an Kraft unter allen Umständen durch die Schnelligkeit der Füße ersetzt werden

müsse. Als die wahrhaft männliche, reife, durchdachte und zweckmäßige Taktik empfiehlt er den Rückzug im entscheidendsten Moment. Diese liberale Philosophie des Deserteurtums blieb nicht ohne Eindruck auf einige Schriftsteller innerhalb unseres eigenen Lagers, die postnumerando die Frage aufs Tapet brachten: wenn die Dezemberniederlage des Proletariats in der Unzulänglichkeit seiner Kräfte begründet sei, habe man nicht den Fehler gerade darin zu suchen, daß das Proletariat, ohne die nötigen Voraussetzungen für seinen Sieg zu besitzen, den Kampf überhaupt aufgenommen habe?

Hierauf kann man erwidern: wollte man sich in den Kampf nur dann stürzen, wenn man seines Sieges im voraus vollkommen gewiß ist, dann gäbe es in der Welt überhaupt keinen Kampf. Die vorherige Summierung der Kräfte kann den Ausgang revolutionärer Zusammenstöße keineswegs vorausbestimmen; denn sonst hätte man schon längst an Stelle des Klassenkampfs die Klassenbuchführung setzen müssen. Noch ist es gar nicht lange her, daß die Kassierer einiger Gewerkschaften sich in dem Traume wiegten, ein solches Verfahren in die Streikpraxis einzuführen. Sie mußten indes einsehen, daß die Kapitalisten sich sogar bei der tadellosesten Rechenführung durch Auszüge aus dem Großbuch nicht überzeugen lassen und daß den Ziffernargumenten durch Streikargumente der nötige Nachdruck verliehen werden muß. Und mag der Voranschlag noch so peinlich genau gewesen sein — jeder Streik löst eine Reihe von neuen materiellen wie moralischen Momenten aus, die sich nicht voraussehen lassen und die unmittelbar den Ausgang des Kampfes bestimmen. Jetzt möge man in Gedanken die Gewerkschaft mit ihren präzisen Rechenmethoden fortlassen; dann verbreite man den Streik über das ganze Land und stecke ihm ein hohes politisches Ziel; stelle dem Proletariat die Staatsgewalt in der Eigenschaft des unmittelbaren Feindes gegenüber; umgebe beide mit Bundesgenossen — wirklichen, möglichen, eingebildeten; nehme dazu die indifferenten Schichten, um deren Besitz heiß gestritten wird — die Armee, von der sich nur im Wirbel der Ereignisse der revolutionäre Flügel losschält — die übertriebenen Hoffnungen einerseits, die übertriebenen Befürchtungen andererseits, wobei wiederum die einen wie die anderen zu realen Faktoren der Ereignisse werden — die Paroxysmen der Börse und die sich kreuzenden Einflüsse der internationalen Verbindungen, — und man wird das Gesamtbild der Revolution erhalten. Unter diesen Bedingungen erscheint der subjektive Wille einer Partei, mag es auch die „leitende“ sein, nur als eine der zahlreichen Komponenten, und zwar lange nicht als die bedeutendste. In noch höherem Grade, als es im Kriege der Fall ist, wird in der Revolution der Moment der Schlacht nicht so sehr durch die Berechnung der einen von den kämpfenden Seiten bestimmt, als vielmehr durch die gegenseitige Stellung der beiden feindlichen Armeen. Wohl läßt sich bisweilen im Kriege das Heer dank seiner mechanischen Disziplin ohne Kampf in seiner Gesamtheit aus der Schlachtlinie fortführen; in dergleichen Fällen muß sich der Heerführer immerhin fragen, ob nicht die Rückzugstaktik Demoralisierung in die Reihen seiner Armee tragen werde und ob er nicht, indem er heute der Niederlage aus-

weicht, sich eine schwerere für morgen vorbereite. Kuropatkin wüßte davon ein Lied zu singen. In der Revolution aber ist es vor allem ganz undenkbar, einen planmäßigen Rückzug durchzuführen. Wenn die Partei im Augenblick des Ansturms die Massen auch hinter sich weiß, so besagt dies noch nicht, daß sie dieselben mitten im Feuer nach eigenem Ermessen zurückdirigieren könne. Nicht die Partei führt die Massen, sondern die Massen stoßen die Partei vorwärts. Und diese Erscheinung wird sich in jeder Revolution wiederholen, mag ihre Organisation noch so stark sein. Unter solchen Bedingungen ohne Kampf zurücktreten, heißt, die Massen dem feindlichen Feuer preisgeben. Freilich hätte die Sozialdemokratie als leitende Partei die Dezemberherausforderung der Reaktion unbeachtet lassen und — nach dem glücklichen Ausspruch desselben Kuropatkin — „sich auf die vorher befestigten Positionen zurückziehen“ können, das heißt, in ihr unterirdisches Versteck. Damit hätte sie aber der Regierung nur die willkommene Handhabe geliefert, die unter der unmittelbarsten Anteilnahme der Partei geschaffenen legalen und halblegalen Arbeiterorganisationen einzeln zu zertrümmern, ohne einem geschlossenen Widerstand zu begegnen. Um diesen Preis hätte sich die Sozialdemokratie das zweifelhafte Privileg erkauft, auf der Zuschauerbank sitzend, die Revolution an sich vorüberziehen zu lassen, um gleichzeitig über ihre Fehler zu räsonieren und tadellose Pläne auszuarbeiten, denen nur der eine Mangel anhaftet, daß sie erst dann auf der Bildfläche erscheinen, wenn man ihrer absolut nicht mehr bedarf. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie sehr dies zur Festigung des Bandes zwischen Partei und Masse beigetragen hätte!

Niemand darf die Behauptung aufstellen, daß die Sozialdemokratie den Konflikt forciert habe. Im Gegenteil. Am 4. November ließ der Arbeiterdelegiertenrat auf ihre Anregung hin die geplante Trauermanifestation ausfallen, um ja keinen Zusammenstoß zu provozieren, bevor man nicht versucht hätte, das „neue Regime“ der Kopflosigkeit und des Schwankens zu einer breiten Organisations- und Agitationsarbeit unter den Massen auszunützen. Als die Regierung den allzu hastigen Versuch machte, das Land zu attackieren, und als erstes Experiment über Polen den Kriegszustand verhängte, ließ es der Rat aus seiner rein defensiven Taktik heraus nicht einmal auf die Probe ankommen, ob man den Novemberstreik zu einem offenen Kampfe fortführen könnte, sondern verwandelte ihn in eine Protestmanifestation, indem er sich mit seiner gewaltigen, moralischen Wirkung auf die Armee und die polnischen Arbeiter begnügte.

Aber wenn die Partei, geleitet von dem Bewußtsein der Notwendigkeit einer organisatorischen Vorbereitung, der Schlacht im Oktober und im November auswich, wurde im Dezember diese Erwägung vollkommen hinfällig. Selbstverständlich nicht deshalb, weil diese Vorbereitung schon da war, sondern weil die Regierung — die auch keine Wahl hatte — den Kampf gerade mit der Vernichtung aller im Oktober und im November geschaffenen revolutionären Organisationen begann. Wenn unter diesen Umständen die Partei

sich entschieden hätte, die Schlacht nicht anzunehmen, wenn sie sogar imstande gewesen wäre, die revolutionären Massen aus der offenen Arena zurückzuziehen, so wäre sie nur zu einem Aufstand unter noch ungünstigeren Bedingungen hingedrängt worden: ohne Presse und breite Organisationen und in der Atmosphäre der unvermeidlichen Demoralisation als Folge des Rückzugs.

„. . . In der Revolution wie im Kriege", sagt Marx, „ist es unumgänglich notwendig, im entscheidenden Moment alles zu wagen, wie die Chancen auch stehen mögen. Es gibt keine erfolgreiche Revolution in der Geschichte, die nicht die Wahrheit dieses Satzes bekundete. . . . Eine Niederlage nach hartnäckigem Kampfe ist eine Tatsache von ebenso revolutionärer Bedeutung, wie ein leicht gewonnener Sieg. . . . Bei jedem Kampfe ist es selbstverständlich, daß derjenige, der den Handschuh aufnimmt, Gefahr läuft, geschlagen zu werden; aber ist das ein Grund, sich für geschlagen zu erklären und zu unterwerfen, ohne das Schwert gezogen zu haben?"

„In einer Revolution verdient ohne Unterschied jeder als ein Verräter behandelt zu werden, der eine entscheidende Position befehligt und sie übergibt, statt den Feind zu zwingen, einen Sturm zu versuchen." (K. Marx: „Revolution und Konter-Revolution in Deutschland.")

* * *

In seiner bekannten Vorrede zu Marx' „Klassenkampf in Frankreich" schuf Engels Raum für große Mißverständnisse, indem er den militärisch-technischen Schwierigkeiten des Aufstands (rasche Dislozierung der Truppen mit Hilfe der Eisenbahn — zerstörende Wirkung der modernen Gewehre und Geschütze — breite, lange und gerade Straßen in den heutigen Städten) die neuen, aus der Evolution der Klassenzusammensetzung der Armee sich ergebenden Siegeschancen *gegenüberstellte*. Einerseits zeigte sich hier Engels recht einseitig in der Bewertung der Rolle, die der modernen Technik bei revolutionären Aufständen zukommt; andererseits hielt er es nicht für notwendig oder bequem, darzulegen, daß die Evolution in der Klassenzusammensetzung der Armee politisch nur dann in Anschlag gebracht werden kann, wenn Volk und Armee „konfrontiert" werden.

Ein paar Worte über die eine, wie die andere Seite der Frage.*

Der dezentralisierte Charakter der Revolution macht die beständige Dislozierung der militärischen Kräfte zum Gebot. Engels meint, daß mit Hilfe der Eisenbahn die Garnisonen innerhalb 24 Stunden mehr als verdoppelt werden können. Er läßt aber ganz und gar außer acht, daß ein wirklicher Massenaufstand den Eisenbahnerstreik zur unerläßlichen Vorbedingung hat. Ehe die Regierung instand gesetzt wird, die gewollte Truppenverschiebung zu

* Es muß übrigens mit größter Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß Engels in seinem Vorwort bloß die deutschen Verhältnisse in Betracht zieht, während wir unsere Erwägungen auf die Erfahrungen der russischen Revolution stützen.

verwirklichen, sieht sie sich vor die Aufgabe gestellt, in hartem Kampfe mit dem streikenden Personal die Linie und das rollende Material in ihre Hände zu bekommen, den Verkehr zu organisieren, die gesprengten Brücken und die auseinandergenommenen Schienengeleise wieder herzustellen. Um dies fertigzubringen, genügen auch die trefflichsten Gewehre und schärfsten Bajonette nicht immer, und die Erfahrung der russischen Revolution lehrt uns, daß selbst der geringste Erfolg in dieser Richtung ungleich mehr erfordert, als bloße 24 Stunden. Weiter: Bevor sie an die Dislozierung ihrer Streitkräfte geht, muß die Regierung über die Lage im Lande unterrichtet sein. In dieser Beziehung leistet ihr der Telegraphendraht keine geringeren Dienste, als die Eisenbahn bei der Dislozierung. Aber auch den Post- und Telegraphenbeamtenstreik hat der Aufstand wie zur Voraussetzung, so zur Folge. Sind die Aufständischen nicht imstande, das Post- und Telegraphenpersonal auf ihre Seite herüberzuziehen, — eine Tatsache, die von der Schwäche der allgemeinen Bewegung zeugt! — so bleibt ihnen noch immer die Möglichkeit, die Telegraphenstangen umzustürzen und die Drähte abzureißen. Zwar bedeutet dies einen Verlust für beide Teile, aber die Revolution, deren Hauptkraft keineswegs in der automatisch wirkenden Organisation liegt, büßt bei weitem weniger ein.... Wie der Telegraph, so auch die Eisenbahn, bilden ohne Zweifel mächtige Werkzeuge des modernen zentralistischen Staats. Indes sie sind eine zweischneidige Waffe. Und wenn überhaupt das Bestehen der Gesellschaft und des Staats von der Kontinuität der proletarischen Arbeit abhängt, so gewinnt diese Abhängigkeit in bezug auf den Eisenbahn-, wie den Post- und Telegraphenbetrieb den meist konzentrierten Charakter. Verweigern Draht und Schiene den Dienst, so zerfällt der Regierungsapparat in einzelne Teile, die durch absolut keine, nicht einmal die primitivsten Kommunikationsmittel mehr mit einander verbunden sind. Unter solchen Umständen können die Dinge sehr weit gedeihen, ehe es der Regierung gelingt, die örtliche Garnison zu „verdoppeln".

Außer der Dislozierung der Truppen erwächst der Regierung noch eine Aufgabe: Der Transport der Kriegsvorräte. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Lösung dieser Aufgabe aus dem allgemeinen Streik ergeben, sind uns bereits bekannt, nur kommt in diesem Falle noch eine neue hinzu: nämlich die Gefahr der Abfangung der Kriegsvorräte durch die Aufständischen. Diese Gefahr ist um so realer, je dezentralisierter der Charakter der Revolution ist und je größere Massen sie in ihren Wirbel mit hineinzieht. Wir sahen, wie auf den Moskauer Bahnhöfen die Waffen, die man vom Kriegsschauplatze zurückbeförderte, von den Arbeitern in Beschlag genommen wurden. Aehnliche Tatsachen waren noch an vielen anderen Orten zu verzeichnen. So zum Beispiel im Kuban-Gebiet, wo ein Transport von Militärgewehren in die Hände der aufständischen Kosaken fiel. Die revolutionären Soldaten lieferten den Aufständischen die Patronen aus. . . . usw.

Bei alledem kann natürlich von einem militärischem Siege der Aufständischen über die Regierungstruppen keine Rede sein. An materieller

Kraft sind diese letzteren unstreitbar weit überlegen, und im Grunde wird es sich stets nur um die Stimmung und die Haltung der russischen Soldaten handeln. Ohne Klassenverwandtschaft zwischen den beiden Armeen diesseits und jenseits der Barrikaden wäre ein Sieg der Revolution bei dem gegenwärtigen Stande der Technik tatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit. Andererseits aber wäre es die größte Illusion, wenn jemand annehmen wollte, daß der „Uebertritt der Armee zum Volk" sich in der Form dieser oder jener friedlichen und einmaligen Manifestation vollziehen kann. Die herrschenden Klassen, für die diese Frage Sein oder Nichtsein bedeutet, werden nie und nimmer unter dem Einflusse theoretischer Erwägungen über die Klassenzusammensetzung der Armee freiwillig aus ihren Positionen heraustreten. Ihre politische Stimmung, diese unbekannte Größe jeder Revolution, kann nur in dem Prozeß des Zusammenstoßes zwischen Armee und Volk bestimmt werden. Diesen Zusammenstoß besorgt schon die Regierung selbst. Der Uebergang der Armee in das Lager der Revolution ist ein moralischer Prozeß, doch moralische Mittel allein genügen nicht, um ihn hervorzurufen. In der Armee treffen allerlei Stimmungen und Strömungen zusammen: bewußt revolutionär ist nur die Minorität, — die Majorität bleibt unschlüssig und harrt des Anstoßes von außen her. Nur in dem Falle ist sie fähig, die Waffen niederzulegen oder gar sie gegen die Reaktion zu richten, wenn in ihr der Glaube an den Sieg des Volks Boden zu fassen beginnt. Ein solcher Glaube läßt sich aber durch bloße Agitation nicht pflanzen. Erst wenn der Soldat sich überzeugt hat, daß das Volk die Straße zum tödlichen Kampfe betreten habe, nicht nur, um gegen die Behörden zu demonstrieren, sondern um den Zarismus zu stürzen, — erst dann wird der „Uebertritt der Armee zum Volk" psychologisch möglich. Somit ist der Aufstand seinem Wesen nach nicht sowohl ein Kampf mit der Armee, als vielmehr ein Kampf um die Armee. Je zäher, breitzügiger und erfolgreicher der Aufstand ist, um so wahrscheinlicher und unausbleiblicher ist der Umschlag in der Stimmung der Armee. Der Guerillakampf auf der Grundlage des revolutionären Streiks — das, was wir in Moskau beobachten konnten — kann an sich selbst den Sieg nicht ergeben. Er liefert aber die Möglichkeit, die Stimmung der Soldaten zu sondieren — und nach dem ersten bedeutenden Erfolg, das heißt, wenn sich ein Teil der Garnison dem Aufstande angeschlossen hat, kann sich der Guerillakampf in einen Massenkampf verwandeln, bei dem der eine Teil der Armee, unterstützt von der bewaffneten und unbewaffneten Bevölkerung, gegen den anderen, den vom allgemeinen Hasse umloderten, kämpfen wird. Daß der Uebertritt der Armee zum Volke kraft der Klassen- und moralisch-politischen Ungleichartigkeit der Armee in erster Linie den Kampf zweier Armeehälften gegeneinander bedeutet, das haben wir zweimal bei der Schwarzmeer-Flotte gesehen, in Kronstadt, in Sibirien, im Kuban-Gebiet, später in Sweaborg und an anderen Orten. In allen diesen Fällen zeigten sich die vollkommensten Werkzeuge des Militarismus — die Maschinengewehre, die Festungsartillerie und die Panzerschiffe — nicht nur in den Händen der Regierung, sondern auch im Dienste der Revolution.

Auf Grund der Erfahrungen des blutigen Sonntags in Petersburg vom 22. Januar 1905 zog ein englischer Journalist, ein gewisser Herr Arnold White, den genialen Schluß, daß, wenn Ludwig XVI. ein paar Maximgeschütze zur Verfügung gehabt hätte, es gar nicht zu der großen französischen Revolution gekommen wäre. Welch kümmerlicher Aberglaube, anzunehmen, daß die historischen Chancen einer Revolution sich an Gewehrkalibern und Kanonenrohrdurchmessern abwägen lassen! Die russische Revolution hat aufs neue den Beweis erbracht, daß nicht die Gewehre, Kanonen und Panzerschiffe die Menschen, sondern zu guter Letzt die Menschen die Gewehre, Kanonen und Panzerschiffe beherrschen.

II.

Am 24. Dezember wurde von dem Ministerium Witte-Durnowo, das sich zu jener Zeit bereits zum Ministerium Durnowo-Witte gehäutet hatte, das Wahlgesetz erlassen. Während der Landadmiral Dubassow in der Presnja dem Ehrenschild der russischen Flotte zu neuem Glanze verhalf, beeilte sich die Regierung, den legalen Weg zur Vereinbarung zwischen der besitzenden Klasse und der bureaukratischen Monarchie zu eröffnen. Von diesem Momente an rollt sich der seinem Wesen nach revolutionäre Kampf um die Macht im großen Ganzen unter konstitutionellem Deckmantel ab.

In der ersten Duma hatten sich die Kadetten als die Wortführer der Nation gebärdet. Da die Volksmassen, mit Ausnahme des städtischen Proletariats, sich erst in einer chaotischen, oppositionellen Stimmung befanden und da die Wahlen von den Parteien der äußersten Linken boykottiert wurden, so erschienen die Kadetten als die Herren der Situation. Sie vertraten das ganze Land: den liberalen Gutsherrn, den liberalen Kaufmann, den Advokaten, den Arzt, den Beamten, den Krämer, den Kommis, zum Teil auch den Bauer. Obwohl die Leitung der Partei in den Händen der Gutsherren, der Professoren und der Advokaten verblieb, so wurde sie doch unter dem Einfluß der Interessen und der Bedürfnisse des Dorfes, die alle anderen Fragen zurücktreten ließen, nach links gedrängt; es kam zu der Auflösung der Duma und dem Wiborger Manifest, das in der Folge den liberalen Spießern so viele schlaflose Nächte bereitet hat.

In die zweite Duma kehrten die Kadetten in geringerer Anzahl zurück aber sie hatten nach der Erklärung von Miljukow den Vorzug, daß hinter ihnen nicht mehr der unbestimmt unzufriedene obywatel (der simple Einwohner), sondern der zielbewußte Wähler stand, der seine Stimme zugunsten der antirevolutionären Plattform abgegeben hatte. Während die Hauptmasse der Grundbesitzer und die Vertreter des Großkapitals in das Lager der aktiven Reaktion übergingen, stimmten das städtische Kleinbürgertum, das kaufmännische Proletariat und der kleine Mann der Intelligenz für die linken Parteien. Die Kadetten behielten einen Teil der Gutsbesitzer und die mittleren Schichten der Stadt. Links von ihnen standen die Vertreter der Bauern und der Arbeiter.

Die Kadetten bewilligten der Regierung das Rekrutenkontingent und versprachen, das Budget zu bewilligen. Sie hätten auch ebensogut für neue Anleihen zur Deckung des Staatsdefizits gestimmt und keinen Augenblick gezögert, die Verantwortung für die alten Staatsschulden des Absolutismus zu übernehmen. Golowin, diese Jammergestalt, die am Präsidententisch die ganze Niedertracht und Ohnmacht des Liberalismus zu verkörpern hatte, sprach nach der Auflösung der Duma den Gedanken aus, daß die Regierung doch eigentlich in dem Auftreten der Kadetten ihren Sieg über die Opposition hätte erblicken sollen. Dies stimmt vollkommen. Scheinbar gab es unter solchen Verhältnissen gar keinen Grund, die Duma aufzulösen. Und doch wurde sie aufgelöst. Das beweist, daß es eine Kraft gibt, die stärker ist als die politischen Gründe des Liberalismus. Diese Kraft ist die innere Logik der Revolution.

Im Widerstand gegen die durch die Kadetten geleitete Duma kam das Ministerium immer mehr zum Bewußtsein seiner Macht. Hier sah es nicht mehr geschichtliche Aufgaben vor sich, die eine Lösung heischten, sondern politische Gegner, die es unschädlich zu machen galt. Als Nebenbuhler der Regierung und als Prätendenten der Gewalt figurierte ein Häuflein Advokaten, die sich die Politik etwa als eine höhere Art von Gerichtsdebatte vorstellten. Ihre politische Beredsamkeit schwankte zwischen dem juristischen Syllogismus und der schön stilisierten Phrase. In den Debatten über die Feldgerichte traten sich beide Parteien entgegen. Maklakow, der Moskauer Rechtsanwalt, in dem die Liberalen ihren Mann der Zukunft sahen, unterwarf die Justiz der Feldgerichte und mit ihr die gesamte Politik der Regierung einer vernichtenden juristischen Kritik.

„Aber die Feldgerichte sind doch kein juristisches Institut", antwortete ihm Stolypin. „Sie sind ein Kampfmittel. Sie beweisen, daß dieses Kampfmittel nicht rechtmäßig sei. Dafür aber ist es zweckmäßig. Das Recht ist nicht Selbstzweck. Wenn der Existenz des Staates Gefahr droht, so hat die Regierung nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, über das Recht hinaus, an die Quelle der Macht zu greifen!"

Diese Antwort, die in sich nicht nur die Philosophie des Staatsstreichs, sondern auch die des Volksaufstandes enthält, versetzte den Liberalismus in Bestürzung. Das ist ein unerhörtes Eingeständnis! schrien die liberalen Publizisten und beteuerten zum tausendstenmal, daß das Recht über die Macht gehe.

Aber ihre gesamte Politik überzeugte das Ministerium vom Gegenteil. Sie wichen zurück, Schritt für Schritt. Um die Duma vor der Auflösung zu schützen, gaben sie alle ihre Rechte preis, eines nach dem anderen, und lieferten damit den angenscheinlichen Beweis, daß Macht über Recht gehe. Auf diese Weise mußte die Regierung unbedingt zu dem Gedanken kommen, ihre Macht aufs äußerste auszunützen.

Die zweite Duma gesprengt — und als neuer Bewerber um das revolutionäre Vermächtnis tritt nunmehr der konservative Nationalliberalismus in

Gestalt des Verbandes vom 30. Oktober in die Arena. Wie die Kadetten in sich die Erben des revolutionären Nachlasses erblickt hatten, so erwiesen sich die Oktobristen als die Erben der kadettischen Taktik der Vereinbarungen. Mögen die Kadetten noch so verächtliche Fratzen hinter dem Rücken der Oktobristen schneiden — diese letzteren ziehen nur die Schlüsse aus den kadettischen Voraussetzungen: kann man sich auf die Revolution nicht stützen, so stütze man sich auf den Stolypinschen Konstitutionalismus.

Die dritte Duma bewilligte der zarischen Regierung eine halbe Million Rekruten, wiewohl sich die ganze Reformtätigkeit im Ressort Kuropatkins und Stössels in nichts anderem äußerte, als neuen Litzen, Knöpfen und Achselstücken. Sie stimmte für das Budget des Ministeriums des Innern, das 70 Prozent des russischen Territoriums den mit dem Henkerstrick der Ausnahmegesetze bewaffneten Satrapen auslieferte und auf dem Gebiet der übrigen 30 Prozent unter Anwendung der zur „normalen" Zeit gültigen Gesetze hängt und würgt. Sie sanktionierte und verschärfte sogar den berühmten Erlaß vom 22. November 1906, der auf der Grundlage des § 87 durchgeführt wurde und den Zweck hat, aus der Mitte der Bauernschaft eine Schicht wirtschaftlich starker Eigentümer herauszuheben, die ganze übrige Masse aber der natürlichen Auslese im biologischen Sinne dieses Wortes zu überlassen. Der Enteignung der Gutsbesitzerländereien zugunsten der Bauernschaft stellte die Regierung die Enteignung der bäuerlichen Gemeindeländereien zugunsten der Dorfwucherer entgegen. „Das Gesetz vom 22. November", sagte einer der extremsten Reaktionäre der dritten Duma, „enthält in sich Knallgas genug, um ganz Rußland in die Luft zu sprengen."

Durch die Unversöhnlichkeit des Adels und der Bureaukratie, die von neuem als unbeschränkte Herren der Situation dastehen, in eine historische Sackgasse getrieben, suchen die bürgerlichen Parteien den Ausweg aus den ökonomischen und politischen Gegensätzen ihrer Lage — im Imperialismus. Für die Niederlagen in der inneren Politik suchen sie Kompensationen in der äußeren: im fernen Osten (Amurbahn!), in Persien oder auf der Balkanhalbinsel. Die sogenannte „Annexion" von Bosnien und der Herzogowina löste in Petersburg und Moskau ein betäubendes Schellengeklapper des Patriotismus aus. Dabei schreitet diejenige unter den bürgerlichen Parteien, die die größte Opposition gegenüber dem alten Regime entwickelt hatte — die kadettische Partei — an der Spitze des säbelrasselnden „Neoslavismus": sie sucht in dem kapitalistischen Imperialismus die Lösung jener Aufgaben, die die Revolution nicht gelöst hat. Durch den Gang der letzteren zu dem faktischen Verzicht auf die Enteignung des großen Grundbesitzes und die Demokratisierung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung gezwungen und somit auch zum Verzicht auf die Hoffnung, für die kapitalistische Entwicklung einen stabilen inneren Markt in der Gestalt der „Bauernfarmer" schaffen zu können, übertragen die Kadetten ihre Zuversicht auf die äußeren Märkte. Um hier aber Erfolg zu haben, bedarf es einer starken Staatsgewalt — und die Liberalen sehen sich gezwungen, dem Zarismus, als deren

Die Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg. 12 Uhr mittags Kanonenschuß.

realen Träger, aktive Unterstützung angedeihen zu lassen. Der oppositionell gefärbte Imperialismus Miljukows verleiht gewissermaßen einen „ideologischen" Anstrich der widerlichen Kombination, die der dritten Duma zugrunde liegt: dieser Kombination aus dem selbstherrlichen Bureaukraten, dem von der Kultur nur beleckten Gutsbesitzer und dem schmarotzerischen Kapitalisten.

Die so geschaffene Lage scheint ganz unerwartete Folgen in ihrem Schoße zu bergen. Die Regierung, die ihr Machtprestige in den Wassern Tsuschimas und auf den Feldern Mukdens zu Grabe getragen hat, über deren Haupt die furchtbaren Folgen ihrer Abenteurerpolitik hereingebrochen waren, sieht sich mit einem Male im Brennpunkt des Vertrauens der Vertreter der „Nation". Nicht nur, daß sie ohne den geringsten Widerspruch eine halbe Million frischer Soldaten und über eine Milliarde Mark für die laufenden Heeresaufgaben bekommt: sie findet auch die Unterstützung der Duma bei allen ihren neuen Experimenten im fernen oder nahen Osten. Aber dessen noch nicht genug: von rechts und von links, von den Kadetten und den Schwarzhundertlern, wird ihr der Vorwurf entgegengehalten, daß sie in ihrer äußeren Politik zu wenig Aktivität an den Tag lege. Auf diese Weise wird die Regierung durch die ganze Logik der Dinge auf den waghalsigen Weg des Kampfes um die Wiederherstellung ihrer Position in der Weltpolitik hingedrängt. Und wer weiß? Vielleicht wird das Schicksal der Autokratie, ehe es auf dem Straßenpflaster von Petersburg und Warschau entschieden wird, vorher noch eine Probe auf den Amurfeldern oder am Gestade des Schwarzen Meeres zu bestehen haben.

Zweiter Teil.

Urteilsſpruch, Verbannung, Flucht.

Der Arbeiterdelegiertenrat vor dem Gericht.

Erste Reihe: Die Verteidiger. Zweite Reihe (von links nach rechts): Chrustaleff, der zweite Vorsitzende des Arbeiterdelegiertenrates, Trotzkij, der dritte Vorsitzende, Swertschkoff und Slydneff, Mitglieder des Präsidiums, Sborowsky, der erste Vorsitzende, Radin (Knuniantz), Vertreter der sozialdemokratischen Partei im Exekutivkomitee, Awsentjeff, Vertreter der Sozialisten-Rev. im Exekutivkomitee, Nemzoff, Mitglied des Exekutivkomitees, Kissilewitsch, Vorsitzender der Setzergewerkschaft, Dr. Feit, Vertreter der Sozialisten-Rev., Dritte Reihe vorletzter: Poletajeff, Schlosser, freigesprochen, jetzt Abgeordneter der dritten Duma.

Anstatt einer Vorrede zum zweiten Teil.

Auf dem zweiten sozialdemokratischen Parteitag im Jahre 1906 wurden einige interessante statistische Ziffern bekannt gegeben, die eine höchst beredte Illustration bilden zu den Bedingungen, unter denen die Partei des russischen Proletariats ihrer revolutionären Tätigkeit oblag:

Der Parteitag, insgesamt aus 140 Delegierten bestehend, hatte im Gefängnis summa summarum 138 Jahre 3½ Monate zugebracht.

Die von ihm in der Verbannung zugebrachte Zeit belief sich auf 148 Jahre 6½ Monate.

Geflohen waren:

aus dem Gefängnis — je einmal: 18 Delegierte, je zweimal: 4 Delegierte;

aus der Verbannung — je einmal 23, je zweimal 5, je dreimal 1 Delegierter.

Zieht man in Erwägung, daß der Parteitag in seiner Gesamtheit im ganzen 942 Jahre an der sozialdemokratischen Arbeit teilgenommen hatte, so gelangt man zu dem Schlusse, daß die im Gefängnis und in der Verbannung zugebrachte Zeit etwa ein Drittel der Teilnahme an der Arbeit ausmacht. Indes diese Ziffern schildern den wahren Sachverhalt allzu optimistisch: „Der Parteitag nahm an der sozialdemokratischen Arbeit 942 Jahre teil", — das besagt nur, daß die politische Tätigkeit der Parteitagsdelegierten sich über diesen ganzen Zeitraum hin verteilt, — keineswegs aber natürlich, daß diese sämtlichen 942 Jahre lückenlos von politischer Arbeit erfüllt sind. Die wirkliche, unmittelbare Tätigkeit unter den Bedingungen der Illegalität beträgt vielleicht nicht mehr als ein Fünftel oder gar ein Zehntel dieser Frist. Dafür trifft aber die Darstellung auf den Aufenthalt in dem Gefängnis und in der Verbannung ganz und gar zu: über 50000 Tage und Nächte hatte der Parteitag hinter dem Gitterfenster zugebracht und eine noch größere Zeitperiode in den trostlosen Winkeln und Einöden des Landes.

Es sei uns verstattet, als Ergänzung zu diesen Ziffern ein paar statistische Daten aus unserer eigenen Vergangenheit heranzuziehen. Das erste Mal im Januar 1908 nach zehnmonatiger Tätigkeit in den Arbeitervierteln der Stadt Nikolajew verhaftet, blieb der Verfasser dieser Zeilen 2½ Jahre im Gefängnis und floh aus Sibirien, nachdem er die Hälfte seiner vierjährigen Verbannungsfrist abgebüßt hatte. Das zweite Mal wurde er am 16. Dezember 1905 als Mitglied des Arbeiterdelegiertenrats verhaftet. Die Tätigkeit des Rats hatte sieben Wochen gewährt. Sämtliche in dem Prozeß gegen den Rat Ver-

urteilten wurden je 57 Wochen in Gefängnishaft behalten, worauf man sie nach Obdorsk zur „ewigen Ansiedelung“ abschob. . . . Jeder russische Sozialdemokrat, der gegen 10 Jahre in der Partei gewirkt hat, würde über seine Person etwa dieselben Angaben zu machen haben.

Die bei uns nach dem 30. Oktober eingetretene Zweideutigkeit der Staatsform, die von dem Gothaer Almanach mit dem unfreiwilligen Humor der juristischen Pedanterie als konstitutionelle Monarchie unter autokratem Zaren bezeichnet wird, änderte nichts an unserer Lage. Wir hatten 50 Tage Freiheit gehabt und sie damals in vollen Zügen ausgekostet. In diesen herrlichen Tagen hatte der Zarismus das begriffen, was uns schon längst bekannt war: daß für uns beide nebeneinander kein Raum sei. Darauf traten die fürchterlichen Monate der Vergeltung ein. . . . Der Zarismus wechselte nach dem 30. Oktober eine Duma nach der anderen, wie die Riesenschlange ihre Haut — trotz der so eifrigen Häutung wußte er sich aber seinen Charakter als Riesenschlange in vollem Umfange zu bewahren. . . .

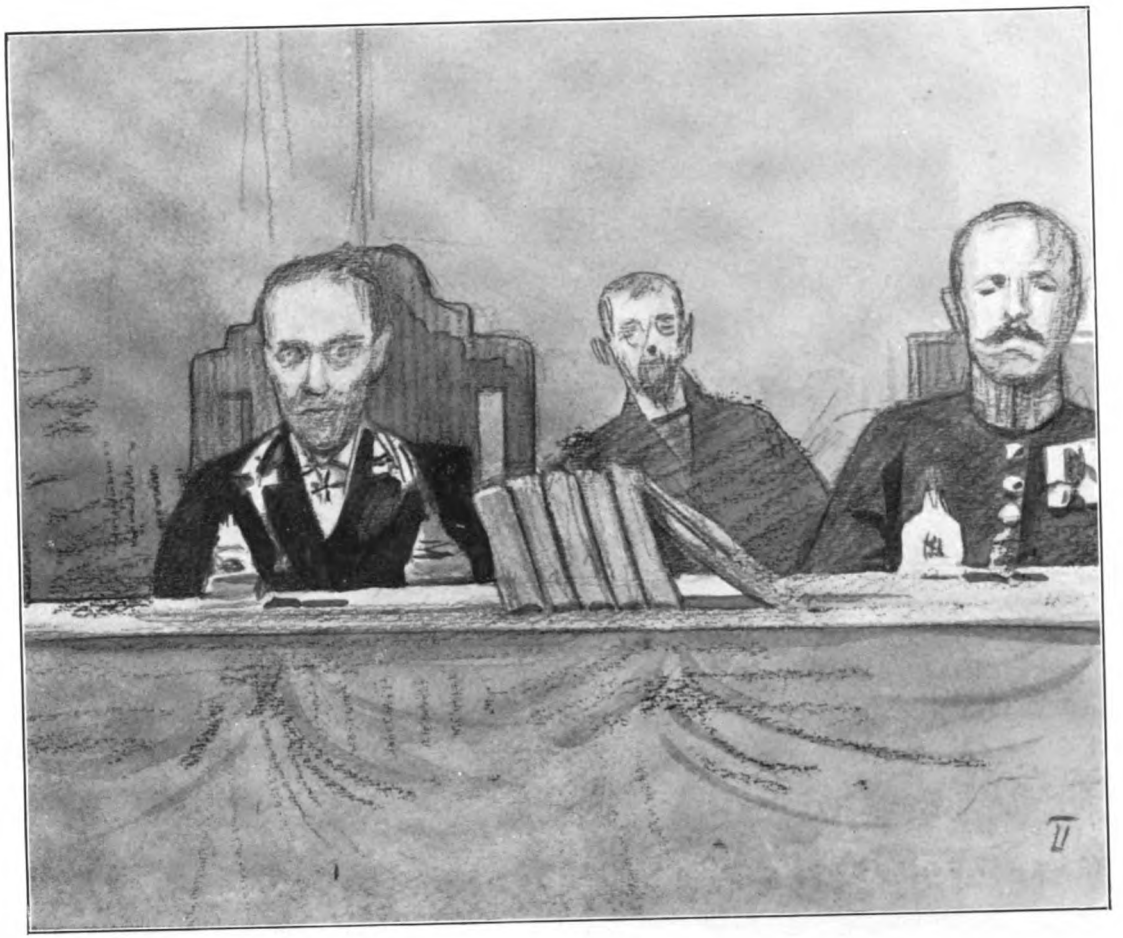
Die Einfaltspinsel und die liberalen Heuchler, die in den letzten beiden Jahren uns so oft aufforderten, den Weg des Rechts zu betreten, gleichen der Königin Marie Antoinette, die den hungernden Bauern empfahl, Kuchen zu essen. Als ob wir an irgend einem organischen Widerwillen gegen Kuchen litten! Als ob unsere Lungen angesteckt wären von dem unwiderstehlichen Drange nach der Atmosphäre der Einzelzellen der Peter-Paulsfestung! Als ob es außer unserem Wunsch und Können läge, für jene endlos langen Stunden, die der Kerkermeister aus unserem Leben reißt, eine bessere Anwendung zu finden!

Wir sind ebensowenig in unser unterirdisches Versteck verliebt, wie der Ertrinkende in den Meeresgrund. Aber wir haben ebensowenig freie Wahl, wie — sagen wir es offen — der Absolutismus. Die klare Einsicht dessen erlaubt uns, Optimisten selbst in jenen Minuten zu bleiben, wo das unterirdische Versteck mit fataler Schonungslosigkeit unsern Nacken zu Boden drückt. Es wird uns nicht ersticken, dessen sind wir gewiß! Wir werden alle überleben! Wenn keine Spur mehr sein wird von jenen großen Werken, die heute von den Fürsten der Erde, ihren Dienern und den Dienern ihrer Diener gefördert werden, wenn es unmöglich sein wird, die Gräber aufzufinden, die viele der heutigen Parteien samt ihren Taten aufgenommen haben werden — dann wird die Sache, der wir dienen, die Welt beherrschen, dann wird unsere Partei, die jetzt im unterirdischen Versteck vergeht, in der Menschheit aufgehen, die zum erstenmal ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen wird.

Die ganze Geschichte — das ist eine große Maschine im Dienste unserer Ideale. Sie arbeitet barbarisch langsam, mit fühlloser Grausamkeit, aber sie tut ihre Sache. Wir glauben an sie. Und nur in jenen Augenblicken, wo ihr gefräßiger Mechanismus als Feuerungsmaterial das warme Blut unserer Herzen verschlingt, möchten wir ihr aus vollster Macht zurufen:

— Was du tust — tue es rascher!

Der Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates.



Am Gerichtstiſch. I. Der Vorſitzende, Senator Kraſcheninnikoff.
(Nach einer Skizze von S.-K.) II. Der Adelsmarſchall Graf Gudowitſch.

Am 16. Dezember beginnt die Aera der kontre-revolutionären Hochflut mit der Verhaftung des Arbeiterdelegiertenrates. Der Dezemberstreik in Petersburg, sowie die übrigen Aufstände in den verschiedenen Teilen des Landes während dieses Monats waren heldenhafte Anstrengungen der Revolution, alle diejenigen Positionen zu behaupten, die sie im Oktober erobert hatte. Die Führung der Petersburger Arbeiter übernahm zu dieser Zeit der Zweite Rat, der sich aus den Ueberresten des ersten, sowie aus neugewählten Delegierten zusammensetzte. Gegen dreihundert Mitglieder des ersten Delegiertenrates waren verhaftet und in drei Petersburger Gefängnissen verteilt. Ihr ferneres Schicksal war eine Zeitlang nicht nur für sie selbst, sondern auch für die am Ruder befindliche Bureaukratie ein Rätsel. Der Justizminister leugnete, wie die unterrichtete Presse behauptete, entschieden die Möglichkeit, die Arbeiterdelegierten vor ein Gericht zu stellen. Wenn ihre völlig offene Tätigkeit verbrecherisch war, so war, seiner Meinung nach, auch die Rolle der höchsten Verwaltungsinstanz, die den Delegiertenrat nicht nur zuließ, sondern sogar in direkte Beziehungen zu ihm trat, nichts als Verbrechen. Die Minister diskutierten, die Gendarmen leiteten das Verhör und die Delegierten saßen in ihren Einzelzellen. Zur Zeit der Strafexpeditionen im Laufe des Dezember und Januar hatte man allen Grund, anzunehmen, daß der Delegiertenrat in die Schlinge des Kriegsgerichts geraten würde. Ende April, in den ersten Tagen der ersten Duma, erwarteten die Arbeiterdelegierten, wie das ganze Land, eine Amnestie. So schwankte das Schicksal der Mitglieder zwischen Todesstrafe und völliger Straflosigkeit. Endlich trat die Entscheidung ein. Das Duma- oder richtiger das Antidumaministerium des Goremykin übertrug die Angelegenheit des Delegiertenrates der Kammer des Gerichts zur Beurteilung mit der Anweisung, daß sich die Ständevertreter daran beteiligen sollten.* Der Anklageakt in Sachen des Delegiertenrates, dieses elende Produkt, das in gemeinsamer juristischer Tätigkeit von Gendarmen und Staatsanwälten zusammengebraut wurde, ist als ein Dokument aus der großen Zeit von Interesse. Die Revolu-

* Es waren sieben Personen: vier angestellte Richter, der Adelsvertreter des Petersburger Kreises Graf Gudowitsch, ein rechtsstehender Oktobrist, der Vertreter des Petersburger Gemeinderats Troinitzky, ein Gouverneur, der ein wenig gestohlen hatte und deshalb aus dem Dienste gejagt worden war, einer von den Schwarzen Hundert, und endlich der Amtsvorstand eines Amtsmanns eines Petersburger Landbezirkes, ich glaube, ein Progressist.

tion strahlt aus diesem Akt wie die Sonne aus der schmutzigen Lache eines Polizeihofes. Die Mitglieder des Rates wurden wegen Vorbereitung zum bewaffneten Aufstande auf Grund zweier Gesetzesparagraphen angeklagt, wobei sie nach dem einen bis zu acht, nach dem anderen bis zu zwölf Jahren Zwangsarbeit zu gewärtigen hatten. Die juristische Begründung der Anklage, oder richtiger, die absolute Unmöglichkeit einer solchen, hat der Verfasser in einem kleinen Referat* dargelegt, das er noch während seiner Untersuchungshaft der sozialdemokratischen Fraktion der ersten Duma zwecks einer Interpellation wegen des Prozesses gegen den Delegiertenrat zur Verfügung gestellt hat. Die Interpellation kam nicht zustande, da die erste Duma auseinandergejagt und die sozialdemokratische Fraktion selbst eines schönen Tags unter Anklage gestellt wurde.

Die Gerichtsverhandlung war für den 3. Juli — bei offenen Türen — anberaumt worden. Eine Sturzwelle von Protestmeetings ergoß sich über alle Werkstätten und Fabriken von Petersburg.

Wenn die Staatsanwaltschaft es versucht hat, das Exekutivkomitee des Delegiertenrates als eine Gruppe von Geheimbündlern darzustellen, die der Masse ihr fremde Beschlüsse aufoktroyieren wollten, wenn die liberale Presse nach den Dezembertagen tagaus tagein behauptete, daß die „naiv-revolutionären" Methoden des Delegiertenrates schon längst ihren Reiz für die Masse verloren hätten, für die Masse, die das Streben beherrscht, ihr eigenes Leben in das Strombett des neuen, „konstitutionellen" Rechtes zu leiten, — wenn dies behauptet wurde, sage ich, — welch schöne Widerlegung der albernen Verleumdungen der Polizei und der Liberalen waren dann doch die Junimeetings und Resolutionen der Petersburger Arbeiter, die von den Fabriken aus ihren Vertretern den Zuruf der Solidarität ins Gefängnis schickten, die forderten, man möge sie selbst anklagen als die aktiven Teilnehmer an den revolutionären Ereignissen, die erklärten, daß der Delegiertenrat nur der Vollstrecker ihres Willens gewesen sei, die schwuren, daß sie die Arbeit des Rates vollenden würden!

Der Hof beim Gerichtsgebäude sowie die angrenzende Straße waren in ein Militärlager verwandelt worden. Die ganze Polizeimacht von Petersburg war auf den Beinen. Ungeachtet dieser kolossalen Vorbereitung kam die Gerichtsverhandlung nicht zustande. Der Vorsitzende der Kammer des Gerichts fand einige formalistische Gründe, um die Verhandlung gegen den Wunsch der Staatsanwaltschaft sowohl, als gegen den der Verteidiger, ja sogar gegen den Willen des Ministeriums, wie sich später herausstellte, auf drei Monate, das heißt bis zum 2. Oktober, zu vertagen. Das war ein feiner politischer Schachzug. Ende Juni war die Situation voll „unbegrenzter Möglichkeiten": ein Kadettenministerium war jetzt ebenso wahrscheinlich wie die Restauration des Absolutismus. Eine Prozeßführung, wie die gegen den Delegiertenrat beabsichtigte, war aber nur möglich auf dem Boden einer

* Siehe unter: „Der Arbeiterdelegiertenrat und die Staatsanwaltschaft."

völlig sicheren Politik, darum blieb dem Vorsitzenden tatsächlich gar nichts weiter übrig, als der Geschichte weitere drei Monate Bedenkzeit zu lassen. Aber ach, dieser diplomatische Kunktator mußte bereits nach wenigen Tagen seinen Posten verlassen!

In den Katakomben Peterhofs war man über die kommende Politik nicht im Zweifel, ein selbst in Rußland nicht alltäglicher skrupelloser Absolutismus gewann bald die Oberhand und forderte schonungsloseste Entschlossenheit.

Die Gerichtsverhandlung wurde am 2. Oktober unter einem neuen Vorsitzenden begonnen und dauerte einen ganzen Monat, — es war der brennendste Zeitpunkt des ersten Duma-Interregnums, es waren die Flitterwochen der Feldgerichte. Nichtsdestoweniger wurde die gerichtliche Untersuchung, wenn nicht in allen, so doch in einer ganzen Reihe von Fragen, mit einer Freiheit geführt, die ganz unbegreiflich gewesen wäre, hätte man nicht die Sprungfeder einer bureaukratischen Intrigue dahinter spüren können. Das Ministerium Stolypin wehrte offenbar die Attacken des Grafen Witte ab. Es war eine fehlerlose Rechnung. Je mehr der Prozeß um sich griff, um so deutlicher zeigte er die Demütigung der Regierung zu Ende des Jahres 1905. Die Toleranz Wittes, seine Intriguen nach zwei Seiten, seine heuchlerischen Beteuerungen in Peterhof, seine derbe Kriecherei vor der Revolution, — das war es, was die höheren bureaukratischen Sphären aus dem Prozesse gegen den Delegiertenrat ans Licht ziehen wollten. Den Angeklagten blieb nichts anderes übrig, als die günstige Situation zu politischen Zwecken auszunützen und den Rahmen des Prozesses so weit als möglich zu gestalten.

Es waren gegen 400 Zeugen aufgerufen worden, von denen mehr als 200 erschienen und Aussagen machten.* Arbeiter, Fabrikanten, Gendarmen, Ingenieure, Bedienstete, Bürger, Journalisten, Post- und Telegraphenbeamte, Polizeimeister, Gymnasiasten, Gemeinderäte, Hausdiener, Senatoren, Hooligans, Abgeordnete, Professoren und Soldaten defilierten im Laufe eines Monats an dem Gerichtshofe vorüber unter einem Kreuzfeuer von Fragen seitens des Gerichts, des Staatsanwalts, der Verteidiger und der Angeklagten — besonders der letzteren. So reproduzierten sie Strich um Strich, Linie um Linie die an Ereignissen so reiche Epoche der Wirksamkeit des Arbeiterrates.

Der Generalstreik im Monat Oktober, der die Bulyginsche Duma begraben hatte, zog an dem Gerichte vorüber, die Streikmanifestation im Monat November in Petersburg, dieser vornehme und großartige Protest des Proletariats gegen das Militärgericht, das die Kronstädter Matrosen verurteilt hatte, dann der heldenhafte Kampf der Petersburger Arbeiter für den Achtstundentag, endlich der von dem Arbeiterdelegiertenrate geleitete Aufstand

---

* Viele Zeugen waren während der Verhandlungen „unauffindbar“ oder befanden sich in Sibirien, wie zum Beispiel der Veteran der Revolution, Leo Deutsch, der übrigens zu dieser Zeit schon geflohen war.

der Post- und Telegraphensklaven .... Die Protokolle der Sitzungen des Rates und des Exekutivkomitees, die zum erstenmal bei Gericht veröffentlicht wurden, zeigten dem Lande jene kolossale Werktagsarbeit, die die Vertreter des Proletariats geleistet hatten, indem sie die Arbeitslosenunterstützung organisierten, die Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmern ausglichen, die ununterbrochenen ökonomischen Streiks leiteten.

Das stenographische Protokoll des Prozesses, das einige dicke Bände füllen müßte, ist bis heute nicht veröffentlicht. Nur eine Aenderung der politischen Verhältnisse in Rußland kann dieses unschätzbare geschichtliche Material freimachen. Ein deutscher Richter oder auch ein deutscher Sozialdemokrat wäre in gleichem Maße erstaunt, hätte er den Verhandlungen im Gerichtssaale beiwohnen können. Uebertriebene Strenge verflocht sich in barocker Weise mit völligem Sichgehenlassen und beides charakterisierte in vielseitiger Weise jene erstaunliche Zerfahrenheit, die trotz alledem noch immer in Regierungskreisen herrschte, als Nachwehen des Oktoberstreiks.

Das Gerichtsgebäude wurde in Kriegszustand erklärt und tatsächlich in ein Militärlager verwandelt. Im Hofe, beim Tore, auf den angrenzenden Straßen befanden sich einige Abteilungen Soldaten und Kosaken. Ueberall, wo man hinsah: längs des ganzen unterirdischen Korridors, der das Gefängnis mit dem Gerichtsgebäude verbindet, in allen Räumen des Gerichtsgebäudes, hinter den Rücken der Angeklagten, in allen Aborten, wahrscheinlich auch im Schornstein, waren Gendarmen mit blanken Säbeln. Sie sollten eine lebende, drohende Mauer bilden zwischen den Angeklagten und der Außenwelt, wozu auch das Publikum gehörte, das man in einer Anzahl von etwa 100 bis 120 Personen in den Sitzungssaal zugelassen hatte. Aber 30 bis 40 schwarze Advokatenfracks durchbrechen jeden Augenblick diese blaue Wand. Auf den Bänken der Angeklagten erscheinen fortwährend Zeitungen, Briefe, Bonbons und Blumen. Blumen ohne Ende! In den Knopflöchern, in den Händen, auf den Knien, endlich auf der Anklagebank selber — Blumen. Und der Vorsitzende hat nicht den Mut, diese duftende Unordnung zu entfernen. Zu guter Letzt überbringen sogar Gendarmerieoffiziere und Gerichtsbeamte, ganz und gar „demoralisiert“ von der im Gerichtssaale herrschenden Atmosphäre, den Angeklagten die Blumen vom Publikum.

Nun aber die Arbeiter als Zeugen! Sie drängten sich im Zeugenzimmer zu Dutzenden, und wenn der Gerichtsbeamte die Tür des Gerichtssaales öffnete, da rollte eine Woge eines revolutionären Liedes manchmal bis an den Sessel des Vorsitzenden. Einen wunderbaren Eindruck machten diese Arbeiterzeugen! Sie brachten die revolutionäre Luft der Fabrikvorstädte in den Gerichtssaal und sprengten mit einer so göttlichen Verachtung die mystische Feierlichkeit des gerichtlichen Rituals, daß der Vorsitzende, gelb wie Leder, nur in seiner Ohnmacht die Achseln zucken konnte. Die Zeugen aus der sogenannten guten Gesellschaft aber und die liberalen Journalisten sahen die Arbeiter mit jenem Blicke der Achtung und des Neides an, mit dem die Schwachen die Starken ansehen.

Ein typiſcher Zeuge der Anklage.

Schon der erste Verhandlungstag war durch eine denkwürdige Demonstration gekennzeichnet. Von den 52 Angeklagten rief der Vorsitzende nur 51 auf. Den Angeklagten Ter-Merkschtjanz erwähnte er nicht.

„Wo ist der Angeklagte Ter-Merkschtjanz?“ fragte der Rechtsanwalt Sokolow.

„Er ist aus der Liste der Angeklagten gestrichen.“

„Warum?“

„Er . . . er . . . ist . . . hingerichtet.“

Ja, in der Zeit zwischen dem 3. Juli und dem 2. Oktober war Ter-Merkschtjanz, der gegen Kaution freigelassen worden war, auf dem Walle der Festung Kronstadt als Teilnehmer an der Meuterei hingerichtet worden.

Die Angeklagten, die Zeugen, die Verteidiger, das Publikum, alles erhebt sich von den Plätzen, um das Andenken des Gefallenen zu ehren. Zugleich mit den anderen erheben sich auch die verlegenen Gendarmerie- und Polizeioffiziere.

Die Zeugen wurden in Gruppen von je 20 bis 30 Personen zur Beeidigung hereingeführt. Viele erschienen in Arbeitskleidern. Sie hatten nicht Zeit gehabt, die Hände zu waschen, in denen sie ihre Mützen hielten. Sie warfen einen Blick auf die Richter, dann suchten sie mit den Augen die Bänke der Angeklagten, grüßten energisch zu uns herüber und sagten laut: „Guten Tag, Genossen!“ Es sah so aus, als wären sie in eine Sitzung des Exekutivkomitees gekommen, um sich Instruktionen zu holen. Der Vorsitzende rief sie rasch hintereinander auf und forderte sie auf, den Eid abzulegen. Der alte Geistliche stand in der Nähe des Kruzifixes und hantierte mit den Werkzeugen seines Gewerbes. Die Zeugen rührten sich nicht. Der Vorsitzende wiederholte seine Aufforderung.

„Nein, wir werden nicht schwören! . . .“ antworteten gleichzeitig mehrere Stimmen. „Wir erkennen das nicht an!“

„Aber Ihr seid ja rechtgläubig?“

„Wir gelten als rechtgläubig in den Polizeilisten, aber wir erkennen das alles nicht an . . .“

„In diesem Falle sind Sie frei, Ehrwürden, wir werden heute Ihre Dienste nicht brauchen.“

Außer den Polizeibeamten legten vor dem orthodoxen Geistlichen nur die evangelischen und katholischen Arbeiter den Eid ab. Die „rechtgläubigen“ Arbeiter verweigerten wie ein Mann die Eidesleistung, indem sie statt deren das Versprechen gaben, die Wahrheit auszusagen.

Dieser Vorgang wiederholte sich in gleicher Weise bei jeder neuen Gruppe. Nur hier und da erzeugte die ungleichartige Zusammensetzung der Zeugengruppen eine neue, unerwartete Kombination.

„Diejenigen, die den Eid leisten“, wendet sich der Vorsitzende zu einer neuen Gruppe von Zeugen, „mögen an den Geistlichen herantreten, diejenigen, die ihn nicht leisten, mögen zurücktreten!“

Ein kleingewachsener, alter Gendarm, der bei irgend einer Fabrik Dienst hat, sondert sich aus der Gruppe und geht mit flotten Soldatenschritten auf

das Kruzifix zu. Die Arbeiter treten geräuschvoll mit den schweren Stiefeln auf und sprechen miteinander. Zwischen ihnen und dem alten Gendarmen bleibt der Zeuge O. stehen, ein bekannter Petersburger Advokat, Hausbesitzer, Liberaler und Gemeinderat.

„Schwören Sie, Zeuge O.?“ wendet sich der Vorsitzende an ihn.

„Ich . . . ich . . . schwöre . . . eigentlich . . .“

„Dann treten Sie an den Priester heran!“

Unentschlossenen Schrittes und mit einem schiefen Gesichte nähert sich der Zeuge dem Kruzifix. Er sieht sich um: hinter ihm ist niemand. Vor ihm steht der kleine Alte in der Gendarmenuniform.

„Erhebt die Hände zum Schwure!“

Der alte Gendarm erhebt drei Finger hoch über den Kopf. Der Advokat O. erhebt die Hand ein wenig, sieht sich um und stutzt.

„Zeuge O.“, ertönte eine zornige Stimme, „schwören Sie oder nicht?“

„Gewiß, gewiß, ich schwöre.“ Und der liberale Zeuge ermannte sich und erhob die Hand fast ebenso hoch wie der Gendarm. Gleichzeitig mit diesem wiederholte er die naiven Worte der Eidesformel, die der Geistliche vorsagte. Wenn ein Künstler ein solches Bild gemalt hätte, es wäre zu tendenziös erschienen! Die tiefe soziale Symbolik dieser kleinen Gerichtsszene wurde von allen gleich stark empfunden. Die Arbeiter tauschten ironische Blicke mit den Angeklagten aus, und die Leute aus dem Publikum sahen einander verlegen an. Auf dem Jesuitengesichte des Vorsitzenden war unverhohlene Schadenfreude zu lesen. Gespanntes Schweigen herrschte im Saale.

Es wird der Senator Graf Tiesenhausen, ein Petersburger Gemeinderat, vernommen. Er war in der Gemeinderatssitzung zugegen gewesen, in der eine Delegation des Arbeiterrates an die Stadtverwaltung eine Reihe von Forderungen gestellt hatte.

„Wie haben Sie, Herr Zeuge“, fragt ein Verteidiger, „sich zu der Forderung gestellt, eine bewaffnete Stadtmiliz einzurichten?“

„Ich halte diese Frage für nicht zur Sache gehörig“, antwortete der Graf.

„In dem Rahmen meiner gerichtlichen Untersuchung“, erwiderte der Vorsitzende, „ist die Frage des Verteidigers gesetzlich“.

„In diesem Falle muß ich sagen, daß ich damals der Idee einer Stadtmiliz sympathisch gegenüberstand, aber seit jener Zeit habe ich meine Ansicht in dieser Frage vollständig geändert.“

Ach, wie viele von ihnen hatten im Laufe des verflossenen Jahres ihre Ansichten über diese und viele andere Fragen geändert! . . . . Die liberale Presse, die den Angeklagten gegenüber als Persönlichkeiten ihre „vollkommene Sympathie“ geäußert hatte, fand nicht scharfe Worte genug, deren Taktik zu tadeln. Die radikalen Zeitungen sprachen mit einem Lächeln des Bedauerns von den revolutionären „Illusionen“ des Arbeiterrates. Dafür aber blieben die Arbeiter diesem ohne jeden Vorbehalt treu. Viele Fabriken sandten durch die Zeugen aus ihrer Mitte schriftliche Kundgebungen ins Gericht. Auf dringendes Ersuchen der Angeklagten nahm das Gericht diese

Dokumente unter die Prozeßakten auf und ließ dieselben während der Sitzung verlesen.

„Wir, Arbeiter der Obuchowschen Fabrik", hieß es in einem derselben, das wir aufs Geratewohl herausgreifen, „haben uns davon überzeugt, daß die Regierung ein Gericht voller Willkür über den Arbeiterdelegiertenrat abhalten will und sind tief empört über das Bestreben der Regierung, den Rat als ein Häuflein von Geheimbündlern hinzustellen, die Ziele verfolgen, die der Arbeiterklasse fremd sind. Wir, Arbeiter der Obuchowschen Fabrik, erklären, daß der Rat nicht aus einem Häuflein von Geheimbündlern besteht, sondern aus den wahren Vertretern des gesamten Petersburger Proletariats. Wir protestieren gegen die Willkür, die die Regierung gegen den Rat ausübt, indem sie die von uns gewählten Genossen, die alle unsere Forderungen innerhalb des Rates zur Ausführung brachten, anklagt, und erklären der Regierung, daß, insofern unser von uns allen geehrter Genosse P. A. Slydnew schuldig ist, auch wir schuldig sind, was wir durch unsere Unterschriften bestätigen."

An dieser Resolution waren einige Bogen Papier befestigt, die mit mehr als 2000 Unterschriften bedeckt waren. Die Bogen waren schmutzig und zerknittert, sie waren ja durch alle Werkstätten der Fabrik von Hand zu Hand gegangen. Die Obuchowsche Resolution ist bei weitem nicht die schärfste. Es waren auch solche darunter, von deren Verlesung der Vorsitzende Abstand nahm — angesichts ihres „höchst unangemessenen" Tones in bezug auf das Gericht und die Regierung.

Im ganzen zählten die Unterschriften auf den dem Gerichte zugestellten Resolutionen nach Zehntausenden. Die Aussagen der Zeugen, von denen viele, nachdem sie kaum den Gerichtssaal verlassen hatten, in die Hände der Polizei fielen, gaben einen ausgezeichneten Kommentar ab für diese Dokumente. Die Verschwörer, die die Staatsanwaltschaft unbedingt brauchte, gingen in der heldenhaft namenlosen Masse völlig unter. Zu guter Letzt war der Staatsanwalt, der seine schmähliche Rolle mit äußerer Korrektheit zu vereinigen wußte, gezwungen, in seiner Anklage zwei Tatsachen zuzugeben: erstens, daß das Proletariat auf einer gewissen Entwicklungsstufe eine „Neigung" zum Sozialismus zeigt; zweitens, daß die Stimmung der Arbeitermassen während der Wirksamkeitsperiode des Delegiertenrates eine revolutionäre gewesen war. Noch einen sehr wichtigen Punkt mußte die Staatsanwaltschaft aufgeben. „Die Vorbereitung zum bewaffneten Aufstand" war natürlich die Hauptachse, um die sich die ganzen gerichtlichen Untersuchungen drehten.

„Hat der Delegiertenrat zum bewaffneten Aufstand aufgefordert?"

„Eigentlich nicht", antworteten die Zeugen. „Der Rat hat bloß die allgemeine Ueberzeugung zum Ausdruck gebracht, daß ein bewaffneter Aufstand unvermeidlich sei."

„Der Rat forderte eine Konstituante. Wer hätte sie denn einberufen sollen?"

„Das Volk selbst."

„Wie denn?“

„Mit Gewalt natürlich. Im guten erreicht man ja nichts.“

„Also hat der Rat die Arbeiter für den Aufstand mit Waffen versorgt?“

„Nein, für die Selbstverteidigung.“

Der Vorsitzende zuckte ironisch die Achseln; aber schließlich zwangen die Aussagen der Zeugen und Angeklagten das Gericht dennoch, sich diesen „Widerspruch“ klarzumachen. Die Arbeiter waren unmittelbar für die Selbstverteidigung bewaffnet worden. Dies war aber gleichzeitig auch eine Bewaffnung zum Zwecke eines Aufstandes — in dem Maße nämlich, als die Regierungswalt zum Hauptorgan der Pogroms wurde. Der Klarstellung dieser Frage war eine Rede gewidmet, die der Verfasser dieser Zeilen vor dem Gerichte hielt.*

Die Angeklagten und die Verteidiger sagten:

„Hoher Gerichtshof! Unsere Behauptung, die Organe der Regierungsgewalt hätten bei der Vorbereitung und Organisierung der Pogroms die führende Rolle gehabt, scheinen Sie für unbewiesen zu halten? Sind die Zeugenaussagen, die hier gemacht wurden, vielleicht ungenügend? Haben Sie die Enthüllungen, die Fürst Urussow, das ehemalige Mitglied des Ministerrates, in der Duma gemacht hat, bereits vergessen? Oder hat Sie der Gendarmeriegeneral Iwanow überzeugt, der hier unter Eid aussagte, daß die Reden über die Pogroms nur ein Vorwand waren für die Bewaffnung der Massen? Haben Sie dem Zeugen Statkowski, dem Beamten der „Abteilung für inneren Schutz“ Glauben geschenkt, der unter Eid aussagte, daß er in Petersburg nie eine Pogromflugschrift gesehen habe? Aber sehen Sie nur! Hier ist die beglaubigte Abschrift eines Briefes des früheren Direktors des Polizeidepartements Lopuchin an den Minister des Innern Stolypin.** Auf Grund der Nachforschungen, die er speziell im Auftrage des Grafen Witte angestellt hat, bestätigt Herr Lopuchin, daß die Pogromflugschriften, die der Zeuge Statkowski nie gesehen haben will, in der Druckerei derselben „Abteilung für inneren Schutz“ gedruckt wurden, in der Statkowski Beamter ist; daß diese Flugschriften durch die Agenten der Abteilung, sowie durch die Mitglieder der monarchistischen Parteien in ganz Rußland verbreitet wurden; daß zwischen dem Polizeidepartement und den Banden der Schwarzen Hundert eine enge organisatorische Beziehung besteht; daß an der Spitze dieser verbrecherischen Organisation zur Zeit des Delegiertenrates General Trepow gestanden hat, der als Palastkommandant eine ungeheuere Macht besaß, persönlich dem Zaren Vortrag hielt über die Tätigkeit der Polizei und über die Köpfe aller Minister hinweg für seine Pogromtätigkeit über ungeheuere Summen verfügte.

---

* Wir bringen diese Rede in einem anderen Abschnitt nach dem in Rußland nicht veröffentlichten stenographischen Bericht.

** Im Kabinett Goremykin war Stolypin Minister des Innern.

Gendarm-General Iwanow, der die Voruntersuchung leitete, als Zeuge vor Gericht.

Und nun noch eine Tatsache, hoher Gerichtshof! Viele Flugblätter der Schwarzen Hundert — Sie haben sie in den Akten der Voruntersuchung — haben die Mitglieder des Arbeiterdelegiertenrates beschuldigt, Arbeitergelder geraubt zu haben. Der Gendarmeriegeneral Zwanow leitete auf Grund dieser Blätter eine besondere, natürlich völlig resultatlose Untersuchung in den Petersburger Fabriken und Werkstätten ein. Wir Revolutionäre sind an solche Methoden seitens der Behörden gewöhnt. Aber selbst wir, die wir so weit davon entfernt sind, die Gendarmerie zu idealisieren, selbst wir ahnten es nicht, wie weit diese Institution zu gehen imstande ist. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Flugblätter, die den Arbeiterrat des Raubes von Arbeitergeldern beschuldigten, in eben derselben Gendarmerieverwaltung verfaßt und geheim gedruckt wurden, an der General Zwanow beamtet ist. Auch diese Tatsache wird von Herrn Lopuchin bestätigt. Hoher Gerichtshof! Hier ist die Abschrift des Briefes mit der Unterschrift des Autors selbst. Wir fordern, daß dieses kostbare Dokument, ganz wie es ist, hier im Gerichte verlesen werde. Wir fordern außerdem, daß der Wirkliche Staatsrat Lopuchin als Zeuge hierher berufen werde."

Diese Erklärung wirkte wie ein Donnerschlag auf das Gericht. Die gerichtliche Untersuchung nahte bereits ihrem Ende und der Vorsitzende fühlte sich schon nahe dem Hafen nach stürmischer Fahrt, als er sich nun plötzlich wieder ins offene Meer zurückgeworfen sah. Schon der Brief Lopuchins deutete an, welchen Charakters die geheimnisvollen Rapporte waren, die Trepow dem Zaren erstattete. Das Gericht taumelte in heiliger Scheu vor der Möglichkeit weiterer Enthüllungen zurück. Nach langer Beratung verweigerte es den Angeklagten die Annahme des Briefes und die Heranziehung Lopuchins als Zeugen.

Da erklärten die Angeklagten, daß sie im Gerichtssaale nichts weiter zu tun hätten und verlangten in energischer Weise, in ihre Einzelzellen zurückgebracht zu werden.

Wir wurden fortgeführt. Gleichzeitig entfernten sich auch unsere Verteidiger aus dem Gerichtssaale. In Abwesenheit der Angeklagten, der Advokaten und des Publikums hielt der Staatsanwalt seine trockene und „korrekte" Rede. Bei fast leerem Saale verkündete der Gerichtshof sein Urteil. Die Frage der Beschaffung von Waffen zum Zwecke eines Aufstandes wurde verneint. Fünfzehn Angeklagte, darunter der Verfasser dieser Zeilen, wurden zum Verluste aller Bürgerrechte und zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien, zwei Angeklagte zu kürzerer Gefängnishaft verurteilt. Die übrigen wurden freigesprochen.

Der Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates machte einen ungeheueren Eindruck auf das ganze Land. Man kann mit Sicherheit sagen, daß der kolossale Erfolg der Sozialdemokratie bei den Wahlen für die zweite Duma der agitatorischen Wirkung des Gerichtes über das revolutionäre Parlament des Petersburger Proletariats zu danken ist.

Der Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates hat zu einer Episode geführt, die es verdient, hier erwähnt zu werden.

Am 15. November, an dem Tage der Urteilsverkündung in seiner endgültigen Form, erschien in der „Nowoje Wremja" ein Brief des aus dem Auslande zurückgekehrten Grafen Witte anläßlich des Prozesses des Arbeiterdelegiertenrates. Hier wehrte sich der Graf gegen die Angriffe der bureaukratischen Rechten, indem er nicht nur auf die Ehre verzichtete, der Hauptanstifter der russischen Revolution zu sein, sondern seine persönlichen Beziehungen zu dem Delegiertenrate rundweg leugnete. Die Zeugenaussagen, sowie die Aussagen der Angeklagten nannte er mit eiserner Stirne „erfunden zum Zwecke der Verteidigung", indem er offenbar keine Erwiderung aus den Gefängnismauern heraus erwartete. Aber der Graf täuschte sich.

„Wir sind uns", so lautete die gemeinsame Erwiderung der Verurteilten, die von dem Verfasser dieses Buches geschrieben und im „Towarischtsch" vom 18. November abgedruckt war, „des Unterschiedes zwischen unserer politischen Art und der des Grafen Witte zu sehr bewußt, um es für möglich zu erachten, daß wir dem ehemaligen Premierminister jene Gründe klarmachen könnten, die uns, die Vertreter des Proletariats, unserer ganzen politischen Tätigkeit nach zwingen, die Wahrheit zu sagen. Wir halten es jedoch am Platze, auf die Rede des Herrn Staatsanwalts hinzuweisen. Ein Ankläger ex professo, ein Beamter der uns feindlichen Regierung, hat zugegeben, daß wir ihm in unseren Erklärungen und Reden „ohne Kampf" das Material für die Anklage — die Anklage, nicht die Verteidigung! — geliefert haben, und er nannte unsere Aussagen vor dem Gerichte wahrheitsgemäß und aufrichtig."

Wahrheit und Aufrichtigkeit — das sind Eigenschaften, die nicht nur politische Gegner, sondern auch Lobredner von Beruf dem Grafen Witte nie zugesprochen haben.

Ferner legte das Kollektivschreiben die ganze Unvorsichtigkeit des Leugnens seitens des Grafen Witte* dokumentarisch nieder und schloß mit den Zeilen, die das Ergebnis des Gerichts über das revolutionäre Parlament des Petersburger Proletariats klarlegten.

„Mögen die Ziele und Beweggründe der Berichtigung des Grafen Witte welche immer gewesen sein", so hieß es in unserem Schreiben, „so unvorsichtig sie auch erschien, sie kam doch gar sehr zur rechten Zeit, um, wie ein letzter Pinselstrich, das Wesen der Regierungsgewalt, wie es dem Delegiertenrate in jenen Tagen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, fertig zu zeichnen." Wir werden uns erlauben, mit einigen Worten bei diesem Bilde zu verweilen.

Graf Witte betont die Tatsache, daß gerade er es war, der uns den Händen der Gerechtigkeit übergab. Der Tag dieser historischen Tat ist, wie

---

* Graf Witte mußte dann seine Beziehungen zum Delegiertenrat zugeben, erklärte aber, daß er in den Abgesandten des Rates nur die Vertreter der Arbeiter hatte sehen wollen.

wir schon oben sagten, der 16. Dezember 1905. Dann gingen wir durch die Hände der „Abteilung für inneren Schutz", hernach durch die der Gendarmerieverwaltung und gelangten dann vor das Gericht.

Vor dem Gerichte figurierten als Zeugen zwei Beamte der „Schutzabteilung". Auf die Frage, ob im Herbst des vergangenen Jahres ein Pogrom in Petersburg vorbereitet wurde, antworteten sie auf das entschiedenste nein! und erklärten, kein einziges Flugblatt gesehen zu haben, das zu Progroms aufforderte. Nun aber bezeugt der ehemalige Direktor des Polizeidepartements, Wirklicher Staatsrat Lopuchin, daß die Pogromflugschriften gerade zu jener Zeit in der „Schutzabteilung" gedruckt wurden. Dies die erste Etappe der „Gerechtigkeit", der Graf Witte uns auslieferte.

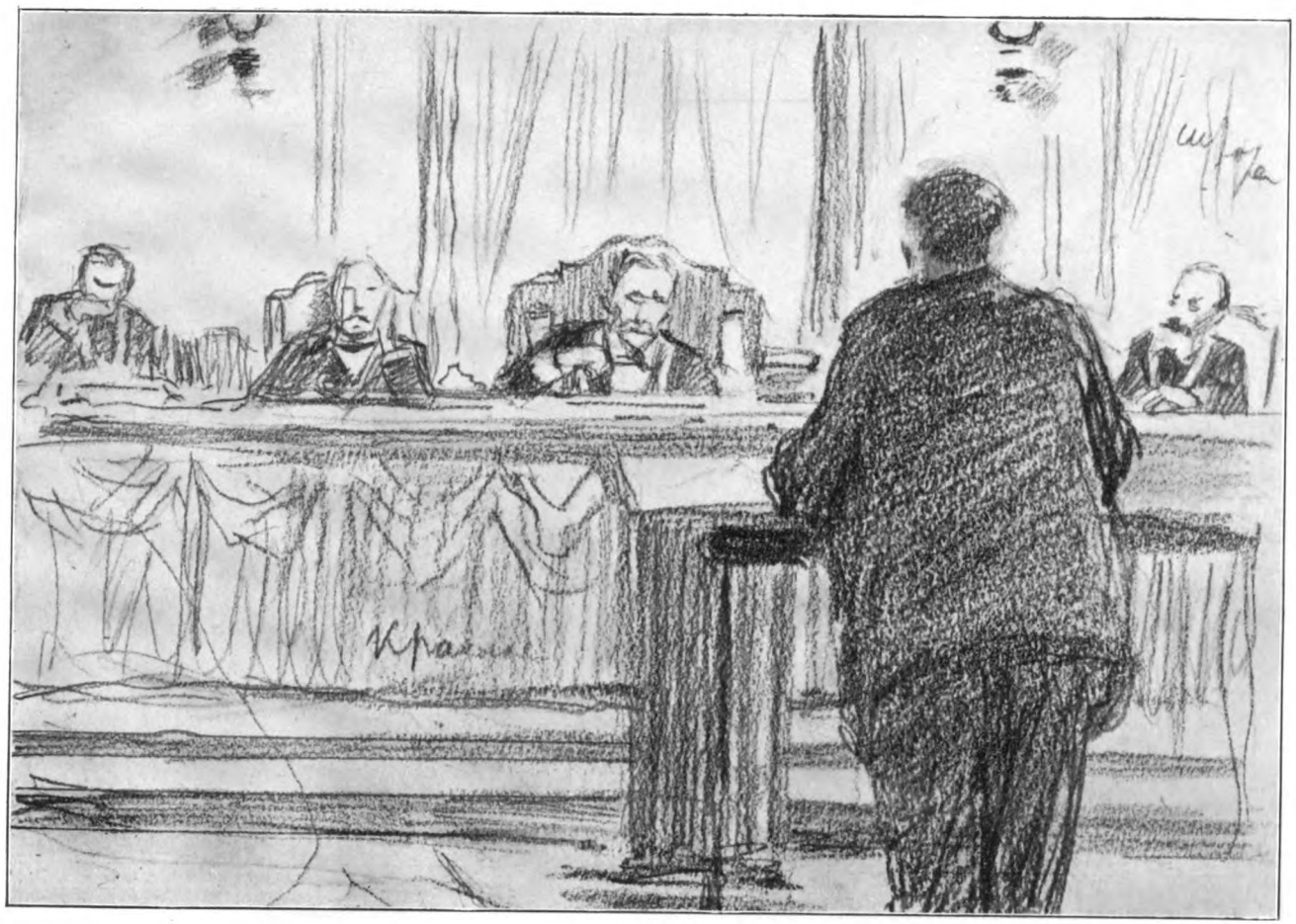
Ferner erschienen vor Gericht die Gendarmerieoffiziere, die das Verhör in Sachen des Delegiertenrates geleitet hatten. Nach ihren eigenen Worten waren die Blätter der Schwarzen Hundert die Veranlassung zu ihrer Untersuchung betreffs der von den Delegierten geraubten Gelder. Der Herr Staatsanwalt nannte diese Blätter lügenhaft und verleumderisch. Und was sehen wir? Herr Lupochin bezeugt, daß diese lügenhaften und verleumderischen Blätter in derselben Gendarmerieabteilung gedruckt wurden, die das Verhör in Sachen des Delegiertenrates leitete. Das ist die zweite Etappe auf dem Wege der Gerechtigkeit.

Als wir nach zehn Monaten vor Gericht standen, erlaubte uns dieses, auf alles das hinzuweisen und alles das klarzustellen, was in den Grundzügen auch schon vor dem Prozesse bekannt war. Kaum aber versuchten wir es klarzulegen und zu beweisen, daß wir damals gar keine Regierungsgewalt vor uns gehabt hatten, daß ihre tatkräftigsten Organe sich in antirevolutionäre Vereinigungen verwandelt hatten, die nicht nur die geschriebenen Gesetze, sondern auch alle Gebote der menschlichen Moral mißachteten, daß die Personen, die das größte Vertrauen der Regierung besaßen, eine allrussische Pogromorganisation gebildet hatten und daß der Arbeiterdelegiertenrat wesentlich die Aufgaben einer Volkswehr erfüllte, — kaum hatten wir zu diesem Zwecke verlangt, der dank unserem Prozesse berühmt gewordene Brief des Herrn Lopuchin möge in die Akten eingereiht und — was die Hauptsache war — Lopuchin selbst möge als Zeuge vernommen werden — kaum hatten wir dies versucht, als das Gericht uns, ohne sich auch nur im entferntesten an das Recht zu kehren, mit starker Faust den Mund schloß. So sieht die dritte Etappe des Witteschen Gerechtigkeitsverfahrens aus.

Und nun, wo der Prozeß zu Ende geführt, das Urteil gesprochen ist, erscheint Graf Witte und versucht, seine politischen Gegner, die er völlig besiegt glaubte, nochmals und hinterrücks anzufallen. Mit derselben Entschiedenheit, mit der die Beamten der „Schutzabteilung" beteuerten, auch nicht ein einziges Pogromflugblatt gesehen zu haben, behauptet jetzt Graf Witte, daß er in keinerlei Beziehung zum Delegiertenrate gestanden habe. Mit der gleichen Entschiedenheit und — mit der gleichen Wahrhaftigkeit!

Mit Ruhe blicken wir auf diese vier Etappen des offiziellen Gerichts, das über uns urteilte, zurück. Die Vertreter der Macht haben uns „alle Rechte“ genommen und schicken uns in die Verbannung. Aber sie sind zu schwach, um uns das Recht auf das Vertrauen des Proletariats und das aller ehrlichen Mitbürger zu rauben. Wie in allen anderen Fragen unseres nationalen Seins, so hat auch in unserer Sache das Volk das letzte Wort. Mit vollem Vertrauen appellieren wir an sein Gewissen

Untersuchungsgefängnis, 17. November 1906.



Ein Zeuge vor Gericht.

Der Arbeiterdelegiertenrat und die Staatsanwaltschaft.

Petersburger Untersuchungsgefängnis,
Juli 1906.

Der Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates bildet bloß eine einzelne Episode im Kampfe der Revolution mit der Peterhofer Verschwörerregierung. Schwerlich findet sich sogar unter den vom Polizeigeist erfüllten Vertretern der Staatsanwaltschaft irgend jemand, der tatsächlich der Ansicht wäre, daß das Gericht über die Mitglieder des Delegiertenrates ein juristisch rechtmäßiger Akt gewesen sei; daß der Prozeß auf die selbständige Initiative der gerichtlichen Gewalt angeregt worden und geführt worden sei, und daß er sich endlich im Namen der „inneren Anforderungen" des Rechts vollzogen habe. Jedermann weiß, daß die Verhaftung des Arbeiterdelegiertenrates kein juridischer, sondern ein kriegspolitischer Akt war und eines der Momente jener blutigen Kampagne darstellt, die die vom Volke verleugnete und geschmähte Regierung führt.

Wir wollen hier nicht die Frage näher untersuchen, weshalb bei den Arbeitervertretern von allen sich darbietenden Verfahrensarten der relativ komplizierte Weg des Gerichtshofverfahrens in Anwesenheit von Ständevertretern gewählt wurde. Der Regierung stand eine ganze Reihe anderer nicht weniger wirksamer und doch weit einfacherer Mittel zur Verfügung. Neben dem reichen Arsenal der administrativen Maßnahmen kann auf das Kriegsgericht hingewiesen werden, oder auf jenes Gericht, dessen Namen wir zwar in den Lehrbüchern der Rechtswissenschaft nicht finden, das aber vielerorts mit Erfolg angewendet wurde. Es besteht einfach darin, daß man dem Angeschuldigten empfiehlt, sich gefälligst einige Schritte von den Richtern zu entfernen und ihnen den Rücken zuzukehren. Nachdem die Angeklagten dieser Prozeßformalität nachgekommen sind, ertönt eine Salve, die hier die Rolle des Richtspruches übernimmt und den Vorzug hat, weder Berufung noch Kassation auch nur den Namen nach zu kennen.

Wie die Sache aber lag, hat die Regierung, anstatt sich der von ihren Agenten vorgemerkten 52 Personen im Geheimen zu entledigen, einen gerichtlichen Prozeß organisiert, und auf diese Weise kam nicht einfach ein Prozeß gegen 52 Personen, sondern ein Prozeß des Arbeiterdelegiertenrates zustande. Durch diesen Schritt zwingt sie uns zu einer Kritik der von ihr eingenommenen juristischen Position.

Nach der Anklageschrift wurden die in ihr angeführten 52 Personen beschuldigt, „als Teilnehmer einer Verbindung beigetreten zu sein . . ., die sich

mit ihrem Wissen die Aufgabe gestellt hatte, die in Rußland durch die Grundgesetze festgesetzte Regierungsform durch ihre Tätigkeit gewaltsam umzustürzen und durch die demokratische Republik zu ersetzen" . . .

Das ist der Hauptbestandteil der ganzen Anklage, die dem Inhalt der Artikel 101 und 102 des Strafgesetzbuches entsprechen soll.

Die Anklageschrift schildert also den Arbeiterdelegiertenrat als eine revolutionäre „Verbindung", die sich auf dem Boden einer vorher formulierten politischen Aufgabe gebildet, als eine Organisation, in der jedes Mitglied durch die alleinige Tatsache seines Eintritts ein bestimmtes, vorher aufgestelltes politisches Programm anerkannt hat. Eine solche Kennzeichnung des Delegiertenrates steht in vollstem Widerspruch mit der Entstehungsgeschichte dieser „Verbindung", wie sie selbst in der Anklageschrift wiedergegeben wird. Auf der ersten Seite derselben lesen wir, daß die Initiatoren des in der Folge gebildeten Delegiertenrates die Arbeiter aufgefordert hätten, „Delegierte in ein Arbeiterkomitee zu entsenden, das der Arbeiterbewegung Organisation, Geschlossenheit und Macht verleihen" und als „Vertreter der Petersburger Arbeiter vor der übrigen Gesellschaft" erscheinen würde. „Und in der Tat" — setzt die Anklageschrift fort — „fanden damals schon auf vielen Fabriken die Delegiertenwahlen statt." Worin bestand nun das politische Programm des im Entstehen begriffenen Delegiertenrates? Es gab überhaupt keins. Ja, noch mehr: es konnte überhaupt keins geben, denn, wie aus obigem ersichtlich, bildete sich der Delegiertenrat nicht auf dem Boden des Zusammenschließens politischer Gesinnungsgenossen (wie eine Partei oder eine verschwörerische Organisation), sondern auf dem Boden der Repräsentation (wie ein Magistrat oder eine Landschaftsverwaltung). Aus den Entstehungsbedingungen des Delegiertenrates selbst ist unwiderlegbar ersichtlich, daß die in der Anklageschrift angeführten Personen, ebenso wie die übrigen Mitglieder des Delegiertenrates, nicht einer verschwörerischen Verbindung beitraten, die sich mit ihrem Wissen das Ziel gesteckt hatte, die vorhandene Regierungsform gewaltsam umzustürzen und eine demokratische Republik an deren Stelle zu setzen, sondern einer repräsentativen Körperschaft, deren Tendenz erst durch die nachfolgende Mitarbeit ihrer Mitglieder bestimmt werden mußte.

Wenn der Delegiertenrat eine Verbindung darstellt, auf die die Artikel 101 und 102 Anwendung finden, wo liegen denn die Grenzen dieser Verbindung? Die Delegierten treten in den Delegiertenrat nicht nach eigenem Wunsch, als Mitglieder einer Verbindung ein — sie werden von ihren Wählern dahin *entsandt*. Andererseits wird die Körperschaft der Wähler niemals aufgelöst. Sie bleibt stets auf der Fabrik zurück, vor ihr legt der Delegierte Rechenschaft über seine Tätigkeit ab, und sie beeinflußt durch ihren Vertreter die Tätigkeit des Delegiertenrates auf die entschiedenste Weise. In allen wichtigsten Fragen — Streiks, Kampf für den Achtstundentag, Bewaffnung der Arbeiter — ging die Initiative nicht vom Delegiertenrat, sondern von den vorgeschrittensten Fabriken aus. Die Arbeiterversammlungen faßten Be-

Die Bank der Verteidiger im Prozeß gegen den Arbeiter-Delegiertenrat.

schlüsse, die von den Delegierten im Arbeiterrat eingebracht wurden. Die Organisation des Delegiertenrates war mithin — formell und de facto — die Organisation der überwältigenden Majorität der Petersburger Arbeiterschaft. Dieser Organisation lag eine Gemeinschaft von Wählerkörperschaften zugrunde, gegenüber welcher der Delegiertenrat in gewissem Sinne dieselbe Rolle spielte wie das Exekutivkomitee gegenüber dem Delegiertenrate. Die Anklageschrift erkennt dies in einem Falle in kategorischer Weise an. „Das Bestreben des Delegiertenrates, die allgemeine Bewaffnung durchzuführen" — heißt es in der Anklageschrift — „wurde ausgedrückt ... in den Beschlüssen und Resolutionen der einzelnen Organisationen, die dem Arbeiterkomitee angehörten", worauf die Anklageschrift den entsprechenden Beschluß der Versammlung der Arbeiter des graphischen Gewerbes anführt. Doch, wenn der Verband der Arbeiter des graphischen Gewerbes, nach Ansicht der Staatsanwaltschaft dem Delegiertenrate (richtiger: der Organisation des Delegiertenrates) „angehörte", so wurde jedes Mitglied des Verbandes zum Mitglied einer Verbindung, die sich die Aufgabe gestellt, die vorhandene Staatsform gewaltsam umzustürzen usw. usw. Jedoch nicht nur der Verband der Arbeiter des graphischen Gewerbes, die Arbeiter jeder Fabrik traten durch Entsendung ihrer Delegierten der Organisation des Petersburger Proletariates als Körperschaft bei. Und wenn die Prokuratur die volle und konsequente Anwendung der Artikel 101 und 102, gemäß ihrem inneren Sinn und Gehalt im Auge hatte, so mußten nicht weniger als 200 000 Petersburger Arbeiter die Anklagebank einnehmen. Das war auch der Standpunkt dieser Arbeiter, die im Juni in einer ganzen Reihe energischer Resolutionen die Forderung aufstellten, daß sie zur gerichtlichen Verantwortung gezogen würden. Und diese Forderung war keine politische Demonstration, sie erinnerte die Staatsanwaltschaft an ihre elementarsten juristischen Pflichten.

Allein juristische Pflichten sind das letzte, was die Staatsanwaltschaft im Auge hatte. Sie wußte, daß die Regierung nach einigen Dutzend neuer Opfer lechzte, um ihren „Sieg" zu krönen — und sie beschränkte deshalb die Zahl der Angeklagten durch eine ganze Reihe handgreiflicher Widersprüche und grober Sophismen.

1. Sie ignorierte vollkommen den Charakter des Delegiertenrates als einer gewählten Vertretung und betrachtete ihn als einen Bund revolutionärer Gesinnungsgenossen.

2. Da sich der Gesamtbestand des Delegiertenrates, 500 bis 600 Personen, für ein tendenziöses Gerichtsverfahren über Verschwörer, die das Kommando über die Arbeitermassen in Händen hatten, als zu groß erwies, hat die Staatsanwaltschaft vollkommen willkürlich das Exekutivkomitee ausgeschieden. Sie ignoriert vollkommen bewußt den Charakter des Exekutivkomitees als einer gewählten Vertretung, wie seine fortwährend schwankende Zusammensetzung und schreibt dem Exekutivkomitee ohne Rücksicht auf die vorliegenden Dokumente Beschlüsse zu, die vom Delegiertenrate in pleno angenommen wurden.

3. Aus dem Bestande des Delegiertenrates hat die Staatsanwaltschaft neben den Mitgliedern des Exekutivkomitees bloß diejenigen Mitglieder zur Verantwortung gezogen, die „sich an der Tätigkeit des Delegiertenrates persönlich aktiv beteiligt haben". Eine derartige Ausscheidung beruht auf vollster Willkür. Das „Strafgesetzbuch" bestraft nicht nur die „aktive, persönliche Anteilnahme", sondern sogar die einfache Zugehörigkeit zu einer verbrecherischen Verbindung. Der Charakter dieser Anteilnahme ist bloß für den Grad der Strafe ausschlaggebend.

Was ist nun das Kriterium der Staatsanwaltschaft? Als genügender Beweis der aktiven, persönlichen Anteilnahme an der Tätigkeit einer Verbindung, die sich die Aufgabe gestellt, die bestehende Staatsreform gewaltsam umzustürzen, erscheint in den Augen der Anklagebehörde zum Beispiel die Kontrolle der Eintrittsbillette, die Teilnahme an einem Streikposten und endlich das eigene Bekenntnis über die nackte Tatsache der Zugehörigkeit zum Bestand des Delegiertenrates. So führte die Staatsanwaltschaft hinsichtlich der Angeklagten Krassin, Lukanin, Zwanow und Marlottow bloß deren eigenes Bekenntnis an, daß sie dem Delegiertenrat angehörten, und gelangte daraufhin auf ganz unerklärliche Weise zu der Schlußfolgerung, daß die genannten Personen eine „aktive, persönliche Anteilnahme" an den Tag gelegt hätten.

4. Wenn hinzugefügt wird, daß einige „Andersstämmige", die als Gäste anwesend waren, nicht in geringster Beziehung zum Delegiertenrat standen und auf den Sitzungen desselben kein einziges Wort gesprochen hatten, am 16. Dezember vollkommen zufällig arretiert wurden, so gewinnen wir eine gewisse Vorstellung von der ungeheuerlichen Willkür, die die Staatsanwaltschaft in der Auswahl der Angeklagten an den Tag legte.

5. Doch auch das ist nicht alles. Nach dem 16. Dezember wurden die Ueberreste des Delegiertenrates durch neue Mitglieder komplettiert, das Exekutivkomitee wurde wieder hergestellt, die „Nachrichten" setzten ihr Erscheinen fort (Nr. 8 erschien am Tage nach der Verhaftung des Delegiertenrates) und der wiederhergestellte Delegiertenrat erließ eine Aufforderung zum Dezemberstreik. Bald darauf wurde das Exekutivkomitee des neuen Delegiertenrates verhaftet. Und was geschah? Obwohl er nur die Arbeiten des alten Delegiertenrates fortsetzte und sich in seinen Zielen und Kampfesmethoden durch nichts von seinem Vorgänger unterschied, wird der Prozeß des neuen Delegiertenrates aus irgend welchen Gründen nicht auf gerichtlichem Wege eingeleitet, sondern auf den Weg der administrativen Aburteilung gelenkt.

Stand der Delegiertenrat auf dem Boden des Rechts? Nein, er stand nicht und konnte nicht auf ihm stehen, denn ein solcher Boden war gar nicht vorhanden.

Der Petersburger Arbeiterdelegiertenrat konnte sich, wenn er auch wollte, auf das Manifest vom 30. Oktober nicht stützen — und das schon aus dem Grunde nicht, weil er vor dem Manifest entstand: der Delegiertenrat wurde

von derselben revolutionären Bewegung geboren, die selbst das Manifest ins Leben gerufen hatte.

Die Anklageschrift basiert voll und ganz auf der groben Fiktion der Kontinuität unseres Rechts im Laufe des letzten Jahres. Die Staatsanwaltschaft geht von der fanatischen Voraussetzung aus, als hätten alle Artikel des Strafgesetzbuches während der ganzen Zeit ihre Wirksamkeit bewahrt, als wäre ihre Anwendung niemals unterbrochen, als wären sie niemals abgeschafft worden — wenn nicht juristisch, so doch de facto.

In Wirklichkeit war eine ganze Reihe von Artikeln durch die Revolution aus dem Strafgesetzbuch ausgeschaltet worden — und das unter stillschweigender Zustimmung der Regierungsgewalt.

Stützten sich die Landschaftskongresse auf das Recht? Kümmerten sich die Bankette und die Manifestationen um das Strafgesetzbuch? Beobachtete die Presse das Zensurreglement? Entstanden nicht die Verbände der Intelligenz vollkommen straflos auf dem Boden des sogenannten „Anmeldungsprinzips"?

Bleiben wir aber beim Schicksal des Delegiertenrates. Unter der Voraussetzung der Kontinuität der Artikel 101 und 102 des Strafgesetzbuches betrachtet die Staatsanwaltschaft den Delegiertenrat als eine wissentlich verbrecherische Organisation, verbrecherisch vom Tage ihres Entstehens, infolgedessen erscheint schon der Eintritt in den Delegiertenrat als ein Verbrechen. Wie erklärt sich jedoch von diesem Standpunkte aus die Tatsache, daß der höchste Vertreter der Regierungsgewalt mit einer verbrecherischen Verbindung, die sich die revolutionäre Begründung der Republik als Aufgabe gestellt hatte, in Unterhandlungen trat? Wenn man auf dem Standpunkt der Kontinuität des Rechts verharrt, müssen die Unterhandlungen des Grafen Witte mit dem Delegiertenrat als ein Kriminalverbrechen qualifiziert werden.

Zu welchem Widersinn die Staatsanwaltschaft durch ihre Verteidigung des nicht vorhandenen Rechtsbodens gelangt, ist aus dem eben angeführten Beispiel mit Graf Witte ersichtlich.

Nach Anführung der Debatten aus Anlaß der Entsendung einer Deputation zu Witte, zum Zwecke der Befreiung dreier Mitglieder des Delegiertenrates, die bei einem Straßenmeeting vor dem Kasanski Sjobor verhaftet worden waren, nennt die Anklageschrift diese Handlung des Delegiertenrates „einen gesetzmäßigen Versuch der Befreiung der Verhafteten".

Die Staatsanwaltschaft sieht also „Gesetzmäßigkeit" in den Unterhandlungen des Grafen Witte, des höchsten Vertreters der Exekutivgewalt, mit einer revolutionären Verbindung, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Staatsordnung umzustürzen, zu deren Schutz Graf Witte berufen war.

Was war nun das Resultat dieses „gesetzmäßigen Versuches"? Die Anklageschrift stellt vollkommen wahrheitsgetreu die Tatsache fest, daß der Vorsitzende des Ministerkomitees „nach Rücksprache mit dem Stadthauptmann den Befehl erteilte, die Verhafteten frei zu geben". Die Staatsgewalt befriedigte also die Forderungen einer verbrecherischen Verbindung, deren Mit-

glieder nach dem Sinn der Artikel 101 und 102 nicht in das Empfangszimmer des Ministers, sondern ins Zuchthaus (Katorga) gehörten.

Wo war hier die „Gesetzmäßigkeit“? — War das Straßenmeeting vor dem Kasanski Sfobor am 31. Oktober gesetzmäßig? Offenbar nicht, denn die Mitglieder des Delegiertenrates, die es leiteten, wurden verhaftet. War die Entsendung der aus einer regierungsfeindlichen Verbindung hervorgegangenen Deputation an die Regierung gesetzmäßig? Die Staatsanwaltschaft bejaht diese Frage. War die Enthaftung dreier Verbrecher, auf die Forderung einiger hundert anderer Verbrecher hin, gesetzmäßig? Es sollte scheinen, daß gerade die „Gesetzmäßigkeit“ nicht die Freilassung der Verhafteten, sondern die Verhaftung ihrer auf freiem Fuße verbliebenen Helfershelfer erforderte. Oder amnestierte Graf Witte die Verbrecher? Wer verlieh ihm jedoch das Recht der Amnestie?

Der Arbeiterdelegiertenrat stand nicht auf dem Boden des Rechts, doch ebensowenig stand auf diesem Boden die Regierungsgewalt. Einen Rechtsboden gab es nicht.

Die Oktober- und Novembertage setzten ungeheure Massen der Bevölkerung in Bewegung, weckten eine Unmenge tiefer Interessen, schufen neue Formen des politischen Zusammenlebens. Das alte Regime liquidierte mit dem Manifest vom 30. Oktober feierlich seine eigene Existenz. Doch ein neues Regime war noch nicht vorhanden. Die alten Gesetze, die mit dem Manifest in direktem Widerspruch standen, waren nicht aufgehoben. Doch tatsächlich wurden sie auf Schritt und Tritt verletzt. Die neuen Verhältnisse, die neuen Lebensformen konnten im Rahmen der selbstherrischen „Gesetzmäßigkeit“ keinen Raum finden. Die Regierungsgewalt duldete nicht nur tausende Rechtsverletzungen, sondern sie protegierte sie in einem gewissen Maße ganz offen. Nicht genug, daß das Manifest vom 30. Oktober eine ganze Reihe vorhandener Gesetze logisch aufhob, es liquidierte auch selbst den legislativen Apparat des Absolutismus. Die neuen Formen des gesellschaftlichen Lebens entstanden und gediehen unabhängig von jeder juristischen Sanktion. Eine dieser Formen stellte der Delegiertenrat dar.

Das karikaturenhafte Mißverhältnis zwischen den Bestimmungen des Artikels 101 und dem tatsächlichen Wesen des Delegiertenrates erklärt sich daraus, daß der Arbeiterdelegiertenrat eine Institution darstellte, die von den Gesetzen des alten Rußlands nicht im geringsten vorgesehen war. Er entstand in einem Augenblick, als die alte, verfaulte Rechtshülle an allen Nähten platzte und ihre Fetzen vom revolutionären Volke mit Füßen getreten wurden. Der Delegiertenrat entstand nicht deshalb, weil er juridisch rechtmäßig, sondern tatsächlich eine unbedingte Notwendigkeit geworden war.

Als die herrschende Reaktion nach den ersten Stürmen wieder erstarkte, begann sie die in der Praxis verabschiedeten und abgeschafften Gesetze genau so anzuwenden, wie während einer Schlägerei der erste beste Stein, der einen in die Hand fällt, angewendet wird. Als solch ein aufs Geratewohl aufgegriffener Stein figuriert hier der Artikel 101 des Strafgesetzbuches, während

der Obergerichtshof die Rolle einer Schleuder spielen muß: ihm ist anbefohlen, mit einer bestimmten Strafe über Personen herzufallen, die von einer rohen, unwissenden Gendarmerie im Bunde mit der ihr dienenden Staatsanwaltschaft vorgemerkt sind.

Die vom juristischen Standpunkt aus unhaltbare Position der Anklagebehörde tritt besonders grell hervor in der Frage der Anteilnahme der offiziellen Vertreter der Parteien an den Beschlüssen des Delegiertenrates.

Wie jedem, der mit dem Delegiertenrat in irgendwelche Berührung trat, bekannt sein dürfte, waren die Vertreter der Parteien weder im Delegiertenrat noch im Exekutivkomitee stimmberechtigt; sie nahmen Anteil an den Debatten, aber nicht an den Abstimmungen. Das erklärt sich daraus, daß der Delegiertenrat nach dem Prinzip der Vertretung der Arbeiter der einzelnen Etablissements und Gewerbe und nicht der verschiedenen Parteigruppen organisiert war. Die Vertreter der Parteien konnten dem Delegiertenrat durch ihre politische Erfahrung, durch sonstige Kenntnisse dienen und dienten ihm auch, doch sie konnten nicht stimmberechtigt sein, ohne das Prinzip der Vertretung der Arbeitermassen zu verletzen. Sie waren, wenn man sich so ausdrücken darf, die politischen Experten des Delegiertenrates.

Diese unanfechtbare Tatsache, deren Feststellung nicht die geringste Mühe kostete, schuf indessen für die Untersuchungs- und Anklagebehörde außerordentliche Schwierigkeiten.

Die erste Schwierigkeit war rein juristischen Charakters. Wenn der Delegiertenrat eine verbrecherische Verbindung darstellte, die sich im voraus ebensolche Ziele gesteckt hatte, wenn weiter die Angeklagten Mitglieder dieser verbrecherischen Verbindung waren und in dieser ihrer Eigenschaft vor Gericht erscheinen mußten, — was sollte denn mit jenen Angeklagten geschehen, die bloß eine beratende Stimme besaßen und ihren Standpunkt propagieren konnten, aber nicht berechtigt waren, das zu tun, was für das Mitglied einer Verbindung charakteristisch ist, — an den Abstimmungen, das heißt an der direkten und unmittelbaren Leitung des kollektiven Willens der verbrecherischen Gemeinschaft Anteil zu nehmen? Wie das Gutachten eines Sachverständigen vor Gericht einen ungeheuren Einfluß ausüben kann, ohne daß dieser für das Urteil selber verantwortlich zu machen ist, so machen auch die Aeußerungen der Vertreter der Partei, welchen Einfluß sie auf die Tätigkeit des gesamten Delegiertenrates auch immer ausüben mochten, diejenigen Personen juridisch nicht verantwortlich, die dem Delegiertenrate erklärten: das ist unsere Ueberzeugung, das ist die Ansicht unserer Partei, die Entscheidung liegt jedoch nur in Euren Händen. Es versteht sich von selbst, daß es den Vertretern der Parteien vollkommen fern lag, sich hinter dieses Argument vor der Staatsanwaltschaft zu verstecken. Die Staatsanwaltschaft verteidigte ja weder den „Gesetzesparagraphen", noch „Gesetz" und „Recht", sondern die Interessen einer bestimmten Kaste. Und da die Vertreter der Parteien die Interessen dieser Kaste durch ihre Tätigkeit nicht minder untergruben, wie alle übrigen Mitglieder des Delegiertenrates, so ist es ganz natürlich, daß die Rache der

Regierung in Form des Richterspruches des Obergerichtshofes in demselben Grade über sie hereinstürzen muß, wie über die Vertreter der Fabriken und Werke. Eines aber unterliegt keinem Zweifel: Wenn die Qualifizierung der Delegierten als Mitglieder einer verbrecherischen Verbindung bloß durch die gewissenloseste Vergewaltigung der Tatsachen und ihres juristischen Inhaltes bewerkstelligt werden konnte, so stellt die Anwendung des Artikels 101 gegenüber den Vertretern der Parteien im Delegiertenrate ein verkörpertes juristisches Absurdum dar. So urteilt wenigstens die menschliche Logik, und die juristische Logik kann nicht anders gestaltet sein als die allgemein menschliche Logik, auf ein spezielles Gebiet angewendet.

Die zweite Schwierigkeit, auf die die Staatsanwaltschaft bei den Delegierten der Parteien im Delegiertenrate stieß, war politischer Natur. Die Aufgabe, die zuerst dem Gendarmeriegeneral Zwanoff und später dem Prokuratorgehilfen Herrn Baltz, oder dem, der ihn begeisterte, den Weg wies, war höchst einfach. Der Delegiertenrat sollte als eine verschwörerische Organisation dargestellt werden, die unter dem Drucke eines Häufleins energischer Revolutionäre die terrorisierte Masse befehligte. Gegen eine solche jakobinisch-politische Parodie auf den Delegiertenrat protestierte alles: die Zusammensetzung des Delegiertenrates, der offene Charakter seiner Tätigkeit, die Art der Beratung und Entscheidung aller Fragen und endlich die Nichtberechtigung der Vertreter der Parteien an den Abstimmungen teilzunehmen. Was tut nun die Untersuchungsbehörde? Sprechen die Tatsachen gegen sie, um so schlimmer für die Tatsachen: diese werden von ihr auf administrativem Wege aus der Welt geschafft. Aus den Protokollen, aus der Stimmenzahl und endlich aus den Angaben ihrer eigenen Agenten konnte die Gendarmerie ohne irgendwelche Mühe feststellen, daß die Vertreter der Parteien im Delegiertenrate bloß eine konsultative Rolle spielten. Die Gendarmerie wußte das; doch da diese Tatsache den Schwung ihrer staatlichen Erwägungen und Kombinationen hemmte, griff sie vollkommen bewußt zu allem, was die Staatsanwaltschaft irreführen konnte. Ungeachtet der enormen Wichtigkeit der Frage über die juristische Stellung der Vertreter der Parteien im Delegiertenrate wurde diese Frage von der Gendarmerie während der Verhöre systematisch *umgangen*. Die wißbegierige Gendarmerie interessiert sich angelegentlichst für die Frage, welche Plätze die einzelnen Mitglieder des Exekutivkomitees während der Sitzungen einnahmen, wie sie durch das Erkerzimmer eintraten und hinausgingen usw., sie interessiert sich aber nicht im geringsten dafür, ob die anwesenden 70 Sozialdemokraten, und 35 Sozialrevolutionäre — im ganzen also 105 Personen — in den Fragen über den allgemeinen Streik, den Achtstundentag usw. das Stimmrecht besaßen. Sie richtete gewisse Fragen weder an die Angeklagten noch an die Zeugen, um der Feststellung bestimmter, ihr sehr unbequemer Tatsachen aus dem Wege zu gehen.

Wir sagten früher, daß die Untersuchungsbehörde infolgedessen die Anklagebehörde irreführte. War dem aber so? Die Staatsanwaltschaft wohnt in der Person eines ihrer Vertreter den Verhören bei oder unterzeichnet das

aufgenommene Protokoll. Sie hat also stets die Möglichkeit, ihr Interesse für die Eruierung des wahren Sachverhaltes an den Tag zu legen. Es ist eben nur nötig, daß dieses Interesse bei ihr vorhanden sei. Es braucht wohl aber nicht erst besonders versichert zu werden, daß nicht die geringste Spur von diesem Interesse bei ihr zu entdecken war. Sie verdeckte nicht nur handgreifliche „Mängel" der Voruntersuchung, sondern benutzte sie sogar zu wissentlich falschen Schlußfolgerungen.

In plumpster Form tritt dieser Zug in dem Teil der Anklageschrift zutage, der die Tätigkeit des Delegiertenrates auf dem Gebiete der Bewaffnung der Arbeiter behandelt.

Wir wollen hier die Frage über den bewaffneten Aufstand und die Stellungnahme des Delegiertenrates zu derselben nicht erörtern. Dieses Thema ist in anderen Artikeln behandelt worden. Hier genügt es uns vollkommen, zu erklären, daß sich der bewaffnete Aufstand als revolutionäre Idee, die die Massen begeisterte und die Tätigkeit ihrer gewählten Vertretung lenkte, von der staatsanwaltlich-politischen „Idee" des bewaffneten Aufstandes ebenso unterscheidet, wie der „Arbeiterdelegiertenrat" von einer „Verbindung", die vom Artikel 101 vorgesehen wird. Legen aber die Untersuchungs- und Anklagebehörden ein trostloses, rein polizeiliches Unverständnis an den Tag, verwickeln sie sich hilflos in den politischen Ideen desselben, um so heftiger tritt bei ihnen das Bestreben hervor, die Anklage auf einem so einfachen, mechanischen Ding zu begründen, wie einer Browningpistole.

Trotzdem die Gendarmerieuntersuchung, wie wir weiter sehen werden, der Staatsanwaltschaft nur äußerst bescheidenes Material in dieser Frage zur Verfügung stellen konnte, unternahm der Verfasser der Anklageschrift den durch seine Kühnheit bemerkenswerten Versuch, die Tatsache der massenhaften Bewaffnung der Arbeiter durch das Exekutivkomitee zum Zweck eines bewaffneten Aufstandes zu beweisen. Die entsprechende Stelle der Anklageschrift soll wörtlich zitiert und in ihren Details näher untersucht werden.

„In diese Zeit (Ende November) — heißt es in der Anklageschrift — fällt offenbar auch die tatsächliche Verwirklichung aller oben angeführten Absichten des Exekutivkomitees bezüglich der Bewaffnung der Petersburger Arbeiter, denn nach den Worten des Delegierten der Tabakfabrik von Bogdanoff, Grigorij Lewkin, wurde auf einer der Sitzungen gegen Ende November beschlossen (von wem?), zur Unterstützung der Demonstrationen bewaffnete Zehnt- und Hundertschaften zu bilden, und eben zu dieser Zeit wies der Delegierte Nikolaus Njemzow auf das Fehlen von Waffen bei den Arbeitern hin, und unter den Anwesenden (wo?) wurde die Einsammlung von Geldspenden zum Zweck der Bewaffnung eröffnet." Wir erfahren also, daß das Exekutivkomitee Ende November „alle" seine Absichten in bezug auf die Bewaffnung des Proletariats verwirklichte. Wodurch wird das bewiesen? Durch zwei unanfechtbare Zeugnisse. Erstens sagte Grigorij Lewkin aus, daß um diese Zeit (offenbar vom Delegiertenrat) der Beschluß gefaßt worden war, bewaffnete Zehnt- und Hundertschaften zu bilden. Unterliegt es danach einem

Zweifel, daß der Delegiertenrat Ende November alle seine Absichten bezüglich der Bewaffnung der Massen verwirklichte, wenn er eben um diese Zeit die ... Absicht aussprach (oder den Beschluß faßte), Zehnt- und Hundertschaften zu organisieren? Hat aber der Delegiertenrat in der Tat einen solchen Beschluß gefaßt? Keine Spur. Die Anklageschrift beruft sich gegebenenfalls nicht auf einen Beschluß des Delegiertenrates (dieser hat tatsächlich nicht existiert), sondern auf die Rede eines Mitgliedes des Delegiertenrates.

Die Staatsanwaltschaft beruft sich also zum Beweis der Verwirklichung der „Absichten" auf eine Resolution, die sogar, wenn sie angenommen worden wäre, bloß eine dieser „Absichten" zum Ausdruck gebracht hätte.

Den zweiten Beweis für die Bewaffnung der Petersburger Arbeiter gegen Ende November lieferte Nikolaus Njemzow, der „eben um diese Zeit (!) auf das Fehlen von Waffen bei den Arbeitern hinwies". Es ist natürlich nicht leicht zu begreifen, wie dieser Hinweis auf das Fehlen von Waffen als Beweis ihres Vorhandenseins aufgefaßt werden kann. Es wird zwar weiter hinzugefügt, daß „unter den Anwesenden die Einsammlung von Geldspenden zum Zweck der Bewaffnung eröffnet wurde". Daß Geldsammlungen zum Zweck der Beschaffung von Waffen unter den Arbeitern vorgenommen wurden, unterliegt keinem Zweifel. Angenommen, daß sie auch im speziellen Falle, den die Staatsanwaltschaft im Auge hat, vorgenommen wurden. Es bleibt aber dennoch vollkommen unbegreiflich, wie aus diesem Umstande gefolgert werden kann, daß „in diese Zeit die tatsächliche Verwirklichung aller oben angeführten Absichten des Exekutivkomitees bezüglich der Bewaffnung der Petersburger Arbeiter fällt". Weiter: wem machte Nikolaus Njemzow Hinweisungen über das Fehlen von Waffen? Offenbar der Versammlung des Delegiertenrates oder des Exekutivkomitees. Es muß infolgedessen angenommen werden, daß einige Dutzend oder einige hundert Delegierte eine Geldsammlung zum Zweck der Bewaffnung der Massen unter sich veranstalteten, und diese an und für sich genügend unglaubwürdige Tatsache figuriert als Beweis, daß die Massen schon damals tatsächlich bewaffnet waren.

Die Bewaffnung der Arbeiter ist somit erwiesen, es erübrigt nur noch, den Zweck derselben aufzudecken. Die Anklageschrift sagt aus diesem Anlaß folgendes: „Diese Bewaffnung wurde, wie der Delegierte Alexius Schischkin bestätigte, unter dem Vorwande eventueller Pogrome unternommen, doch nach seinen Worten dienten die Pogrome bloß als Vorwand, während in Wirklichkeit ein bewaffneter Aufstand, der am 22. Januar stattfinden sollte, vorbereitet wurde." „In der Tat" — setzt die Anklageschrift fort — „wurde die Austeilung von Waffen nach den Worten des Delegierten der Fabrik von Odner, Michael Chachareff, schon im Oktober durch Chrustaleff-Nossarj eröffnet, und er, Chachareff, erhielt von Chrustaleff eine Browningpistole „zum Schutze vor dem Schwarzen Hundert". Indessen wird dieser defensive Zweck der Bewaffnung — abgesehen von allen obenangeführten Beschlüssen des Delegiertenrates — durch den Inhalt einiger Dokumente widerlegt, die

in den Papieren des Georgius Nossarj gefunden wurden. So fand sich dort unter anderem das Original einer Resolution des Delegiertenrates — ohne Angabe des Zeitpunktes ihrer Abfassung — die die Aufforderung enthält, sich zu bewaffnen und Kampfgenossenschaften und eine Armee ins Leben zu rufen, die „zur Gegenwehr gegen die das Land zerfleischende schwarzhundertlerische Regierung bereit wäre".

Bleiben wir vorerst bei diesem Passus. Verteidigung vor den Ueberfällen der Schwarzen Hunderte ist nur ein Vorwand, Zweck und Ziel der allgemeinen Bewaffnung, die Ende November vom Delegiertenrat durchgeführt wurde, ist ein bewaffneter Aufstand am 22. Januar. Dieses wahre Ziel war indessen weder denjenigen, die bewaffnet wurden, noch denjenigen, die diese Bewaffnung durchführten, bekannt, — so daß es ohne die Aussage des Alexius Schischkin auf ewig unbekannt geblieben wäre, daß die Organisation der Arbeitermassen den Aufstand auf einen bestimmten Tag angesetzt hatte. Als ein zweiter Beweis, daß das Exekutivkomitee eben gegen Ende November die Massen für den Aufstand im Januar bewaffnete, dient — wie wir schon gesehen — die Tatsache, daß Chachareff im Oktober eine Browningpistole „zum Schutze vor dem Schwarzen Hundert" von Chrustaleff erhielt. Abgesehen von allem übrigen, wird der defensive Zweck der Bewaffnung nach Ansicht des Staatsanwaltes noch durch einige in den Papieren von Nossarj gefundene Dokumente widerlegt, so zum Beispiel durch das Original (?) einer Resolution, die die Aufforderung enthält, sich zur „Gegenwehr gegen die das Land zerfleischende Regierung" zu bewaffnen.

Daß der Arbeiterdelegiertenrat die Massen auf die Notwendigkeit der Bewaffnung und die Unvermeidlichkeit des Aufstandes hinwies, ist aus vielen Beschlüssen des Delegiertenrates ersichtlich; diese Tatsache kann von niemand bestritten und brauchte von der Staatsanwaltschaft nicht bewiesen zu werden. Diese stellte sich zur Aufgabe, den Beweis zu erlangen, daß das Exekutivkomitee Ende November „alle seine Absichten" bezüglich der Bewaffnung der Massen verwirklichte und daß diese tatsächlich verwirklichte Bewaffnung direkt und unmittelbar auf den bewaffneten Aufstand hinauslief, — und als Beweis führt die Staatsanwaltschaft noch eine Resolution an, die sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß man nicht sagen kann, auf welchen Zeitpunkt sie sich bezieht und ob sie überhaupt jemals im Delegiertenrat zur Annahme gelangte. Und endlich spricht selbst diese zweifelhafte Resolution, die den defensiven Charakter der Bewaffnung widerlegen soll, klar und deutlich von einer Gegenwehr gegen die das Land zerfleischende reaktionäre Regierung.

Damit nimmt das Mißgeschick der Staatsanwaltschaft in der Frage der Browningpistolen noch kein Ende. „Des weiteren" — setzt die Staatsanwaltschaft ihre Ausführungen gegen den defensiven Charakter der Bewaffnung fort — „wurde in den Papieren von Nossarj die Zuschrift eines Unbekannten gefunden, aus der hervorgeht, daß Chrustaleff versprochen hatte, auf der Sitzung, die der vom 26. November folgen sollte, einige Revolver, System Browning oder Smitt und Wesson, zum Organisationspreis abzugeben und

daß der in Kolpino lebende Autor der Zuschrift darum bat, ihm das Versprochene zu übergeben."

Aus welchem Grunde angenommen wird, daß der „in Kolpino lebende" Autor der Zuschrift einen Revolver „zum Organisationspreis" nicht zum Zweck des Selbstschutzes, sondern unbedingt für den bewaffneten Aufstand erhielt, ist ebenso unverständlich, wie alles übrige. Denselben Wert hat die andere Zuschrift, die die Bitte enthält, Revolver zu besorgen.

Das Material der Staatsanwaltschaft in der Frage der Bewaffnung der Petersburger Arbeiter erweist sich zum Schluß als äußerst armselig. „In den Dokumenten von Nossarj" — beklagt sich die Anklageschrift — „wurden nur unbedeutende Ausgaben für die Beschaffung von Waffen festgestellt, denn (!) in seinen Papieren wurde ein Notizbüchlein und ein besonderes Blatt mit Notizen über die Ausgabe von Revolvern verschiedener Systeme und Patronenschachteln gefunden, wobei nach diesen Notizen im ganzen bloß 64 Revolver ausgegeben wurden."

Diese 64 Revolver — die Frucht der Verwirklichung „aller Absichten" des Exekutivkomitees bezüglich der Bewaffnung der Arbeiter für den Januaraufstand — setzen die Staatsanwaltschaft offenbar in Verlegenheit. Sie entschließt sich deshalb zu einem kühnen Schritt: kann nicht erwiesen werden, daß Revolver gekauft wurden, so bleibt nichts anderes übrig, als zu beweisen, daß sie gekauft werden konnten. Zu diesem Zweck sendet die Anklageschrift dem traurigen Finale in Gestalt von 64 Revolvern weite Perspektiven finanziellen Charakters voraus. Darauf hinweisend, daß auf der Fabrik der Schlafwagengesellschaft Geldsammlungen für die Beschaffung von Waffen veranstaltet wurden, sagt die Anklageschrift folgendes:

„Derartige Sammlungen ermöglichen es, Waffen zu beschaffen, wobei der Arbeiterdelegiertenrat nötigenfalls Waffen in großen Mengen beschaffen konnte, da er über bedeutende Geldsummen verfügte .... Die Gesamtsumme der Einnahmen des Exekutivkomitees betrug 30 063 Rubel 52 Kopeken."

Wir sehen hier den Ton und die Manier eines Feuilletons vor uns, das sich sogar um den äußeren Schein einer Beweisführung nicht im geringsten kümmert. Zuerst werden Zuschriften und „Originale" von Beschlüssen zitiert, um darauf deren Zeugnis durch eine einfache, kühne Vermutung umzustoßen: das Exekutivkomitee besaß viel Geld, folglich besaß es auch eine Menge Waffen.

Sollte man Schlußfolgerungen nach der Methode der Staatsanwaltschaft konstruieren, so könnte man sagen: die politischen Geheimpolizeiabteilungen verfügen über eine Menge Geld, folglich verfügen die Pogromisten — über eine Menge Waffen. Uebrigens sieht diese Schlußfolgerung nur äußerlich der Schlußfolgerung der Anklageschrift ähnlich, denn für jede Kopeke, die der Delegiertenrat besaß, wurde Rechenschaft erstattet — und dieser Umstand ermöglicht es, die kühne Vermutung der Staatsanwaltschaft als handgreifliche Widersinnigkeit leicht zurückzuweisen —, während die Ausgaben der Geheim-

polizeiabteilungen ein vollkommen unbekanntes, geheimnisvolles Gebiet darstellen, das schon längst der strafgerichtlichen Beleuchtung benötigt.

Um die Ausführungen und Schlußfolgerungen der Anklagebehörde bezüglich der Bewaffnung endgültig zu erledigen, versuchen wir, sie in knapper logischer Form darzustellen.

These:

Gegen Ende November bewaffnete das Exekutivkomitee das Petersburger Proletariat zum Zweck des bewaffneten Aufstandes.

Beweisführung:

a) Ein Mitglied des Delegiertenrates forderte auf der Sitzung desselben am 19. November auf, die Arbeiter in Zehnt- und Hundertschaften zu organisieren.
b) Nikolaus Njemzow berief sich Ende November auf das Fehlen von Waffen.
c) Alexius Schischkin war es bekannt, daß der Aufstand für den 22. Januar angesetzt war.
d) „Schon im Oktober" erhielt Chachareff einen Revolver zum Schutz vor dem Schwarzen Hundert.
e) Eine Resolution ohne Angabe des Zeitpunktes spricht davon, daß Waffen nötig seien.
f) Ein „in Kolpino lebender" Unbekannter bat, man möge ihm Revolver „zum Organisationspreise" abgeben.
g) Obwohl bloß die Verteilung von 64 Revolvern festgestellt worden ist, muß in Betracht gezogen werden, daß der Delegiertenrat im Besitz von Geldern war; da aber das Geld das allgemeine Aequivalent darstellt, so konnte es infolgedessen gegen Revolver eingetauscht werden.

Diese Schlußfolgerungen sind sogar als Beispiele elementarer Sophismen für Gymnasiallehrbücher der Logik untauglich, so roh und ungehobelt und in seiner Roheit beleidigend ist dies alles für ein normalorganisiertes Bewußtsein.

Auf dieses Material, auf diese juristische Konstruktion wird sich der Obergerichtshof in seinem Urteilsspruch stützen müssen.

Verteidiger V. D. Sokolow, der ſpäter bei den Wahlen zur dritten Duma als Sozialdemokrat kandidierte.

Meine Rede vor Gericht.

(Gehalten in der Sitzung der Besonderen Delegation des Petersburger Obergerichtshofes am 17. Oktober 1906.)

Meine Herren Richter und Ständevertreter!

Gegenstand der gegenwärtigen Gerichtsverhandlung wie auch des Untersuchungsverfahrens ist hauptsächlich die Frage über den bewaffneten Aufstand, eine Frage, die — wie sonderbar das auch dem Gerichtshof erscheinen mag — während der fünfzigtägigen Existenz des Arbeiterdelegiertenrates auf keiner seiner Sitzungen aufgeworfen worden ist. Auf keiner unserer Sitzungen wurde die Frage über den bewaffneten Aufstand als solche weder aufgeworfen noch debattiert, — ja noch mehr: auf keiner unserer Sitzungen wurde die Frage über die konstituierende Versammlung, über die demokratische Republik, ja sogar über den allgemeinen Streik als solchen, die Frage seiner prinzipiellen Bedeutung als einer Methode des revolutionären Kampfes weder angeregt noch selbständig debattiert. Diese fundamentalen Fragen, die während einer ganzen Reihe von Jahren zuerst in der revolutionären Presse und darauf auf Meetings und Versammlungen debattiert wurden, hat der Arbeiterdelegiertenrat nicht in den Kreis seiner Verhandlungen gezogen. Ich werde im weiteren darauf zurückkommen, wodurch dieser Umstand erklärt wird, und werde auch den Standpunkt des Delegiertenrates in der Frage des bewaffneten Aufstandes präzisieren. Doch bevor ich zu dieser vom Standpunkte des Gerichtes zentralen Frage übergehe, erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit des Gerichtshofes auf eine andere Frage zu lenken, die im Verhältnis zur ersten als eine mehr allgemeine, doch nicht minder akute erscheint: auf die Frage über die Anwendung von Gewalt überhaupt. Sah sich der Delegiertenrat in Gestalt dieses oder jenes seiner Organe berechtigt, in bestimmten Fällen Gewalt- und Repressivmaßregeln anzuwenden? Auf diese in so allgemeiner Form gestellte Frage antworte ich: Jawohl! Ich weiß es nicht minder gut wie der Vertreter der Anklage, daß das Monopol der Gewalt- und Repressivmaßregeln in jedem „normal" funktionierenden Staatswesen, unabhängig von seiner äußeren Form, der Regierung gehört. Das ist ihr „unverrückbares" Recht, und dieses Recht behütet sie mit eifersüchtiger Sorgfalt, darüber wachend, daß keine private Korporation ihr Monopol antaste. Die staatliche Organisation kämpft auf diese Art um ihre Existenz. Es genügt, sich die moderne Gesellschaft, diese komplizierte widerspruchsvolle Kooperation — sagen wir in solch einem ungeheuren Lande wie Rußland — zu vergegenwärtigen, um sofort zur Erkenntnis zu gelangen, daß bei der jetzigen, von inneren Widersprüchen zerrissenen sozialen Ordnung, Repressalien ganz unvermeidlich sind.

Wir sind nicht Anarchisten, wir sind Sozialisten. Die Anarchisten nennen uns „Staatsrechtler", denn wir erkennen die historische Notwendigkeit des Staates an und folglich die historische Unvermeidlichkeit der staatlichen Repression. Allein bei den vom allgemeinen politischen Streik geschaffenen Bedingungen, dessen Wesen darin besteht, daß er den staatlichen Mechanismus lahmlegt, erwies sich die alte längst überlebte Regierungsgewalt, gegen die der politische Streik eben gerichtet war, als vollkommen unfähig, etwas zu unternehmen; sie war vollkommen außerstande, die öffentliche Ordnung sogar mit jenen barbarischen Mitteln zu regulieren und aufrecht zu erhalten, die allein zu ihrer Verfügung standen. Unterdessen hatte der Streik hunderttausende Arbeiter aus den Fabriken auf die Straße geworfen, zu öffentlich-politischem Leben erweckt. Wer konnte die Leitung dieser Massen übernehmen, wer Disziplin in ihre Reihen tragen? Welch ein Organ der alten Regierungsgewalt? Etwa die Polizei? Oder die Gendarmerie? Oder die politische Schutzabteilung? Ich frage mich — wer konnte das? Und finde keine Antwort. — Niemand, mit Ausnahme des Arbeiterdelegiertenrates! Der Delegiertenrat, der diese ungeheuren Massen beherrschte, stellte sich die unmittelbare Aufgabe, die inneren Reibungen in ihrer Mitte auf ein Minimum zu reduzieren, Exzesse abzuwenden und die Zahl der unvermeidlichen Opfer des Kampfes möglichst zu verringern. Unter diesen Bedingungen war der Delegiertenrat im politischen Streik, der ihn geschaffen hatte, nichts anderes als ein Selbstverwaltungsorgan der revolutionären Massen, ein Organ der staatlichen Gewalt. Er befehligte einzelne Teile des Ganzen, gestützt auf den Willen des Ganzen. Das war eine demokratische Gewalt, der man freiwillig Folge leistete. Doch insofern der Delegiertenrat die organisierte Macht der ungeheuren Mehrheit darstellte, mußte er gegenüber jenen Elementen der Masse, welche Anarchie in ihre geschlossenen Reihen hineintrug, notwendigerweise Gewalt anwenden. Solchen Elementen seine Macht gegenüberzustellen, hielt der Arbeiterdelegiertenrat sich für berechtigt, als neue historische Macht, als die einzige Macht zu einer Zeit des moralischen, politischen und technischen Bankrotts des alten Regierungsapparats, als einzige Garantie der Unantastbarkeit der Person und der öffentlichen Ordnung im besten Sinne des Wortes. Die Vertreter der alten Gewalt, die voll und ganz auf blutiger Repression aufgebaut ist, sollten sich nicht herausnehmen, mit moralischer Entrüstung von den Gewaltmitteln des Delegiertenrates zu sprechen. Die historische Gewalt, in deren Namen hier der Staatsanwalt spricht, ist nichts anderes als die organisierte Vergewaltigung der Majorität durch die Minorität. Die neue Gewalt dagegen, deren Vorgänger der Delegiertenrat war, repräsentiert den organisierten Willen der Majorität, die die Minorität zur Ordnung ruft. Dieser Unterschied verleiht dem Delegiertenrat das revolutionäre Recht der Existenz, das alle juristischen und moralischen Zweifel bewältigt. . . .

Der Delegiertenrat sah sich berechtigt Gewaltmittel anzuwenden. Doch in welchen Fällen und in welchem Grade? Das haben Sie von Hunderten von Zeugen erfahren. Ehe der Delegiertenrat zur Anwendung von Repressalien

überging, versuchte er es stets mit Worten der Ueberzeugung. Das war seine wahre Methode, und in der Anwendung derselben war er unermüdlich! Durch seine revolutionäre Agitation, mit der Waffe des Wortes, rüttelte der Delegiertenrat stets neue Massen auf und unterwarf sie seiner Autorität. Stieß er auf den Widerstand unentwickelter oder irregeführter Gruppen in den Reihen des Proletariats, so sagte er sich, daß es stets noch früh genug sein werde, sie durch physische Macht unschädlich zu machen. Wie Sie aus den Zeugenaussagen ersehen konnten, bemühte er sich stets, andere Mittel und Wege ausfindig zu machen. Er appellierte an die Einsicht der Fabrikadministration, indem er sie aufforderte, die Arbeit einzustellen; er wirkte auf die unentwickelten Arbeiter durch die Techniker und Ingenieure ein, die mit dem allgemeinen Streik sympathisierten. Er sandte Delegierte an die Arbeiter, um sie zur Arbeitseinstellung zu bewegen und drohte den Streikbrechern nur in den äußersten Fällen, Gewalt gegen sie anzuwenden. Wurde sie aber in der Tat angewandt? Derartige Fälle haben Sie, meine Herren Richter, weder in den Materialien der Voruntersuchung gefunden, noch trotz allem Bemühen bei der Gerichtsverhandlung feststellen können. Sollten sogar jene mehr komischen als tragischen Beispiele von „Gewaltanwendung" ernst genommen werden, die vor dem Gericht angeführt wurden (irgend jemand betrat eine fremde Wohnung mit der Mütze auf dem Kopfe, ein anderer „arretierte" jemand — nach gegenseitiger Einwilligung) so verlohnt es sich, diese Mütze, die man abzunehmen vergessen hatte, jenen hunderten von Köpfen gegenüberzustellen, die das alte Regime auf Schritt und Tritt versehentlich abschlägt — und die Gewaltmittel des Arbeiterdelegiertenrates nehmen in unseren Augen ihren wahren Charakter an. Mehr aber brauchen wir nicht. Unsere Aufgabe ist es, die Ereignisse jener Zeit in ihrer unverfälschten Gestalt zu rekonstruieren; nur deshalb haben wir Angeklagten an der Gerichtsverhandlung aktiv teilgenommen.

Ich stelle nun eine andere, für das Gericht wichtige Frage: Stand der Arbeiterdelegiertenrat in seinen Handlungen und Deklarationen auf dem Boden des Rechts und im besonderen auf dem Boden des Manifestes vom 30. Oktober? In welcher Beziehung standen die Resolutionen des Delegiertenrates zur konstituierenden Versammlung, zur demokratischen Republik und zum Oktobermanifest? Diese Frage hat uns damals nicht im geringsten beschäftigt — ich erkläre das hier mit aller Schärfe — sie ist aber jetzt für das Gericht unzweifelhaft von ungeheurer Bedeutung.

Wir hörten hier, meine Herren Richter, die Aussage des Zeugen Lutschinin, die mir persönlich außerordentlich interessant und in einigen seiner Schlußfolgerungen tief und treffend erschienen. Er sagte unter anderem, daß der Arbeiterdelegiertenrat, obwohl er nach seinen Losungen, Prinzipien und politischen Idealen republikanisch war, de facto, unmittelbar und konkret die Freiheiten verwirklichte, die prinzipiell vom Zarenmanifest proklamiert worden waren und die von allen denen, die das Manifest vom 30. Oktober selbst zur Welt gebracht hatten, mit allen Mitteln bekämpft wurden.

Jawohl, meine Herren Richter und Ständevertreter! Wir, der revolutionäre proletarische Delegiertenrat, verwirklichten de facto die Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit, die Unantastbarkeit der Person — das heißt alles das, was dem Volke unter dem Druck des Oktoberstreiks versprochen wurde. Dagegen wies der alte Regierungsapparat nur dann Lebenszeichen auf, wenn es galt, die legalisierten Errungenschaften des Volkes in Stücke zu reißen. Meine Herren Richter, das ist eine unzweifelhafte objektive Tatsache, die schon der Geschichte angehört, sie kann nicht bestritten werden, denn sie ist unbestreitbar.

Wenn Sie mich jedoch fragen sollten — und wenn Sie meine Genossen fragten — ob wir uns subjektiv auf das Manifest vom 30. Oktober stützten, so antworten wir ganz kategorisch: nein! Weshalb? Weil wir fest überzeugt waren — und wir gingen hierin nicht fehl! — daß das Manifest vom 30. Oktober keinen Rechtsboden konstruiert, die Grundlage für ein neues Recht nicht abgibt, denn eine neue Rechtsordnung wird nach unserer Ueberzeugung nicht durch Manifeste geschaffen, sondern durch reale Reorganisation des ganzen staatlichen Apparates. Da wir diesen materialistischen — ich möchte sagen, diesen einzig richtigen Standpunkt vertraten, so fühlten wir uns berechtigt, der immanenten Kraft des Manifestes vom 30. Oktober nicht das geringste Vertrauen zu schenken und wir gestanden das auch offen ein. Allein unsere subjektive Stellungnahme, als Mitglieder einer Partei, als Revolutionäre bestimmt meiner Ansicht nach für das Gericht noch nicht unsere objektive Stellungnahme als Staatsbürger zum Manifest als der formalen Grundlage der existierenden Staatsordnung. Denn das Gericht, insofern es wirklich Gericht ist, muß im Manifest diese Grundlage sehen oder es muß seine Existenz aufgeben.

In Italien gibt es bekanntlich eine bürgerliche republikanische Partei im Parlament, die auf Grund der monarchischen Konstitution des Landes existiert. In allen Kulturländern kämpfen und führen sozialistische Parteien eine legale Existenz, die ihrem Wesen nach republikanisch sind. Es frägt sich nun: umschließt das Manifest vom 30. Oktober auch uns, russische Sozialisten-Republikaner? Diese Frage muß das Gericht entscheiden, ob wir Sozialdemokraten im Rechte waren, als wir fortgesetzt darauf hinwiesen, daß das konstitutionelle Manifest bloß eine nackte Aufzählung von Versprechungen darstellte, die niemals freiwillig erfüllt werden würden; es muß entscheiden, ob unsere revolutionäre Kritik papierner Garantien berechtigt war, und ob wir im Rechte waren, als wir das Volk zum offenen Kampf für wahre und volle Freiheit aufforderten? Oder waren wir etwa nicht im Recht? Möge dann das Gericht erklären, daß das Manifest vom 30. Oktober tatsächlich einen Rechtsboden darstellt, auf dem wir Republikaner als Männer des Gesetzes und des Rechts standen, als Männer die „legal“ handelten entgegen unseren eigenen Vorstellungen und Absichten. Möge das Manifest vom 30. Oktober durch den Urteilsspruch des Gerichtes uns hier erklären: „Ihr habt meine Existenz geleugnet, ich existiere aber für euch wie für das ganze Land!“

Ich bemerkte schon, daß der Arbeiterdelegiertenrat auf seinen Sitzungen kein einziges Mal die Frage der konstituierenden Versammlung und der demokratischen Republik angeregt hat — dessen ungeachtet nahm er zu diesen Losungen, wie wir aus den Reden der hier als Zeugen aufgetretenen Arbeiter ersahen, eine ganz bestimmte Stellung ein. Ja, konnte es denn anders sein? Der Delegiertenrat war ja nicht in einem luftleeren Raum entstanden. Er erschien als das russische Proletariat schon den 22. Januar, die Kommission des Senators Schidlowsky, wie überhaupt die lange, nur zu lange Schule des russischen Absolutismus hinter sich hatte. Die Forderungen der konstituierenden Versammlung, des allgemeinen Stimmrechts, der demokratischen Republik waren neben der Forderung des Achtstundentages noch vor dem Delegiertenrat die zentralen Losungen des revolutionären Proletariats geworden. Das war der Grund, daß der Delegiertenrat diese Fragen kein einziges Mal prinzipiell zu erörtern brauchte —, er nahm sie einfach in seine Resolutionen auf als ein für allemal gelöst. Genau so verhielt er sich auch zur Idee des Aufstandes.

Ehe ich zu dieser wichtigsten Frage, der Frage des bewaffneten Aufstandes übergehe, muß ich bemerken, daß, so wie ich die Stellungnahme der Staatsanwaltschaft und zum Teil auch des Gerichtes zur Frage des bewaffneten Aufstandes aufgefaßt habe, diese sich von unserer Stellungnahme nicht nur in politischer oder Parteihinsicht unterscheidet, nicht nur im Sinne der Bewertung dieser Frage — dagegen wäre nutzlos, anzukämpfen — nein! selbst der Begriff des bewaffneten Aufstandes, der sich bei der Staatsanwaltschaft gebildet hat, unterscheidet sich in grundlegender, tiefster, unversöhnlichster Weise von dem Begriff, den der Delegiertenrat in dieser Frage hatte, und den, wie ich glaube, auch das gesamte Proletariat Rußlands teilte und noch heute teilt.

Was ist denn eigentlich, meine Herren Richter, ein Aufstand; keine Palastrevolution, keine Militärverschwörung, sondern ein Aufstand der Arbeitermassen? Einem Zeugen wurde hier vom Vorsitzenden die Frage vorgelegt: glaube er denn, daß der politische Streik ein Aufstand sei? Ich erinnere mich nicht, wie die Antwort lautete, ich glaube aber und behaupte es, daß der politische Streik, entgegen dem Zweifel des Herrn Vorsitzenden, seinem Wesen nach ein Aufstand ist. Das ist kein Paradoxon, obwohl es als solches vom Standpunkte der Anklageschrift erscheinen mag! Ich wiederhole es: meine Auffassung über den Aufstand hat, wie ich es gleich beweisen werde, mit der polizeilich-staatsanwaltlichen Konstruktion dieses Begriffes nichts gemeinsam als den Namen.

Der politische Streik ist ein Aufstand, sagte ich. In der Tat, was ist ein allgemeiner, politischer Streik? Mit dem wirtschaftlichem Streik hat er nur das gemein, daß die Arbeiter in dem einen wie in dem anderen Falle die Arbeit einstellen, — sonst aber sehen sie sich nicht im geringsten ähnlich. Der wirtschaftliche Streik hat sein bestimmtes, eng begrenztes Ziel — auf den Willen des einzelnen Unternehmers einzuwirken, indem man ihn zu diesem

Zweck aus den Reihen seiner Konkurrenten stößt. Der wirtschaftliche Streik hemmt die Arbeit auf der Fabrik, um Aenderungen im Bereiche der Fabrik zu erzielen. Der politische Streik jedoch ist seinem Wesen nach ganz anders. Spezielle wirtschaftliche Forderungen stellt er in der Regel nicht auf. Seine Forderungen richten sich über die Köpfe der hartgetroffenen Unternehmer und Konsumenten hinweg an die Staatsgewalt.

Wie beeinflußt nun der politische Streik die Staatsgewalt? Er paralysiert ihre Lebenstätigkeit. Der moderne Staat stützt sich sogar in einem so rückständigen Lande wie Rußland auf einen zentralisierten wirtschaftlichen Organismus, der durch das Skelett der Eisenbahnen und das Nervensystem des Telegraphen zu einem Ganzen verbunden ist. Und wenn der Telegraph, die Eisenbahnen, wie überhaupt alle Errungenschaften der modernen Technik, dem russischen Absolutismus nicht für kulturelle, wirtschaftliche Zwecke dienen, so sind sie für repressive Maßnahmen um so unentbehrlicher. Um Truppenteile aus dem einen Ende des Landes in das andere zu werfen, um die Tätigkeit der Administration im Kampfe mit den inneren Unruhen zu koordinieren und zu lenken, sind Eisenbahnen und Telegraph unentbehrlich. Was tut nun der politische Streik? Er paralysiert den wirtschaftlichen Apparat des Staates, zerreißt die Bande zwischen den einzelnen Teilen des administrativen Mechanismus, isoliert und schwächt die Regierung. Andererseits vereinigt er die Arbeitermasse auf den Fabriken und Werken in politischem Sinne und stellt diese Arbeiterarmee der Staatsgewalt gegenüber.

Das aber, meine Herren Richter, ist das Wesen des Aufstandes!

Die Massen des Proletariats in einem revolutionärem Protest vereinigen und sie der organisierten Staatsgewalt wie einem Feinde den Feind gegenüberstellen, — das, meine Herren Richter, ist das Wesen des Aufstandes, wie es vom Arbeiterdelegiertenrat aufgefaßt wurde und wie ich es auffasse! Einen solchen revolutionären Konflikt zweier feindlicher Lager hatten wir schon Gelegenheit während des Oktoberstreiks zu beobachten, der mit elementarer Macht ohne Arbeiterdelegiertenrat ausbrach und der den Arbeiterdelegiertenrat selbst schuf. Der Oktoberstreik gebar die „Anarchie“ im Staate — und als Resultat dieser Anarchie erschien — das Manifest vom 30. Oktober. Das wird hoffentlich auch die Staatsanwaltschaft nicht leugnen, wie das die konservativsten Politiker und Publizisten inklusive die „Nowoje Wremja“ nicht leugnen, die das von der Revolution geborene Manifest vom 30. Oktober aus einer ganzen Reihe gleichartiger oder ihm widersprechender Manifeste gern streichen möchte. Noch in den letzten Tagen schrieb die „Nowoje Wremja“, daß das Manifest vom 30. Oktober das Resultat der Panik der Regierung war, die vom politischen Streik geschaffen wurde. Ist aber dieses Manifest die Basis der ganzen gegenwärtigen Ordnung, so müssen Sie, meine Herren Richter, anerkennen, daß der ganzen gegenwärtigen Staatsordnung die Panik zugrunde liegt und dieser wiederum der politische Streik des Proletariats. Sie sehen, der allgemeine Streik ist etwas Größeres als nur die einfache Arbeitseinstellung.

Ich bemerkte früher, daß der politische Streik, sobald er aufhört, eine Demonstration zu sein, seinem Wesen nach zum Aufstand wird oder, richtiger gesagt — zur fundamentalsten, allgemeinsten Methode des proletarischen Aufstandes. Zur fundamentalsten, jedoch nicht zur erschöpfenden. Die Methode des politischen Streiks hat ihre natürlichen Grenzen. Das trat sofort hervor, als die Arbeiter auf die Aufforderungen des Delegiertenrates am 3. November um 12 Uhr mittags die Arbeit wieder aufnahmen.

Das Manifest vom 30. Oktober wurde mit einem Mißtrauensvotum empfangen; die Volksmassen hatten alle Ursache, zu befürchten, daß die Regierung die versprochenen Freiheiten nicht verwirklichen werde. Das Proletariat hat die Unvermeidlichkeit eines entscheidenden Kampfes erkannt und instinktiv strebte es zum Delegiertenrate hin, als dem Sammelpunkte seiner revolutionären Energie. Andererseits war der Absolutismus, der sich von der ersten Panik erholt hatte, dabei seinen halbzerstörten Apparat wieder herzustellen und Ordnung in die Reihen seiner Regimenter zu tragen. Und das Resultat davon war, daß nach dem Zusammenstoß im Oktober zwei Mächte sich gegenüber standen: die neue, die Volksmacht, die die Massen hinter sich hatte, der Arbeiterdelegiertenrat, und die alte Macht, die offizielle Macht, die sich auf die Armee stützte. Die beiden Mächte konnten nebeneinander nicht existieren, denn die Erstarkung der einen bedeutete den Untergang des anderen. Der Absolutismus, der sich auf die Bajonette stützte, mußte naturgemäß danach streben, Zwietracht, Wirrwarr und Zersetzung in jenen grandiosen Prozeß der Zusammenschweißung der Volkskräfte hineinzutragen, dessen Mittelpunkt der Arbeiterdelegiertenrat war. Und andererseits mußte der Delegiertenrat, der sich auf das Vertrauen, die Disziplin, die Kampfbereitschaft und die Einmütigkeit der Arbeitermassen stützte, erkennen, welch eine Gefahr für die Freiheit des Volkes, seine bürgerlichen Rechte, seine persönliche Unantastbarkeit aus dem Umstande erwuchs, daß die Armee und überhaupt alle materiellen Machtmittel sich in denselben bluttriefenden Händen befanden, in denen sie vor dem 30. Oktober waren. So beginnt ein Titanenkampf dieser zwei Mächte um den Einfluß auf die Armee — die zweite Etappe des erstarkenden Volksaufstandes. Auf dem Boden des Massenstreiks, in dem das Proletariat dem Absolutismus feindlich gegenübertrat, entsteht das intensive Bestreben, die Armee auf seine Seite hinüberzuziehen, ihre Seele zu gewinnen, sich mit ihr zu verbrüdern. Aus diesem Bestreben heraus erschallt der revolutionäre Appell an das Militär, auf das der Absolutismus sich stützt. Der zweite Massenstreik — im November — war eine kraftvolle Demonstration der Solidarität von Fabrik und Kaserne. Natürlich, ginge das Militär auf die Seite des Volkes über, dann brauchten wir keinen Aufstand. Ist aber solch ein friedlicher Uebertritt der Armee in die Reihen der Revolution denkbar? Nein! Denn der Absolutismus wird nicht die Hände in den Schoß legen und ruhig und tatenlos zusehen, wie die Armee, vom demoralisierenden Drucke des Absolutismus befreit, sich mit dem Volke verbrüdert. So lange noch nicht alles verloren, nimmt der Absolutismus die Rolle des Angreifers für sich in Anspruch.

Hatten das die Arbeiter Petersburgs erkannt? Ja! Glaubte das Proletariat, glaubte der Arbeiterdelegiertenrat, daß es unausbleiblich zu einem offenen Zusammenstoß beider Mächte kommen werde? Ja! Und man war fest davon überzeugt, daß früher oder später die Stunde der Entscheidung kommen werde. . . . Natürlich, wäre die Organisierung der gesellschaftlichen Kräfte auf demselben Wege vor sich gegangen, den sie unter der Leitung des Arbeiterdelegiertenrates eingeschlagen hatte, wäre sie nicht unterbrochen worden von den Attacken der bewaffneten Kontrerevolution, dann wäre das alte Regiment vernichtet, ohne daß die geringste Gewalt angewendet werden mußte. Vor unseren Augen schlossen sich ja die Arbeiter an den Delegiertenrat als einem Mittelpunkt zusammen; der Bauernbund, der seine Wurzeln immer tiefer in die Bauernmassen schlug, entsandte seine Delegierten in unsere Sitzungen; mit dem Delegiertenrate vereinigten sich der Verband der Eisenbahner, der Verband der Post- und Telegraphenangestellten; zu ihm strebte auch die Organisation der freien Berufe, der „Verband der Verbände" hin, Ja wir sahen, wie tolerant und sogar wohlwollend die Fabrikverwaltungen sich zum Delegiertenrat stellten. . . . Es schien, als spanne die ganze Nation heroisch ihre sämtlichen Kräfte an, als wolle sie in ihrem Schoße eine organisierte Gewalt gebären, die berufen wäre, wahre und unerschütterliche Grundlagen einer neuen Ordnung bis zur Einberufung einer Nationalversammlung zu schaffen. Hätte sich die alte Staatsmacht dieser organischen Tätigkeit nicht widersetzt, wäre sie nicht bestrebt gewesen, eine wahre Anarchie im Leben der Nation hervorzurufen, hätte sich dieser Prozeß der Organisierung der gesellschaftlichen Kräfte frei entfalten können — es wäre dann ein neues wiedererwachtes Rußland erstanden, ohne Gewalt und Blutvergießen. Aber das ist es eben, daß wir uns nie und nimmer vorstellen konnten, daß der Befreiungskampf sich so gestalten werde. Wir wußten nur zu gut, *was* eigentlich die alte Gewalt darstellte. Wir Sozialdemokraten waren ja überzeugt, daß der alte Regierungsapparat trotz des Manifestes, das einen endgültigen Bruch mit der Vergangenheit darstellen sollte, nicht freiwillig den Platz räumen werde, die Gewalt dem Volke nicht überlassen und keine seiner wichtigen Positionen abtreten werde; wir sahen voraus und sagten den Massen, daß der Absolutismus noch viele krampfhafte Anstrengungen machen werde, um die ihm gebliebene Gewalt in seiner Hand zu behalten und auch alles das zurückzuerobern, was er sich feierlich abgeschworen. Und eben darum war von unserem Standpunkte aus ein Aufstand, ein bewaffneter Aufstand, meine Herren Richter, unvermeidlich — er war und bleibt eine historische Notwendigkeit im Kampfe zwischen Volk und militärisch-politischer Staatsordnung. Im Oktober und November war dieser Gedanke auf den Meetings und Versammlungen vorherrschend, er beherrschte die gesamte revolutionäre Presse, er erfüllte die ganze politische Atmosphäre und war auf diese oder andere Weise im Bewußtsein eines jeden Mitgliedes des Delegiertenrates auskristallisiert; und eben darum war dieser Gedanke naturgemäß Bestandteil der Resolutionen unseres Delegiertenrates, und eben darum kamen wir gar nicht in die Lage,

seinetwegen zu debattieren. Der gespannte Zustand, den wir als Erbteil vom Oktoberstreik erhalten hatten, die revolutionäre Organisation der Masse, die um ihre Existenz kämpfte, die sich stützte nicht auf das nicht vorhandene Recht, sondern auf die Macht, sofern sie vorhanden war, — und die bewaffnete Kontrerevolution, die nur der Stunde ihrer Sache harrte, — dieser Zustand war, wenn man so sagen darf, die algebraische Formel des Aufstandes. Die darauf folgenden Ereignisse verliehen ihr nur arithmetischen Ausdruck.

Die Idee des bewaffneten Aufstandes — im Gegensatz zum oberflächlichen Schluß der Staatsanwaltschaft — hinterließ ihre Spuren nicht nur im Beschluß des Delegiertenrates vom 10. Dezember, also eine Woche vor der Verhaftung des letzteren, wo dieser Gedanke klar und deutlich zum Ausdruck gelangte, nein, gleich bei Beginn seiner Tätigkeit sprach der Arbeiterdelegiertenrat in der Resolution, in der er den Demonstrationszug nach dem Friedhofe abänderte, und in einer anderen, die das Ende des Novemberstreiks proklamierte, wie in einer ganzen Reihe anderer Beschlüsse vom bewaffneten Konflikt mit der Regierung, dem letzten Kampfe wie von einer unausbleiblichen Tatsache. Es lief die Idee des bewaffneten Aufstandes in verschiedener Form, doch ihrem Wesen nach gleichlautend, wie ein roter Faden durch alle Beschlüsse des Arbeiterdelegiertenrates.

Allein wie faßte der Delegiertenrat diese seine Beschlüsse auf? Vertrat er je die Ansicht, daß der bewaffnete Aufstand ein Unternehmen ist, das in Geheimzirkeln vorbereitet und als etwas Vollendetes auf die Straße hinausgehen wird? Dachte er je daran, daß es ein Akt der Insurrektion ist, den man nach gefaßtem Plane zu Ende führen kann? Befaßte sich endlich das Exekutivkomitee mit der Ausarbeitung der technischen Seite des Straßenkampfes?

Das war nicht der Fall. Diese Tatsache mußte den Verfasser der Anklageschrift, der vor den einigen Dutzend Revolvern — die in seinen Augen das einzige unanfechtbare Requisit des bewaffneten Aufstandes darstellen — wie vor einem Rätsel stehen blieb, in die ärgste Verlegenheit setzen. Allein die Ansicht der Staatsanwaltschaft ist bloß die unseres Strafrechtes, das nur verschwörerische Verbindungen kennt, jedoch keine Ahnung hat von der Organisation der Massen, das wohl Attentate und Revolten kennt, jedoch von der Revolution keine Ahnung hat und haben kann.

Die juristischen Begriffe, die diesem Prozeß zugrunde liegen, sind hinter der Evolution der revolutionären Bewegung auf viele Jahre zurückgeblieben. Die moderne russische Arbeiterbewegung hat nicht das geringste gemein mit dem Begriff der Verschwörung, wie ihn das Strafgesetzbuch behandelt, das eigentlich seit Speranskij, der zur Zeit der Karbonari lebte, unverändert geblieben ist. Eben darum erscheint der Versuch, die Tätigkeit des Delegiertenrates in die engen Rahmen der Artikel 100 und 101 hineinzudrängen, vom Standpunkte der juristischen Logik als vollkommen aussichtslos.

Und dennoch war unsere Tätigkeit revolutionär! Und dennoch bereiteten wir uns wirklich zum bewaffneten Aufstand vor!

Ein Aufstand der Massen wird nicht gemacht, meine Herren Richter, sondern vollzieht sich von selbst. Er ist das Produkt der sozialen Beziehungen und Bedingungen und nicht das eines papiernen Planes. Ein Volksaufstand kann nicht geschaffen, sondern nur vorausgesehen werden. Aus Gründen, die von uns ebensowenig abhängen, wie vom Zarismus, war ein offener Konflikt unvermeidlich geworden. Mit jedem Tage rückte er näher heran. Vorbereitungen für ihn treffen, bedeutete für uns, alles aufzubieten, was möglich war, um die Opfer dieses unabwendbaren Konfliktes auf ein Mindestmaß zu reduzieren.

Dachten wir etwa daran, daß es für diesen Zweck notwendig sei, Waffen zu beschaffen, einen Kriegsplan zu entwerfen, den Teilnehmern des Aufstandes bestimmte Plätze anzuweisen, die Stadt in bestimmte Rayons zu teilen, — mit einem Worte, dachten wir je daran, das zu tun, was Militärbehörden in Erwartung von „Unruhen" beständig tun, wenn sie Petersburg in Rayons teilen, für jeden derselben einen Obersten als Kommandanten ernennen und diesem eine bestimmte Anzahl Maschinengewehre und was sonst dazu gehört, übergeben? Nein, nicht so faßten wir unsere Rolle auf. Sich für den unvermeidlichen Aufstand vorbereiten — und wir, meine Herren Richter, bereiteten niemals einen Aufstand vor, wie ihn die Staatsanwaltschaft hier darstellt —, das bedeutete für uns vor allem, das Bewußtsein des Volkes klären, ihm darzulegen, daß ein offener Konflikt unvermeidlich sei, daß alles das, was ihm gegeben, wieder weggenommen werden könne, daß nur die Macht das Recht verteidigen könne, daß eine mächtige Organisation der revolutionären Massen notwendig sei, daß man Brust an Brust mit dem Feinde kämpfen und bereit sein müsse, den Kampf zu Ende zu führen. Sehen Sie, darin bestand für uns die Vorbereitung für den Aufstand!

Unter welchen Bedingungen konnte unserer Ansicht nach der Aufstand zum Siege führen? — Wenn die Truppen mit uns sympathisierten! Vor allem also mußte die Armee gewonnen, die Soldaten zur Erkenntnis gebracht werden, — das war die Aufgabe, die wir uns in erster Linie stellten. Ich sagte schon, daß der Novemberstreik, der ein selbstloser Ausdruck der brüderlichen Sympathie mit den Matrosen war, denen die Todesstrafe drohte, von ungeheurer politischer Bedeutung war: Er lenkte die Aufmerksamkeit und Sympathie der Armee auf das revolutionäre Proletariat.

Unter welchen Umständen kann nun nach unserer damaligen und jetzigen Ansicht der Uebergang der Armee auf die Seite der Revolution erwartet werden? Was ist für diesen Zweck notwendig? Etwa Schnellfeuergeschütze und Gewehre? Selbstverständlich, hätten die Arbeitermassen Schnellfeuergeschütze und Gewehre gehabt, so wären sie im Besitze einer ungeheuren Macht gewesen. Die schwankende Armee hätte ihre Waffen dem bewaffneten Volke vor die Füße gelegt. Doch die Massen besaßen und besitzen auch heute keine Waffen und können sie in großer Zahl auch gar nicht besitzen. Bedeutet das etwa, daß die Massen deshalb zur Niederlage verurteilt sind? Durchaus nicht! Wie wichtig auch Waffen sind, doch nicht in ihnen, meine Herren

Richter, steckt die größte Macht. Nein! Nicht die Fähigkeit der Massen, andere zu töten, sondern ihre große Bereitwilligkeit, selbst zu sterben, — das, meine Herren Richter, sichert von unserem Standpunkte aus in letzter Instanz den Sieg des Volksaufstandes.

Wenn die Truppen, zur Niederwerfung des Aufstandes auf die Straße kommandiert, dem Volke gegenüberstehen und dort zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieser Menschenhaufe, dieses Volk, die Straße nicht früher räumt, ehe es nicht seinen Willen durchgesetzt hat, daß es bereit sei, auf der Straße zu sterben und ganze Berge von Leichen aufzutürmen; — wenn die Truppen, mit einem Wort, zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Volk gekommen sei, mit blutigem Ernst zu kämpfen und seinen Kampf zum letzten Ende zu führen, dann wird und muß die Seele des Soldaten hier, wie in allen Revolutionen, eine gewaltige Erschütterung erfahren, er wird den Zweifel an die Unerschütterlichkeit der Ordnung, der er dient, er wird die Hoffnung auf den Sieg des Volkes nicht unterdrücken können und gemeinsame Sache mit seinen Brüdern und Schwestern machen.

Man ist gewohnt, den Aufstand mit Barrikaden zu assoziieren. Wenn sogar die Tatsache außer acht gelassen wird, daß die übliche Vorstellung vom Aufstande zu sehr von der Barrikade beeinflußt wird, so muß auch dann in Betracht gezogen werden, daß sogar die Barrikade, die scheinbar ein bloß mechanisches Element des Aufstandes darstellt, in Wirklichkeit zum größten Teil von moralischer Bedeutung ist. Denn in allen Revolutionen hat die Barrikade durchaus nicht die Bedeutung gehabt, wie die Festung im Kriege, als physisches Hindernis, — die Barrikade diente dem Aufstande dadurch, daß sie, die Bewegung der einzelnen Truppenkörper hemmend, diese mit dem Volke in nahe Berührung brachte. Hier an der Barrikade hörte der Soldat zum erstenmal in seinem Leben ehrliche, mutige Worte, einen brüderlichen Ruf, die Stimme des Volksgewissens, — und eben als Resultat dieser Berührung von Soldaten und Bürgern in der Atmosphäre des nationalen Enthusiasmus lösten sich die Bande der Disziplin, um endgültig zusammenzubrechen und zu verschwinden. Dies, und nur dies, sicherte den Sieg des Volksaufstandes. Eben darum ist der Volksaufstand nach unserer Meinung nicht dann „gesichert", wenn das Volk mit Maschinengewehren und Kanonen bewaffnet ist — denn in diesem Falle wäre er es niemals —, sondern dann, wenn das Volk von der tiefsten Bereitwilligkeit durchdrungen ist, in offenem Straßenkampfe zu sterben.

Es versteht sich von selbst, daß die alte Regierungsgewalt angesichts des Anschwellens dieses großen Gefühls, dieser Tätigkeit, sich zu opfern für sein Land, sein Leben einzusetzen für das Glück künftiger Geschlechter; daß die von allen Seiten bedrängte Macht angesichts dieses Enthusiasmus, der, ihr selbst fremd und unbekannt, die Massen erfüllte, sich zu der vor ihren Augen vollziehenden moralischen — ich möchte sagen: religiösen (im besten Sinne dieses Wortes) — Wiedergeburt der Nation nicht passiv verhalten konnte. Ruhig abwarten, bedeutete für die Regierung des Zaren, sich selbst zum

Untergang verurteilen. Das war klar. Was blieb also zu tun übrig? Mit den letzten Kräften, mit allen Mitteln gegen die politische Betätigung der Nation anzukämpfen. Für diesen Zweck waren in gleicher Weise zu gebrauchen die Armee und das Schwarze Hundert, die Polizeibeamten und die käufliche Presse. Einen Teil der Bevölkerung gegen den anderen aufhetzen, die Straßen der Städte mit Blut besudeln, plündern, Weiber schänden, Häuser in Brand stecken, panische Furcht verbreiten, lügen, betrügen und verleumden, — das war alles, was der alten verbrecherischen Regierungsgewalt übrig geblieben war. Und alles dies verübte und verübt sie bis auf den heutigen Tag. War ein offener Zusammenstoß unvermeidlich, so waren jedenfalls nicht wir, sondern unsere Todfeinde bestrebt, ihn herbeizuführen.

Sie hörten hier nicht einmal, daß sich die Arbeiter im Oktober und November bewaffneten, um sich vor dem Schwarzen Hundert zu schützen. Wenn nichts davon bekannt wäre, was außer dem Bereich dieses Sitzungssaales vorgeht, so muß es ganz unbegreiflich erscheinen, wie in einem revolutionären Lande, wo die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung auf der Seite der Freiheitsideale steht, wo die Volksmassen offen ihre Bereitwilligkeit bekunden, bis ans Ende zu kämpfen, weshalb in einem solchen Lande Hunderttausende von Arbeitern sich zum Kampfe gegen das Schwarze Hundert bewaffnen, das einen unbedeutenden, verschwindenden Teil der Bevölkerung bildet. Sind sie denn wirklich so gefährlich, diese Auswürflinge aller Schichten der Gesellschaft? Natürlich nicht! Wie leicht wäre unsere Aufgabe, wenn allein die elenden Banden des Schwarzen Hunderts dem Volke den Weg versperrten! Doch wir hörten nicht nur vom Zeugen, Rechtsanwalt Bramson, sondern auch von Hunderten von Zeugen aus den Arbeiterkreisen, daß hinter dem Schwarzen Hundert, wenn auch nicht die ganze Regierungsgewalt steht, so doch ein guter Teil derselben, daß hinter den Banden der Hooligans, die nichts zu verlieren haben und weder vor dem grauen Haar des Greises, noch vor dem schutzlosen Weibe und dem Kinde Halt machen, die Agenten der Regierung stehen, die die Schwarze Hundertschaften organisieren und bewaffnen, — allem Anschein nach aus den Mitteln des Staatsbudgets.

Ja endlich, wußten wir denn das nicht auch vor dem gegenwärtigen Prozeß? Lasen wir denn keine Zeitungen? Hörten wir denn nicht Augenzeugen, bekamen wir keine Briefe, sahen wir selbst nicht, was vorging, sind uns etwa die erschütternden Enthüllungen des Fürsten Urussoff unbekannt geblieben? Die Staatsanwaltschaft glaubt nichts davon. Sie kann daran nicht glauben, sonst müßte sie die Anklage gegen die richten, die sie jetzt verteidigt, sie müßte anerkennen, daß der russische Bürger, der sich mit dem Revolver gegen die Polizei bewaffnet, im Zustande der Notwehr handelt. Es ist aber schließlich einerlei, ob das Gericht an die Pogromtätigkeit der Behörden glaubt oder nicht glaubt. Vor Gericht genügt es, daß wir daran glaubten, daß Hunderttausende von Arbeitern, die sich auf unsere Aufforderung hin bewaffneten, davon überzeugt waren. Für uns galt es als festgestellt, daß hinter den dekorativen Schwarzen Banden die mächtige Hand

der regierenden Clique sichtbar war. Meine Herren Richter! Diese unheilbringende Hand sehen wir auch jetzt vor uns!

Die Anklagebehörde fordert Sie, meine Herren Richter, auf, anzuerkennen, daß der Arbeiterdelegiertenrat die Arbeiter für den direkten Kampf gegen die bestehende „Regierungsform" bewaffnete. Wenn man mich kategorisch fragte: „War das der Fall?" so antworte ich: Jawohl! . . . Ja, ich bin bereit, diese Anklage zu akzeptieren, doch nur unter einer Bedingung. Ich weiß nicht, ob die Staatsanwaltschaft und das Gericht diese meine Bedingung annehmen werden.

Ich frage Sie: Was versteht eigentlich die Anklage unter dem Wort „Regierungsform"? Existiert denn überhaupt bei uns eine Regierungsform? Die Regierung hat schon längst mit der Nation gebrochen und stützt sich einzig und allein auf die Schwarzen Hundertschaften und ihren militärisch-polizeilichen Apparat. Was wir besitzen, ist keine nationale Regierungsgewalt, sondern ein Automat für Massenmorde. Anders kann ich die Regierungsmaschine nicht nennen, die den lebendigen Leib unseres Volkes in Stücke schneidet. Und wenn Sie mir sagen, daß die Pogrome, Brandstiftungen, Gewalttaten . . ., wenn Sie mir sagen, daß alles was in Twer, Rostow, Kursk, Sjedletz geschehen ist . . ., wenn Sie mir sagen, daß Kischinew, Odessa, Bjelostock die Regierungsform des russischen Staates ist, — ja, dann erkenne ich zusammen mit der Staatsanwaltschaft an, daß wir uns im Oktober und November gegen die bestehende Staatsform des Russischen Reiches bewaffnet haben!

Angeklagte und Verteidiger im Gerichtssaal.

Auf dem Hinweg

(Aus Privatbriefen).

Ein paar Stunden sind verflossen, seitdem man uns ins Verbanntengefängnis gebracht hat . . . Ich muß gestehen, daß ich mit einer gewissen nervösen Unruhe von meiner Zelle im Untersuchungsgefängnis Abschied genommen habe. Sie war mir so vertraut geworden, diese kleine Zelle, wo ich doch wenigstens die volle Möglichkeit hatte, zu arbeiten. Hier aber, im Verbanntengefängnis — das wußten wir im voraus — wird man uns alle in einen gemeinsamen Raum zusammenpferchen —, eine Qual, wie sie schwerer und ermüdender kaum gedacht werden kann. Und dann wird die mir so gut bekannte Etappenstraße folgen, mit ihrem entsetzlichen Schmutz und ihrer heillosen Verwirrung. Wer weiß, wie lange es dauern wird, bis wir den Bestimmungsort erreichen? Und wer kann sagen, wann wir zurückkehren? Wäre es nicht besser, wie bisher, in der Zelle Nr. 462 zu bleiben und bei Lesen und Schreiben — abzuwarten? Für mich ist es schon, wie Sie wissen, eine moralische Heldentat, aus einer Wohnung in die andere umzuziehen — und nun gar ein Umzug von dem einen Gefängnis in das andere! Neue „obrigkeitliche Personen", neue Reibereien, neue Mühen, damit nicht allzu entwürdigende Beziehungen eintreten —, steht uns doch ein ununterbrochener Wechsel der behördlichen Personen bevor, von der Verwaltung des Verbanntengefängnisses bis zum Polizeiwächter am Verbannungsort in Sibirien. Ich habe diese Reiseroute schon einmal durchkostet und vermag daher der Wiederholung keinen Geschmack abzugewinnen.

Ganz plötzlich, ohne vorherige Ankündigung, wurden wir heute hierher gebracht. Im Empfangsraum kleidete man uns in die graue Arrestantentracht —, eine Prozedur, der wir uns mit der Neugier von Schulbuben unterzogen. Es war ganz interessant, die Freunde in grauen Hosen, grauem Kittel und grauer runder Mütze vor sich zu sehen. Das klassische Carreau-Aß auf dem Rücken fehlte aber, auch durften wir unsere eigene Wäsche und unser Schuhzeug behalten. Eine lärmende erregte Schar, stürzten wir im Schmucke unserer neuen Tracht in die Kammer . . . Allen Schauermären über das Verbanntengefängnis entgegen, durfte man die Haltung der Gefängnisbehörde uns gegenüber anständig, ja, in mancher Beziehung sogar zuvorkommend nennen. Allerdings ist Grund zur Annahme vorhanden, daß von oben her die Parole ausgegeben war: scharf aufpassen, doch Konflikte vermeiden!

Der Tag der Abfahrt selbst bleibt nach wie vor in tiefstes Dunkel gehüllt —, augenscheinlich befürchtet man Straßendemonstrationen, ja, sogar den Versuch gewaltsamer Befreiung auf dem Transport. Man hat Furcht und trifft deshalb die nötigen Vorkehrungen. Unter den obwaltenden Umständen aber wäre ein derartiger Versuch heller Unsinn.

* * *

Den 10. Januar.

Ich schreibe Ihnen, während der Zug sich in voller Fahrt befindet. Verzeihen Sie daher die launische Schrift . . . Es ist gegen 9 Uhr morgens. Um halb vier Uhr nachts wurden wir plötzlich vom Oberaufseher geweckt —, die meisten von uns waren eben nach einem Abend leidenschaftlichen Schachspiels zur Ruhe gegangen — und wir vernahmen die Nachricht, daß man uns um sechs Uhr von hier fortbringen werde. Wir hatten lange die Stunde der Abfahrt erwartet und waren alle des Harrens bereits müde geworden, so daß uns diese Ankündigung jetzt wie etwas ganz Unerwartetes überraschte.

Das Weitere spielte sich in der gewohnten Weise ab. In der größten Eile und Hast packten wir unsere Sachen. Dann begaben wir uns in den Empfangsraum, wohin man inzwischen auch die „freiwillig folgenden" Frauen mit den Kindern gebracht hatte. Die Konvoimannschaften nahmen uns in Empfang und durchsuchten eilig unser Gepäck. Der verschlafene Gehilfe des Gefängnisdirektors händigte dem Konvoioffizier unser Geld aus, worauf wir in Gefangenenwagen gesetzt und unter verstärktem Schutzgeleite zum Nikolaus-Bahnhof gebracht wurde. Wohin die Fahrt gehen sollte, wußten wir noch immer nicht.

Bemerkenswert war, daß man unsere Konvoimannschaften extra zu diesem Zwecke aus Moskau hatte kommen lassen. Scheinbar traute man den Petersburgern nicht recht. Der Offizier war beim Empfang sehr liebenswürdig, hatte aber auf alle unsere Fragen nur ein einfaches „Weiß es nicht" zur Antwort. Seinen Worten zufolge stehen wir alle unter dem unsichtbaren Kommando eines Gendarmerieobersten, von dem alle Instruktionen ausgehen; er, der Offizier, habe nur den Befehl, uns zur Bahn zu bringen, mehr wisse er selbst nicht. Es ist möglich, daß die Vorsicht des Ministeriums sich wirklich soweit erstreckt; es ist aber andererseits auch nicht ausgeschlossen, daß unser Offizier nur mit diplomatischer Schlauheit den Unwissenden spielt. Schon sind wir eine ganze Stunde unterwegs, und noch immer wissen wir nicht, ob es nach Moskau oder Wologda geht. Die Soldaten können uns auch nichts sagen.

Wir haben einen separaten Wagen dritter Klasse zu unserer Verfügung; jeder von uns hat seinen eigenen Schlafplatz. Das Gepäck ist in einem besonderen Wagen untergebracht, in dem, wie unsere Konvoisoldaten erzählen, zehn Gendarmen unter dem Befehl eines Obersten mitreisen. Mit dem Gefühle von Leuten, denen es vollkommen gleichgültig ist, in welcher Richtung die Fahrt geht, machten wir es uns im Wagen bequem —, man wird uns schon an den Bestimmungsort bringen . . .

Es zeigt sich, daß wir nach Wologda fahren; einer von den Unsrigen hat es an den Benennungen der Stationen festgestellt. In vier Tagen werden wir also in Tjumen sein.

Wir sind alle lebhaft erregt —, die Fahrt nach der dreizehnmonatigen Gefängnishaft hat unsere üble Laune verscheucht. Zwar sind die Wagenfenster vergittert —, aber gleich dahinter fühlt man das freie Leben, die Bewegung ... Ob wir so bald auf demselben Schienengeleise zurückkehren werden?

Adieu, liebster Freund!

* * *

Den 11. Januar.

Wenn schon der Konvoioffizier uns gegenüber höflich und zuvorkommend ist, so ist das Verhalten der Soldaten erst recht über alles Lob erhaben: sie sind alle über unsern Prozeß vorzüglich unterrichtet und bringen uns die größte Sympathie entgegen. Eine interessante Einzelheit: bis zum letzten Augenblick wußten sie nicht, wer transportiert werden sollte und wohin die Reise ging. Den Vorsichtsmaßregeln entsprechend, unter denen man sie so plötzlich aus Moskau nach Petersburg versetzte, waren sie der Ansicht, daß sie dazu ausersehen seien, uns nach Schlüsselburg zur Hinrichtung zu geleiten. Im Empfangsraum des Verbanntengefängnisses machte ich die Wahrnehmung, daß die Soldaten äußerst aufgeregt und auffallend dienstbeflissen waren. Erst hier, im Zuge, erfuhr ich den wahren Grund .... Wie erfreut waren sie, als sie hörten, daß wir die „Arbeiter-Deputierten" seien und daß man uns nur zur Verbannung nach Sibirien verurteilt habe!

Die Gendarmen, die den Ueber-Konvoi bilden, lassen sich in unserm Wagen gar nicht blicken. Sie besorgen den äußern Schutz, umringen den Wagen auf den Stationen, halten Wache draußen vor der Wagentür usw. Hauptsächlich aber scheint ihre Aufgabe in der Ueberwachung unserer Konvoisoldaten zu bestehen.

Die Versorgung mit Trink- und Teewasser, Mittagessen usw. geschieht auf telegraphischem Wege. In dieser Beziehung erfreuen wir uns des größten Komforts. Nicht umsonst hat doch der Restaurateur auf einer der Stationen uns respektvoll durch die Konvoisoldaten dreißig Stück Austern angeboten. Diese Episode erregte stürmische Heiterkeit in unserm Wagen, aber auf die Austern mußten wir doch verzichten.

* * *

Den 12. Januar.

Immer größer und größer wird die Entfernung, die uns trennt.

Gleich am ersten Tage verteilte sich unsere Reisegesellschaft in mehrere Familien- und Freundschaftsgruppen, und, da es im Wagen sehr eng ist, müssen diese Gruppen abgesondert von einander leben. Nur der Doktor schließt sich keiner einzigen fest an: mit aufgestreiften Aermeln eilt er unermüdlich hin und her und handhabt die Leitung über alle und alles.

Wie Sie wissen, haben wir vier Kinder mit uns. Sie betragen sich ideal, daß heißt so, daß man ihre Anwesenheit total vergißt. Mit den Konvoisoldaten verknüpfen sie die intimsten Freundschaftsbande. Diese ungeschlachten Kerle können im Umgang mit den Kindern von rührender Zärtlichkeit sein ...

.... Wie wir bewacht werden? Auf jeder Station wird der Wagen von Gendarmen umringt, auf den größeren kommen sogar noch Polizeisoldaten dazu. Außer ihrem Karabiner auf dem Rücken haben die Gendarmen noch einen Revolver, mit dem sie jeden bedrohen, der zufällig oder aus Neugier dem Wagen zu nahe kommt. Eines solchen Schutzes erfreuen sich zurzeit nur zwei Kategorien von Personen: besonders schwere „Verbrecher" und besonders „berühmte" Minister.

Die Taktik uns gegenüber ist ganz genau vorgezeichnet; sie wurde uns schon im Verbanntengefängnis vollkommen klar: auf der einen Seite — schärfste Wachsamkeit, auf der anderen — zuvorkommende Korrektheit in den Grenzen des Gesetzes. In dieser Taktik tut sich das konstitutionelle Genie Stolypins kund. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dieses feingesponnene Netz doch einmal einen Riß bekommen wird — es fragt sich nur, ob in bezug auf die Wachsamkeit oder in bezug auf die Korrektheit? ...

Eben sind wir in Wjatka angelangt. Welch glänzender Empfang seitens der Bureaukratie von Wjatka! Ich wünschte, Sie hätten das Bild gesehen! Zu beiden Seiten unseres Wagens je eine Halbkompagnie Soldaten im Spalier. Dahinter eine zweite Reihe: die Landpolizisten mit ihren Karabinern auf dem Rücken. Dicht vor dem Wagen, wie üblich, die Gendarmen. Der Offizier, der Zsprawnik, die Pristaws — mit einem Worte, eine regelrechte militärische Demonstration. Das ganze Arrangement scheint ein Originalbeitrag des hiesigen Gewalthabers Fürsten Gortschakow zu den Petersburger Instruktionen zu sein. Die Unsrigen fühlten sich durch das Fehlen von Artillerie sehr zurückgesetzt. — Es ist in der Tat schwer, sich etwas vorzustellen, was dieser unsinnigen Feigheit auch nur entfernt gleichkäme. Eine treffendere Karikatur der „zielbewußten Gewalt" hätte man sich nicht wünschen können, und wir hatten wahrlich Grund, stolz zu sein: denn noch im Grabe scheint ihnen der Deputiertenrat heillose Angst einzuflößen.

Feigheit und Dummheit! Wie oft sind sie die Kehrseite von Wachsamkeit und Korrektheit. Um unsere Reiseroute zu verheimlichen — was doch ganz unmöglich ist — hat man uns verboten, unterwegs Briefe zu schreiben. So lautet der Befehl des unsichtbaren Obersten auf Grund aus Petersburg erhaltener Instruktionen. Aber gleich am ersten Tage unserer Reise sündigten wir gegen dieses Verbot, in der Hoffnung, daß sich Gelegenheit bieten werde, unsere Briefe weiterzubefördern. Und in der Tat irrten wir uns in dieser Annahme nicht, denn wir waren rings von guten Freunden umgeben, und mit ihnen hatte die „Instruktion" nicht gerechnet.

* * *

Den 16. Januar.

Wir befinden uns in einem kleinen Dorfe, zwanzig Werst von Tjumen entfernt. Es ist Nacht. Auf der Diele einer niedrigen schmutzigen Bauernstube lagern die Mitglieder des Arbeiterdeputiertenrats, und sie lagen so eng aneinander, daß von der Diele kein Fleckchen zu sehen ist. Man schläft noch nicht, Gespräche werden geführt, dazwischen schallt lautes Lachen . . .

In Tjumen blieben wir drei Tage. Auch hier wurden wir — für uns keine Ueberraschung mehr — von einem kolossalen Truppenaufgebot zu Pferde und zu Fuß empfangen. Die Reiter tummelten ihre Streitrosse und trieben die Straßenbuben auseinander. Der Weg vom Bahnhof zum Gefängnis wurde zu Fuß zurückgelegt. Wir werden mit noch größerer Zuvorkommenheit als vordem behandelt. Gleichzeitig aber werden auch die Vorsichtsmaßregeln immer schärfer, so daß man bisweilen von abergläubischen Vorstellungen heimgesucht wurde. So wurden uns hier zum Beispiel auf telephonische Bestellung aus allen Läden Waren zur Auswahl zugesandt, während man die üblichen Spaziergänge auf dem Gefängnishof kurzerhand untersagte. Das erste ist eine Aufmerksamkeit, das zweite eine Ungesetzlichkeit. Von Tjumen ging es weiter auf Wagen, wobei auf uns 14 Gefangene sage und schreibe 52 (zweiundfünfzig) Konvoisoldaten kamen — den Kapitän, den Pristaw und den Urjadnik nicht miteinbegriffen. Das ist etwas Niedageweseues! Alle, die Soldaten, der Kapitän, der Pristaw und der Urjadnik* staunten selbst darüber. Aber so lautet die „Instruktion“... Wir fahren jetzt nach Tobolsk. Die Reise geht sehr langsam vonstatten: heute zum Beispiel haben wir den ganzen Tag über nicht mehr als 20 Werst zurückgelegt. Um 1 Uhr mittags erreichten wir den Etappenpunkt. Statt weiter zu reisen, halten wir, und der Grund heißt wieder einmal: die Instruktion! Um eine Flucht zu vereiteln, läßt man uns abends nicht reisen, diese Maßnahme hat freilich einen Schimmer von Berechtigung für sich. So kommt es, daß wir am Tage nur 3—4 Stunden fahren und die übrigen 20 Stunden halten. Auf diese Weise werden wir ganze 10 Tage für die 250 Werst bis Tobolsk brauchen und dort am 25. oder 26. Januar eintreffen. Wie lange wir dort bleiben, wohin und wann man uns weitertransportiert, weiß niemand, oder vielmehr will uns niemand sagen. Unser Zug besteht aus ungefähr 40 Schlitten. Vorne fährt unser Gepäck, dann folgen wir „Deputierte“, je zwei Mann in einem Schlitten, und jedem Paar sind zwei Soldaten beigegeben. Der Offizier und der Pristaw fahren an der Spitze des Zuges in einer gedeckten „Koschewa“.** Den Abschluß bilden eine Reihe von Schlitten, die mit Soldaten vollgepfropft sind. Wir fahren im Schritt. Von Tjumen wurden wir ein paar Werst weit von 20—30 berittenen „Jägern“ geleitet. Kurz und gut: zieht man in Betracht, daß alle diese unerhörten Vorsichtsmaßregeln auf Verfügung von Petersburg aus getroffen sind, kommt man zu dem Schlusse, daß man uns sicher und um jeden

* Wachtmeister der Landpolizei.

** Sibirischer Reiseschlitten.

Preis an ein recht einsam gelegenes Plätzchen bringen will, denn es ist nicht gut anzunehmen, daß dieses große königliche Gefolge nichts anderes als eine bloße Kanzleimarotte bedeutet. . . . Das kann uns in Zukunft große Schwierigkeiten bereiten. Doch warten wir ab.

Rings um uns ist alles in Schlaf versunken. Durch die offenstehende Küchentür sieht man den wachhabenden Unteroffizier. Hinter dem Fenster erschallen die schweren Tritte der Schildwache. Draußen ergießt der Mond sein bläuliches Licht über die schneestarrende Nacht. Welch sonderbares phantastisches Bild: diese in unruhigem Schlaf auf dem Boden hingestreckten Gestalten, die Soldaten vor der Thüre und den Fenstern, diese blaßblaue Nacht und diese unendliche weiße Flur — so herrlich! — so nah! — — und so unerreichbar!

* * *

Das Gefängnis zu Tjumen beherbergte in seinen Mauern eine Menge „Politischer", hauptsächlich administrativ Verschickter. Während des Spaziergangs versammelten sie sich vor unserem Fenster, sangen uns zu Ehren ein Lied und entfalteten sogar eine rote Fahne mit der Aufschrift: „Es lebe die Revolution!" Sie sangen nicht übel: offenbar sitzen sie schon lange hier und haben fleißig geübt. Die Szene war recht imposant, und wenn Sie wollen, sogar in ihrer Art rührend. Ich richtete an sie durch die Fensterluke ein paar Worte des Grußes und des Dankes im Namen der Genossen.

In demselben Gefängnis überreichten uns die Strafgefangenen eine ellenlange Bittschrift, in der sie uns, „die hochmögenden Revolutionäre aus Petersburg", in Prosa und Versen anflehten, ihnen in ihrer Not zu Hilfe zu kommen. Wir wollten den bedürftigsten unter den Politischen — manche darunter hatten keine Wäsche und warme Kleidung — eine kleine Summe zukommen lassen, erhielten aber von der Gefängnisverwaltung eine kategorische Absage. Die „Instruktion" untersagt nämlich jegliche Beziehungen zwischen den „Deputierten" und den anderen Politischen.

* * *

Pokrowskoje, den 18. Januar.

Ich schreibe Ihnen vom dritten Etappenpunkt. Die langsame Fahrt hat uns alle vollends matt gemacht. Sechs Werst die Stunde und am Tage nicht mehr als drei bis vier Stunden Fahrt! Es ist nur ein Glück, daß die Kälte mäßig ist, 25 bis 38 Grad Celsius. Erst vor drei Wochen zeigte hier das Thermometer —52 Grad Reaumur. Was hätten die Kleinen ausstehen müssen, die wir mit uns haben!

Bis Tobolsk haben wir noch eine Woche vor uns. Keine Briefe, keine Zeitungen, keine Nachrichten . . .

Aber im Grunde genommen sind dies lauter Nichtigkeiten. Wir sind alle warm gekleidet und atmen mit Entzücken die herrliche Frostluft nach der fürchterlichen Atmosphäre der Einzelkammer. Sie mögen sagen, was sie wollen,

Ostjak in „Gusy“ und „Kisy“.

Dmitry Swertschkoff
nach der Verurteilung in Arrestkleidung.

aber mir scheint, daß der menschliche Organismus zu der Zeit, als er sich bildete, keine Gelegenheit gehabt hat, sich den Bedingungen der Einzelhaft anzupassen.

Heine schrieb noch 1843 in seinen Pariser Briefen: „In Frankreich ... in diesem Lande der Sozialität, wäre die Absperrung in Zellen, die pennsylvanische Methode, eine unerhörte Grausamkeit, und das französische Volk ist zu großmütig, als daß es je um solchen Preis seine gesellschaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, selbst nachdem die Kammer eingewilligt, kommt das entsetzliche, unmenschliche, ja unnatürliche Zellulargefängniswesen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, die die nötigen Bauten kosten, sind, gottlob! verlorenes Geld. Diese Burgverließe des neuen Bürgerrittertums wird das Volk ebenso unwillig niederreißen, wie es einst die adelige Bastille zerstörte. Wie furchtbar und düster dieselbe von außen gewesen sein möchte, so war sie gewiß nur ein heiteres Kiosk, ein sonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen, schweigsamen amerikanischen Höllen, die nur ein blödsinniger Pietist ersinnen und nur ein herzloser Krämer, der für sein Eigentum zittert, billigen konnte." (Paris, Juli 1843, „Gefängniswesen und Strafgesetzgebung".)

Alles in Sibirien ist so geblieben, wie es vor fünf bis sechs Jahren war, und doch hat sich zugleich alles verändert. Nicht nur die sibirischen Soldaten — und bis zu welchem Grade! — haben sich geändert, sondern auch die sibirischen „Tscheldonen" (Bauern), die über politische Themen diskutieren und sich danach erkundigen, ob „das alles" bald ein Ende nehmen werde. Unser Kutscher, ein Junge von dreizehn Jahren — nach seiner Versicherung ist er schon fünfzehn Jahre alt — singt den ganzen Weg aus vollem Halse: „Steh' auf, erhebe dich, Arbeitervolk! Steh' auf zum Kampfe, hungerndes Volk!" * Mit sichtlichem Wohlwollen drohen die Soldaten dem Sänger mit einer Anzeige bei dem Offizier; aber der kecke Bube begreift sehr wohl die allgemeine Sympathie und fährt fort, das „Arbeitervolk" zum Kampfe aufzurufen. ...

Die erste Haltestelle, von der ich Ihnen schrieb, war eine armselige, schmutzige Bauernhütte. Die beiden folgenden waren Kronsetappenhäuser, nicht minder schmutzig, aber um vieles bequemer, mit zwei Abteilungen — für Männer und Frauen — und einer Küche. Wir schlafen auf hölzernen Pritschen. Auf Sauberkeit kann man natürlich nur sehr geringe Ansprüche machen. Dies ist und bleibt die unangenehmste Seite unserer Reise.

Nach den Etappenhäusern kommen Bauern und Bäuerinnen mit Milch, Quark, Ferkeln, Kartoffelfladen und sonstigen Eßwaren. Sie erhalten Zutritt zu uns, obgleich dies dem Sinne der „Instruktion" zuwiderläuft, die jeglichen Verkehr mit „Unbeteiligten" verbietet. Aber der Konvoi wüßte sich sonst gar keinen Rat, um uns und sich selber mit der nötigen Speise zu versehen.

---

* Die Anfangsworte der sogenannten russischen Marseillaise, deren Text vom berühmten russischen Emigranten Lawroff verfaßt wurde.

Für Zucht und Ordnung in unseren Reihen sorgt unser souveräner Aeltester F., den alle — wir, der Offizier, die Soldaten, die Polizei, die Dorfhökerinnen — einfach den „Doktor“ nennen. Er legt eine unglaubliche, unerschöpfliche Tatkraft an den Tag: besorgt sämtliche Einkäufe, fertigt selbst die Speisen an, füttert uns, wacht über unser Gepäck, betätigt sich noch daneben als Gesangslehrer — mit einem Worte: er ist der Leiter und die Seele unserer Gruppe. Zu seiner Unterstützung werden jeden Tag zwei „Dejourierende“ abkommandiert, die sich alle in der Beziehung ähneln, daß sie fast nichts tun. . . . Soeben, da ich schreibe, wird das Abendessen zubereitet, wobei es recht laut und lebhaft zugeht. Nach dem Abendessen wird auf den Pritschen Tee herumgereicht. Für den Tee haben wir Damen als Dejourierende: so ist der von unserem Doktor festgesetzte Brauch.

* * *

Den 23. Januar.

Wir haben die vorletzte Haltestelle vor Tobolsk erreicht. Das Etappenhaus ist neu, geräumig und sauber, eine wahre Erholung für Leib und Seele nach dem Schmutz der letzten Etappenhäuser. Noch sechzig Werst, und wir sind in Tobolsk. Wenn Sie wüßten, wie wir uns in der letzten Zeit nach einem „echten“ Gefängnis sehnen, wo man sich gehörig waschen und ausruhen könnte! Hier wohnt nur ein einziger Politischer, ein ehemaliger Schnapsladenangestellter aus Odessa, der wegen Propaganda unter dem Militär vom Gericht zur Verschickung verurteilt wurde. Es gelang ihm, sich mit einem Korbe Eßwaren zu uns ins Etappenhaus durchzuschleichen und wir erfuhren von ihm viele Einzelheiten über das Leben im Gouvernement Tobolsk.

Der größte Teil der Politischen, sowohl der auf gerichtlichem, als auch administrativem Wege Verschickten wohnt in den umliegenden Dörfern von Tobolsk, in einem Umkreise von 150 bis 160 Werst. Aber auch im Kreise Beresow gibt es Verschickte. Die Lebensbedingungen dort sind bei weitem schwerer und die Not größer. Fälle von Flucht gehören zu den alltäglichen Dingen, denn die Polizei ist außerstande, eine genügende Aufsicht auszuüben. Die Flüchtlinge werden hauptsächlich in Tjumen, der ersten Bahnstation, und überhaupt auf der Eisenbahnlinie wieder eingefangen. Doch ist der Prozentsatz der mißglückten Fluchtversuche nur sehr gering. Das alles klingt sehr tröstlich, nicht wahr? Aber jede Erzählung dieser Art wird mit dem Kehrreim geschlossen: „Ja, so geht es mit den gewöhnlichen Sterblichen —, wer weiß aber, wie es mit Ihnen gehen wird?“

* * *

Ueber mangelnde Aufsicht können wir uns bis jetzt nicht beklagen. Der Kapitän hat die Konvoimannschaften durch die verschärften Nachtwachen, die sich nicht nur auf das jeweilige Etappenhaus, sondern gleich auf das ganze Dorf erstrecken, schon ganz krank gemacht. Und doch kann man, je weiter wir nach Norden vorrücken, ein allmähliches Nachlassen des „Regimes“ kon-

ſtatieren: man erlaubt uns bereits, unter Aufſicht die Kramläden zu beſuchen, wir dürfen truppweiſe im Dorfe ſpazieren gehen und ſprechen auch hier und da bei einem der Politiſchen vor. Die Soldaten leiſten uns dabei nach Kräften Vorſchub: uns eint die gemeinſame Oppoſition gegenüber dem Kapitän. Am heikelſten dabei iſt die Lage des Unteroffiziers, der das Bindeglied zwiſchen Offizier und Mannſchaften bildet.

„Nein, meine Herren", ſagte er einmal zu uns im Beiſein der Soldaten, „der Unteroffizier von heute iſt nicht mehr der von ehemals" . . . „Na, es gibt auch jetzt noch manchen, der es wie früher haben möchte", erſcholl es aus der Gruppe der Soldaten, „aber man zieht ihm eins über, dann wird er ſo weich, wie Seide" . . .

Alle lachten laut auf, und auch der Unteroffizier ſtimmte in das allgemeine Lachen mit ein —, aber man ſah wohl, daß er es mit ſehr gemiſchten Gefühlen tat.

* * *

Im Gefängnis von Tobolsk, den 26. Januar.

Auf der vorletzten Halteſtelle vor Tobolsk empfing uns der Gehilfe des Iſprawniks —, einerſeits um die Ueberwachung zu verſchärfen, andererſeits um die Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit zu verdoppeln. Die Wachen wurden verſtärkt, das Herumſchlendern in den Dorfſtraßen hörte auf, zugleich aber wurden den Familien bequeme verdeckte Reiſeſchlitten zur Verfügung geſtellt.

Etwa zehn Werſt vor Tobolsk kamen uns zwei Politiſche entgegen, der Offizier hatte ſie noch kaum bemerkt, als er ſchon ſeine „Maßnahmen" traf: er eilte an die Spitze des Zuges und ließ die Soldaten aus den Schlitten ſteigen. Sie mußten nun die ganzen 10 Werſt mit geſchultertem Gewehr zurücklegen. Natürlich gedachten ſie dabei des Kapitäns in nicht gerade ſehr freundſchaftlicher Weiſe.

Ich muß hier meine Schilderung unterbrechen: Der „Doktor", den man als unſeren Aelteſten in die Kanzlei beorderte, teilte uns mit, daß wir alle unter militäriſcher Eskorte mit einer Geſchwindigkeit von 40 bis 45 Werſt täglich nach Obdorsk geſchafft werden ſollen. Von hier bis Obdorsk ſind über 1200 Werſt Schlittenweg —, wir werden alſo günſtigſtenfalls, das heißt, wenn immer Pferde zum Wechſeln vorhanden ſind und keine Stockungen während der Reiſe eintreten, über einen Monat brauchen, um an unſeren Beſtimmungsort zu gelangen. Keine Kleinigkeit in dieſer Jahreszeit, zumal, wenn man kleine Kinder mit ſich führt! Es heißt, daß die Reiſe von Bereſow bis Obdorsk mit Renntieren zurückgelegt wird. Denjenigen unter uns, die mit Familie reiſen, wurde es ein wenig ungemütlich. Die ſchlimmſten Zeitungsgerüchte bewahrheiteten ſich alſo —, man hatte tatſächlich den nördlichſten Punkt des Gouvernements für uns als Wohnſitz auserkoren. Intereſſant iſt, daß dieſelbe „Gleichheit", die ſich im Urteil ausſprach, auch jetzt, bei der Anſiedelung, in Anwendung kam: wir waren ſamt und ſonders an ein und denſelben Ort verbannt.

Hier in Tobolsk hat man von Obdorsk genau die gleiche unheimliche Vorstellung wie Ihr in Petersburg. Man weiß nur soviel, daß dieser Ort sich irgendwo jenseits des Polarkreises befindet . . . Es entsteht jetzt die ernste Frage: wird man ein spezielles Kommando zu unserer Ueberwachung in Obdorsk errichten oder nicht? Eine solche Maßregel wäre doch nur konsequent.

Wird sich überhaupt eine Flucht bewerkstelligen lassen? Oder werden wir zwischen Nordpol und Polarkreis die weitere Entwicklung der russischen Revolution und eine Aenderung der gesamten politischen Lage abwarten müssen? Ich habe Grund zu der Besorgnis, daß die Rückkehr aus einer Frage der Technik eine Frage der Politik machen dürfte . . .

Nun wohl, wir werden also in Obdorsk sitzen und warten. Und werden arbeiten. Schicken Sie nur Bücher und Zeitungen, Zeitungen und Bücher.

Wer weiß, welchen Gang die weiteren Ereignisse nehmen werden? Wer weiß, wie hoch die Rechnung zu stehen kommen wird? Vielleicht, daß dieses Jahr, das wir in Obdorsk bleiben müssen, überhaupt die letzten Revolutionsferien bildet, die wir von der Geschichte geschenkt bekommen, um die Lücken in unserem Wissen ausfüllen und unsere Waffen schärfen zu können.

Finden Sie eine solche Ansicht zu fatalistisch? Liebster Freund, wenn man unter Konvoi nach Obdorsk reist, kann es gar nicht schaden, wenn man sich ein bischen zum Fatalismus bekehrt.

* * *

Den 29. Januar.

Zwei Tage sind vergangen, seitdem wir Tobolsk verlassen haben. Wir werden von 30 Soldaten unter Anführung eines Unteroffiziers eskortiert. Am Montag wurden wir in große, mit drei Pferden bespannte Koschewas gesetzt. Kaum zum Tore des Gefängnisses hinaus, hatten wir auch schon die Stadt hinter uns: die Pferde jagten, wie vom Teufel besessen, davon. Der Morgen war herrlich: sonnig und frostig. Ringsum dichter Nadelwald; regungslos stand er in seinem weißen Gewande von Reif da und hob sich von dem klaren Himmel ab. Nicht der geringste Laut in der Luft! Es schien, als ob alle Lautwellen in der Natur für ewig erfroren wären. Eine märchenhafte Umgebung!

Bei der Ausfahrt aus der Stadt erwarteten uns die hiesigen Politischen in einer Gruppe von vierzig bis fünfzig Personen. Viele Grüße, Tücherschwenken und hastige Versuche, uns zu erkennen. Wir jagten aber mit Windeseile an ihnen vorbei . . . Jetzt liegen zwischen uns und ihnen hundert Werst.

Unter der hiesigen Bevölkerung hat sich ein wahrer Legendenkreis um unsere Personen gebildet. Die einen halten uns für fünf Generäle und zwei Gouverneure, die zur Verbannung verurteilt sind; eine zweite Version besagt, ein hochmögender Graf, von seiner Familie begleitet, werde nach Beresow eskortiert; die dritte, daß wir Abgeordnete der ersten Duma seien, die in die

Verbannung folgen. Zuguterletzt richtete die Wirtin, bei der wir heute rasteten, an den „Doktor“ die Frage, ob wir „auch von der Politik“ wären, und meinte, als der Doktor diese Frage bejahte: „Dann werden Sie wohl die Obrigkeit von der ganzen Politik sein?“

Von Tobolsk ab gibt es fast in jedem Dorf Politische, hauptsächlich sogenannte „Agrarniki“, das heißt wegen Agrarunruhen verurteilte Bauern; ferner Soldaten, Arbeiter und auch — in sehr beschränkter Anzahl — Intellektuelle. In zwei Dörfern, welche wir passierten, fanden wir von den Politischen organisierte Genossenschaftswerkstätten vor. Ueberhaupt sind wir bis jetzt auf äußerste Not nicht gestoßen. Das Leben in diesen Gegenden ist nämlich überaus billig, die Politischen wohnen gewöhnlich bei Bauern, wo sie für sechs Rubel monatlich Wohnung und volle Kost erhalten. Diese Summe ist von der örtlichen Verschicktenorganisation als Minimalsatz festgelegt. Für zehn Rubel monatlich kann man schon „ganz komfortabel“ leben. Je weiter aber nach Norden, desto teurer wird der Unterhalt und umso geringer die Aussicht, irgend einen Nebenerwerb zu finden.

Die Verschickten bleiben nirgends lange an einer und derselben Stätte, so daß unter ihnen ein ewiges Kommen und Gehen, ein unaufhörliches Wandern herrscht. Es wird mit uns auch ohne behördliche Erlaubnis gewandert. Die auf dem Ob-Flusse verkehrenden Dampfer befördern die Politischen unentgeltlich. Die zahlenden Passagiere kauern in den Winkeln herum, und unsere Zugvögel bemächtigen sich der besten Plätze. Sie wundern sich vielleicht darüber, bester Freund, aber ich kann Sie versichern, daß dies eine festeingewurzelte Tradition ist. Unsere Kutscher und auch die Soldaten äußern sich über unsere Verbannung nach Obdorsk in folgender Weise: „Nun, es ist so wie so nicht auf lange Zeit. Im Frühjahr kommen Sie mit dem ersten Kronsdampfer zurück.“ — „Was hat es dann aber für einen Zweck, uns jetzt nach Obdorsk zu bringen?“ — „Ja, was soll man denn mit ihnen anfangen?“

Zufällig begegneten wir einem Genossen, der in Obdorsk gewohnt hatte. Nach seiner Beschreibung ist unsere künftige Wohnstätte garnicht so übel. Ein großes Dorf mit über tausend Einwohnern, zwölf Läden, hübschen Wohnhäusern. Zwischen Berghügeln eingebettet, hat es ein sehr gesundes Klima. Die Arbeiter, die unter uns sind, würden Verdienst finden; man kann auch Stunden bekommen. Das Leben ist zwar ziemlich teuer, aber die Löhne sind dafür auch hoch. Nur einen Fehler hat dieser entzückende Ort: er ist von der ganzen Welt so gut wie abgeschnitten. Bis zur Eisenbahn anderthalbtausend Werst; bis zur nächsten Telegraphenstation — achthundert. Die Post kommt alle zwei Wochen einmal, und in der Zeit der schlechten Wege, im Frühling und Herbst stellt sie ihre Tätigkeit anderthalb bis zwei Monate überhaupt ein. Wenn in Petersburg schon längst eine provisorische Regierung am Ruder ist, wird in Obdorsk noch immer der Stanowoj* am Ruder sein. Diese

* Stanowoj = Bezirkskommissar.

Abgeschiedenheit von der großen Tobolsker Trace ist auch scheinbar der Grund des verhältnismäßig regen Lebens in Obdorsk, das sich zu dem selbständigen Zentrum eines weit ausgedehnten Gebietes aufgeschwungen hat.

Obdorsk! Ein winziges Pünktchen auf dem Globus — und seinen Bedingungen wirst Du vielleicht mehrere Jahre hindurch Dein ganzes Leben anpassen müssen! Bisweilen vermögen selbst meine fatalistischen Kombinationen nicht, mir Trost und Beruhigung zu gewähren. Und dann sehne ich mich mit fest aufeinander gepreßten Lippen nach dem Licht einer elektrischen Straßenlaterne, nach dem Geläute der Trambahn und nach dem Schönsten, was die Welt überhaupt bieten kann — nach dem Duft der Druckerschwärze eines frischen Zeitungsblattes!

* * *

Surowskoje, den 1. Februar.

Heute bis auf i-Tippelchen genau dasselbe wie gestern und vorgestern: Reiseschlitten und Konvoisoldaten. Neben mir saß ein Soldat, der mich mit Erzählungen aus dem russisch-japanischen Kriege unterhielt. Unsere Soldaten gehören zum sibirischen Regiment; es hatte furchtbar gelitten und mußte nach dem Kriege vollkommen erneuert werden. Ein Teil desselben steht in Tjumen, der Rest in Tobolsk. Die Tjumer Soldaten, die uns bis Tobolsk begleiteten, waren, wie ich schon oben geschildert habe, sehr zuvorkommend, nicht so die Tobolsker, die viel roher sind. Das kommt wohl daher, weil kein Offizier dabei ist und so die ganze Last der Verantwortung auf ihnen selbst ruht. Außerdem befindet sich unter ihnen eine beträchtliche Anzahl „bewußter" Schwarzhundertler. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in den Tobolsker Kasernen reaktionäre Propaganda getrieben wird. Unser Konvoi, wie das ganze Regiment, besteht aus Kleinrussen, Polen und Sibiriern. Das einheimische Element ist das rückständigste. Aber auch unter ihnen findet man manche prächtige Burschen. Jedoch schon nach zwei Tagen wurde der neue Konvoi etwas milder. Das ist bei einer solchen Reise nicht zu unterschätzen: diese plumpen Marssöhne sind Herren über unser Leben und Tod.

Mein Begleiter ist voller Entzücken über die chinesischen Frauen: „Es gibt verteufelt schöne Weiber darunter. Der Chinese ist klein und kann sich mit einem echten Manne überhaupt nicht messen. Aber die Chinesin ist schön: weiß, weich und saftig" . . .

„Hatten denn unsere Soldaten Umgang mit den chinesischen Frauenzimmern?" fragte unser Kutscher, auch ein gewesener Soldat.

„Na, so leicht kommt man an sie nicht heran . . . Erst werden die Weiber fortgebracht und dann erst öffnet man den Soldaten die Tür. — Einmal aber bekamen die unseren eine Chinesin im hohen Gaoljan* zu fassen und naschten nach Herzenslust . . . Der eine ließ aber seine Mütze im Grase liegen. Die Chinesen legten die Mütze dem Kommandeur vor und dieser ließ

* Gaoljan: Maisstroh.

das ganze Regiment in Reih und Glied aufmarschieren: „Wem gehört die Mütze?“ Natürlich meldete sich niemand, denn jeder war sich darüber klar, daß es sich um mehr als die Mütze handelte. So verlief die ganze Geschichte im Sande ... Aber die Chinesinnen sind doch fein .... zum Fingerablecken“ ...

Wir hatten Tobolsk auf Troikas verlassen, aber schon auf der zweiten Station wurden sie durch Zweigespanne ersetzt, weil der Weg immer schmäler wurde. In den Dörfern, wo wir die Pferde wechselten, standen schon angespannte Schlitten für uns bereit. Das Umsteigen wird vor dem Dorfe, auf freiem Felde, ausgeführt. Gewöhnlich strömte die ganze Bevölkerung hinaus, um uns zu sehen. Es entwickelten sich lebhafte Szenen. Während die Frauen die Pferde am Zaume festhalten, verstauen die Bauern unter Aufsicht des „Doktors“ unser Gepäck und die Kinder laufen und springen freudig erregt um uns herum. Gestern wollten uns die Politischen in einem Dorfe photographieren, sie hatten vor dem Amtshause mit ihrem Apparate Posto gefaßt, wir jagten aber so rasch vorbei, daß eine Aufnahme unmöglich war. — Bei der Einfahrt in das Dorf, wo wir heute übernachten, empfingen uns die örtlichen Verschickten mit einer roten Fahne. Es sind hier ihrer 14 Mann, darunter 10 Gruster. Beim Anblick der roten Fahne gerieten unsere Soldaten ganz außer sich. Sie drohten mit Bajonetten und schrien sogar, daß sie schießen würden ... Schließlich wurde die Fahne herabgeholt und die Demonstranten zurückgedrängt.

Unter unseren Konvoisoldaten befindet sich eine Gruppe, die sich um den Gefreiten, einen Altgläubigen, schart. Dieser Gefreite ist ein unglaublich rohes und grausames Subjekt, der kein größeres Vergnügen kennt, als einem unserer Kutscherjungen Rippenstöße zu versetzen, ein des Wegs kommendes Tatarenweib tödlich zu erschrecken, oder mit vollster Wucht das Pferd mit dem Gewehrkolben zu schlagen. Das ziegelrote Gesicht, das halboffene Maul mit dem blutleeren Zahnfleisch und der stiere Blick verleihen ihm das Aussehen eines Idioten. Wo es gilt, eine rote Fahne herabzuholen, oder einem Politischen, der unserem Schlitten zu nahe gekommen ist, einen Stoß vor die Brust zu versetzen, da ist der Gefreite, an der Spitze seiner Bande, sofort zur Stelle. Dem Unteroffizier, der unsern Zug befehligt, macht er, wo es nur angeht, schärfste Opposition, weil dieser nach seiner Meinung uns gegenüber zu wenig Entschlossenheit zeigt. Wir müssen uns die größte Mühe geben, einen scharfen Konflikt zu vermeiden, denn in solchem Falle hätten wir von dem Unteroffizier, der den Gefreiten wie das Feuer fürchtet, nicht den geringsten Schutz zu gewärtigen.

* * *

Demjanskoje, den 2. Februar.

Obgleich gestern abend bei unserer Einfahrt in Zurowskoje die rote Fahne abgenommen worden war, flatterte heute früh, als wir das Dorf verließen, eine neue Fahne, die in einem Schneehaufen steckte, lustig im Morgenwinde.

Diesmal ließ man den frechen Störenfried ungeschoren, denn die Soldaten waren zu faul, um aus den Schlitten zu klettern, und wir defilierten an dem Schneehaufen ohne weiteres vorbei. Ein paar hundert Schritte weiter, als sich der Weg zu dem Flusse hinabsenkte, erblickten wir auf der einen Seite des Schneeabhangs in mächtigen Buchstaben die Inschrift: „Es lebe die Revolution!“ Mein Rosselenker, ein achtzehnjähriger Bursche, lachte lustig auf, als ich die Worte mit lauter Stimme ablas. „Wissen Sie denn, was diese Worte bedeuten?“ fragte ich ihn. „Nein, das weiß ich nicht“, antwortete er nach einigem Nachdenken, „ich weiß nur, daß man so schreit: Es lebe die Revolution.“ Aber an seiner verschmitzten Miene konnte man sehen, daß er mehr wußte, als er zu sagen für gut hielt.

In Demjanskoje — einem großen Dorf, wo wir jetzt ausruhen — kamen wir um 1 Uhr nachmittags an. Wir wurden von einer Menge Politischer empfangen, deren hier über sechzig wohnen. Wieder einmal geriet ein Teil unserer militärischen Begleitung in große Verlegenheit, und der Gefreite versammelte schon seine Getreuen um sich, bereit, nötigenfalls loszuschlagen. Glücklicherweise aber lief alles sehr friedlich ab. Wir wurden schon seit langem und mit nervöser Ungeduld erwartet. Man hatte einen speziellen Ausschuß gewählt, der unseren Empfang würdig vorbereiten sollte. Ein großartiges Mittagessen stand bereit und ein komfortables Zimmer in der hiesigen „Kommune“ sollte uns gastlich aufnehmen. Aber dieses Zimmer bekamen wir nicht einmal zu sehen, und das Essen wurde uns in einer sehr bescheidenen Bauernhütte serviert. Man ließ uns gar keine Gelegenheit, mit den Genossen ein Gespräch anzuknüpfen, nur in ganz kleinen Gruppen von zwei bis drei Mann gelang es ihnen, sich zu uns durchzuschmuggeln, indem sie verschiedene Bestandteile unseres Mittagsessens herbeitrugen. Außerdem gehen wir der Reihe nach unter Konvoi in den Kramladen, um unterwegs ein paar hastige Worte mit den Genossen zu wechseln, die den ganzen Tag über auf der Straße verharren. Eine der hiesigen Verbannten schlich sich als Bauernfrau verkleidet zu uns unter dem Vorwande, Milch zu verkaufen. Sie spielte ihre Rolle sehr gut, aber unser Wirt erkannte sie und zeigte den Betrug an, worauf sich die Genossin unverzüglich entfernen mußte.

Es kam mir in Erinnerung, wie wir uns seinerzeit in Ust-Kut (an der Lena) zum Empfange der vorbeiziehenden Verschickungstransporte rüsteten, Kohlsuppe kochten, Fleischpasteten buken, mit einem Worte, genau dasselbe taten, wie heute unsere Genossen in Demjanskoje. Die Durchreise eines großen Verschickungstrupps ist ein großes Ereignis für die längs des Weges wohnenden Politischen, die vor Ungeduld vergehen, etwas Neues aus der fernen Heimat zu vernehmen.

* * *

In den Jurten von Zingalinsk, den 4. Februar, 8 Uhr abends.

Der Pristaw hatte sich auf unsere dringende Forderung an die Administration von Tobolsk mit der Anfrage gewandt, ob das Tempo unserer Reise

Der Arbeiterdelegiertenrat auf dem Wege nach Obdorsk
(aufgenommen im Hofe eines Etappenhauses)

nicht etwas beschleunigt werden könnte. Tobolsk setzte sich mit Petersburg in Verbindung, das Ergebnis war, daß dem Pristaw freie Hand gelassen wurde. Wenn man annimmt, daß wir von nun an im Durchschnitt siebzig Werst täglich machen werden, so dürften wir in Obdorsk am 26. bis 28. Februar eintreffen. Natürlich sind das nur mutmaßliche Berechnungen.

Wir befinden uns zurzeit in den Jurten von Zingalinsk. Eigentlich sind das keine Jurten, sondern Bauernhütten, aber die Einwohnerschaft besteht zum größten Teile aus Ostjaken. Diese letzteren sind ein scharf ausgeprägter fremdvölkerlicher Typus. Aber ihre ganze Lebensart und ihre Ausdrucksweise sind rein bäuerlicher Natur. Nur daß sie noch mehr dem Trunke ergeben sind als die sibirischen Bauern. Schon am frühen Morgen hebt bei ihnen das Saufen an und um die Mittagszeit kann keiner mehr gerade auf den Beinen stehen.

Der heutige Tag bildet allerdings eine Ausnahme. Als sie — so erzählte uns einer der hiesigen Politischen, ein gewesener Lehrer — hörten, daß sich geheimnisvolle Personen nähern, die mit der größten Feierlichkeit empfangen werden sollten, erschraken sie so sehr, daß sie ganz gegen ihre Gewohnheit nichts tranken und sogar allen vorrätigen Schnaps versteckten. Daher trafen wir fast alle in nüchterner Verfassung an, aber gegen abend war unser Wirt vollkommen betrunken — offenbar hatte der Zauber, der von uns ausging, nicht sehr lange bei ihm vorgehalten.

Die Gegend, durch die wir jetzt fahren, ist sehr fischreich. Der obenerwähnte Lehrer hat unter den Bauern und Verschickten eine Fischfanggenossenschaft organisiert, kauft große Zugnetze ein, leitet als ältester den Fischfang und fährt selbst nach Tobolsk, wo er die Fische verkauft. Im vergangenen Sommer kam auf jedes Mitglied über hundert Rubel Reingewinn. Sie sehen, man paßt sich hier den Verhältnissen an; allerdings hat sich der Lehrer einen Leistenbruch zugezogen.

* * *

Samarowo, den 6. Februar.

Gestern machten wir 65, heute 73 Werst. Morgen werden wir ebensoviel zurücklegen. Die Ackerbauzone haben wir bereits hinter uns. Die hiesigen Bauern — sowohl die Russen als auch die Ostjaken — leben ausschließlich vom Fischfang.

Wie dicht das Gouvernement Tobolsk von Politischen bevölkert ist! Es gibt buchstäblich kein noch so entlegenes Dörfchen, in dem nicht Verschickte zu finden sind. Der Besitzer des Semstwo-Amtshauses, in dem wir rasten, berichtete uns, früher habe es hier überhaupt keine Politischen gegeben, aber nach dem Manifest vom 30. Oktober sei eine wahre Ueberschwemmung des Gouvernements mit Politischen ausgebrochen. „Da fing es erst an.“ So hat sich hier die konstitutionelle Aera geäußert. An vielen Stellen treiben die Politischen zusammen mit den Ansässigen Geschäfte: sammeln und reinigen Zedern-

zapfen, fangen Fische, sammeln Beeren, treiben Jagd usw. Die größeren Unternehmungsgeist besitzenden gründen kooperative Werkstätten, Fischfanggenossenschaften, Konsumgeschäfte und ähnliches. Die Beziehungen zwischen Bauern und Politischen sind die denkbar besten. So räumten zum Beispiel in Samarowo — einem großen Handelsdorfe — die Bauern den Politischen unentgeltlich ein warmes Wohnhaus ein, und als die ersten Verschickten bei ihnen eintrafen, schenkten sie ihnen ein Kalb und zwei Säcke Mehl. In den Läden werden den Politischen nach festeingewurzeltem Brauch alle Produkte billiger verabfolgt als den Bauern. Ein Teil der hiesigen Politischen wohnt in Gütergemeinschaft, und vom Dache ihres Hauses weht ungehindert eine rote Fahne. Versuchen Sie einmal in Paris, Berlin oder Genf eine rote Fahne herauszuhängen! . . .

En passant will ich ihnen einige Beobachtungen mitteilen, die ich in bezug auf das Verbannungswesen gemacht habe.

Auf die Tatsache, daß die „politische" Bevölkerung der Gefängnisse und Sibiriens sich ihrer sozialen Zusammensetzung nach immer mehr demokratisiert, wurde seit den 90er Jahren unzählige Male hingewiesen. Immer größer und größer wurde der Prozentsatz der Arbeiter, die schließlich die Standarte der revolutionären Intelligenz weit hinter sich ließen. Diese letztere war von jeher gewohnt, die Peterpaulsfestung, das Kreuz-Gefängnis und Kolymsk als ihr Monopol, etwa wie ein Majorat, zu betrachten. Noch in den Jahren 1900—1902 traf ich im Gouvernement Irkutsk verschickte „Narodowolzi" und „Narodoprawzi",* die fast verächtlich die Achseln zuckten beim Anblick der mit Wilnaer Schornsteinfegern oder Minsker Zuschneidern angefüllten Arrestantenwagen. Aber der verbannte Arbeiter von damals war in der Mehrzahl der Fälle Mitglied einer revolutionären Organisation und stand politisch und moralisch auf einer gewissen Höhe. Fast alle Verschickten — außer denen, die aus dem jüdischen Ansiedlungsrayon kamen — hatten vorher das Sieb des Gendarmerieverhörs passieren müssen, und so grob dieses Sieb auch sein mag, es wußte doch den Weizen von der Spreu zu sondern, so daß nach Sibirien fast nur die wirklich fortschrittlichen Arbeiter kamen und daher die Kadres der Verschickten stets auf einem gewissen Niveau blieben.

Einen ganz anderen Charakter weisen die Verschickten der „konstitutionellen" Epoche unserer Geschichte auf. Keine Organisation mehr, sondern elementare Massenbewegung; keine Voruntersuchung, wenn auch von seiten der Gendarmen, sondern einfach Straßenrazzia en masse. Nicht nur in die Verschickung, sondern auch unter die Kugeln der Maschinengewehre kam in der Regel nur die ganz gewöhnliche graue Masse. Nach der Unterdrückung einer ganzen Reihe von Volksaktionen beginnt die Periode der „Partisan"-aktionen, der Expropriationen zu revolutionären Zwecken oder bloß unter revolutionärer Flagge, der maximalistischen Abenteuer und endlich der ganz gewöhnlichen Hooliganerraubzüge. Wen man nicht an Ort und Stelle hängen

* Revolutionäre Parteien der 70er und 80er Jahre.

konnte, der wurde nach Sibirien abgeschoben. Selbstverständlich gab es denn nicht wenig uns gänzlich fernstehender Personen, die mit der Revolution nur sehr oberflächlich in Berührung gekommen waren, es waren vielfach nichts weiter als Straßengaffer und nicht selten gewöhnliche Typen aus dem großstädtischen Nachtleben, die in der „großen Schlägerei" mitgefangen und mitgehangen wurden. Wie dies auf das Niveau der Verschickten wirken mußte, leuchtet ohne weiteres ein.

Noch einen Umstand gibt es, der verhängnisvoll in derselben Richtung wirkt: ich meine die Fluchtversuche. Es entfliehen natürlich die besten Elemente, die aktivsten und vorgeschrittensten — und sie entfliehen ja doch nur, um sich von neuem der Partei und den Parteiarbeiten hinzugeben. Wie groß dieser Prozentsatz ist, kann man aus dem Umstande ermessen, daß in einem gewissen Bezirk des Gouvernements Tobolsk von 450 Verschickten 350 mit Erfolg Fluchtversuche unternommen hatten. Zurück bleiben mithin nur die Faulen, und so kommt es, daß das Groß der Verbannten aus unscheinbaren, politisch nicht klassifizierbaren, zufälligen Elementen besteht. Jene vereinzelten fortgeschrittenen und politisch entwickelten Elemente, die aus diesem oder jenem Grunde nicht fliehen konnten, haben es zuzeiten recht schwer: nolens volens sind sie in den Augen der Bevölkerung mit den unsicheren Kantonisten durch ein gemeinsames Band verknüpft.

* * *

In den Jurten von Karymkinsk, den 8. Februar.

Gestern haben wir 75, heute 90 Werst zurückgelegt. Machen wir abends Rast, so sind wir sehr abgespannt und gehen zeitig zur Ruhe. Wir halten in einem Ostjakendorf, in einer elenden Bauernhütte. In der schmutzigen Küche drängen sich zusammen mit den betrunkenen Ostjaken unsere vor Kälte zitternden Konvoisoldaten. In der zweiten Wohnhälfte ertönt das Blöken eines Lammes. In dem Dorfe wird eine Hochzeit gefeiert — wir sind jetzt gerade mitten in der Periode der Hochzeiten —; die Ostjaken sind natürlich alle betrunken und taumeln von Zeit zu Zeit in unser Zimmer.

Es ist schwer, sich auch nur annähernd die Unsumme von Mühe vorzustellen, die auf unseren Transport verwendet wurde. Unser Zug besteht aus zweiundzwanzig Schlitten und etwa fünfzig Pferden. Soviel Pferde auf einmal gibt es nur selten in den hiesigen Dörfern, und so mußten sie von weit her herbeigeschafft werden. Auf manchen Stationen trafen wir Pferde, die man aus einer Entfernung von hundert Werst hergetrieben hatte. Und da die Distanzen gewöhnlich nicht mehr als zehn bis fünfzehn Werst betragen, so mußten die Ostjaken hundert Werst ihre Pferde abrackern, um schließlich zwei Mitglieder des Arbeiterdeputiertenrats ganze zehn Werst (bis zur nächsten Haltestelle) zu befördern! Außerdem waren die Zeiten für unsere Ankunft nicht immer genau angegeben, sodaß mancher Zamschtschik, der aus weiter Ferne hergekommen war, zwei Wochen lang auf uns warten mußte.

Nur in einem einzigen Falle war nach ihrer Erinnerung der gleiche Aufwand getrieben worden: das war, als der Gouverneur selbst jene Gegend bereiste . . .

Ich habe schon oben jene Sympathie erwähnt, die von der hiesigen Bauernschaft den Politischen im allgemeinen, und uns im besonderen, entgegengebracht wird. Ein interessanter Fall, der hierfür beredtes Zeugnis ablegt, sei hier wiedergegeben. Er ereignete sich in dem kleinen Dorfe Bjelogorje, das schon im Kreise Beresow liegt. Eine Gruppe der dortigen Bauern arrangierte uns zu Ehren auf gemeinsame Kosten Tee und Zakuska (Imbiß) und sammelte sechs Rubel, die unter uns verteilt werden sollten. Das Geld lehnten wir natürlich ab, aber den Tee wollten wir trinken. Leider widersetzte sich dem unser Konvoi, so daß wir auf den Tee verzichten mußten. Der Unteroffizier hatte zwar nichts dagegen, aber der Gefreite schlug Lärm und drohte ihm mit einer Anzeige. Wir mußten das Haus, wo der Tee für uns serviert war, wieder unverrichteter Sache verlassen. Das ganze Dorf gab uns das Geleite, so daß eine regelrechte Demonstration zustande kam.

* * *

Dorf Kandinskoje, den 9. Februar.

Wieder hundert Werst zurückgelegt. Am elften werden wir in Beresow sein. Heute fühle ich mich sehr ermüdet: während der neun- bis zehnstündigen Fahrt bekommt man nichts zu essen. Wir fahren die ganze Zeit längs des Obflusses, oder der Obflüsse, wie sich unsere Jamschtschiks manchmal ausdrücken. Der Fluß ist breit. Das rechte Ufer ist bergig und bewaldet; das linke bildet eine Niederung. Das Wetter ist windstill und warm. Zu beiden Seiten des Weges sind kleine Tannen in den Schnee gesteckt, um den Weg zu bezeichnen.

Die Kutscher sind meistenteils Ostjaken. Wir fahren zwei- oder dreispännig; die Pferde sind eins vor das andere gespannt, denn der Weg wird immer schmäler und schlechter. Unser Zug ist daher sehr ausgedehnt. Die Jamschtschiks haben lange Peitschen und lassen von Zeit zu Zeit schrille Rufe ertönen. Dann stürmen die Pferde wie toll los (ná-masch, wie es hier heißt). Dichter Schneestaub wirbelt auf, daß einem der Atem vergeht, die Schlitten fahren auf einander auf, und eine schnaubende Pferdeschnauze schiebt sich von hinten vor, den Reisenden mit ihrem heißen Atem umgebend. Hinten kippt jemand um, oder bei einem der Jamschtschiks geht etwas am Schlitten entzwei, so daß der ganze Zug stehen bleiben muß. Von der langen Fahrt fühlt man sich wie hypnotisiert. Ringsherum Stille. Die Jamschtschiks wechseln mit einander kurze Worte in der kehligen Ostjakensprache . . . Dann geht es wieder ná-masch vom Flecke los. Die häufigen Haltestellen sind sehr lästig und lassen den Jamschtschiks keine Gelegenheit, ihre volle Kunst zu entfalten. Wir machen in der Stunde nur fünfzehn Werst, während man hier unter richtiger Fahrt achtzehn bis zwanzig und selbst fünfundzwanzig versteht. Das schnelle Fahren ist in Sibirien üblich und in gewissem Sinne bei den

gewaltigen Entfernungen auch notwendig. Eine solche Fahrt aber, wie jetzt, habe ich selbst an der Lena nicht gesehen.

Wenn wir zur Station kommen, stehen schon hinter dem Dorfe angespannte Schlitten und Ersatzpferde bereit. Zwei Schlitten sind bei uns bis Beresow „durchgehend“: darin reisen nämlich die Familien. Wir steigen rasch um, und die Fahrt geht weiter.

Die Jamschtschiks sind wahre Akrobaten: um sich auf einem solchen Sitz festzuhalten, bedarf es keiner geringen Kunst. Ganz vorne am Schlitten ist der Quere noch ein Brett angeschlagen, die sogenannte Laube. Auf dieser Laube, einem kahlen Brett, sitzt nun der Jamschtschik, indem er seitwärts die Beine über den Schlittenrand baumeln läßt. Während die Pferde im Galopp hinstürmen und der Schlitten bald auf der einen, bald auf der andern Seite fast senkrecht hochfliegt, stellt der Jamschtschiks mit seinem eigenen Körper das Gleichgewicht her und stößt sich stellenweise mit den Füßen vom Erdboden ab...

* * *

Im Gefängnis zu Beresow, den 12. Februar.

Vor fünf bis sechs Tagen — ich schrieb es Ihnen nicht, um Sie nicht unnötigerweise zu beunruhigen — fuhren wir durch eine Gegend, die durchweg vom Fleckentyphus verseucht war. Jetzt liegt diese Gegend weit hinter uns. In den Jurten von Zingalinsk, die ich in einem meiner letzten Reisebriefe erwähnte, waren 30 von 60 Häusern infiziert, und genau dasselbe Bild in den übrigen Ansiedelungen. Zahlreiche Todesfälle. Fast jeder unserer Jamschtschiks wußte von dem Tode eines Angehörigen zu berichten. Die Beschleunigung unserer Fahrt und die Abänderung der ursprünglichen Reiseroute stehen in Verbindung mit dem Typhus: der Pristaw hatte seine telegraphische Anfrage durch die Notwendigkeit motiviert, die verseuchten Orte möglichst rasch zu passieren.

Jeden Tag kommen wir um 90 bis 100 Werst, das heißt fast um einen Breitengrad, dem Norden näher. Dank der ununterbrochenen Fortbewegung wird das Abnehmen der Kultur — wenn man hier von Kultur überhaupt sprechen darf — immer augenfälliger. Mit jedem Tage steigen wir eine Stufe tiefer in das Reich der Kälte und Unkultur hinab. Erst sah man wohlhabende russische Bauern. Dann russifizierte Ostjaken, die dank den gemischten Ehen einen Teil ihrer mongolischen Rasseeigentümlichkeiten verloren haben. Als die Ackerbauzone hinter uns war, folgte der Jagd und Fischfang treibende Ostjake, ein kleines zottiges Wesen, das nur mit großer Mühe russisch spricht. Pferde wurden immer seltener und schlechter, denn das Fuhrgewerbe spielt hier keine große Rolle, und der Jagdhund steht höher im Werte als das Pferd. Auch der Weg wurde immer schlechter: schmal, ohne Spuren. Und doch sind nach der Versicherung des Pristaws die an der „Trace“ wohnenden Ostjaken kulturell hochentwickelt zu nennen im Vergleich zu ihren an den Nebenflüssen des Ob wohnenden Stammesgenossen.

Die hiesige Bevölkerung weiß gar nicht, wofür sie uns halten soll, wir sind für sie ein Rätsel —, es hat den Anschein, als ob man uns für zeitweilig in Ungnade gefallene hohe Würdenträger hält.

Einer der Ostjaken fragte heute: „Wo ist denn Euer General? Zeigt mir den General . . . Den möchte ich gerne sehen, ich habe noch nie in meinem Leben einen General gesehen“ . . .

Als einer der Ostjaken ein schlechtes Pferd vorspannte, rief ihm ein anderer zu: „Wirst du wohl ein besseres nehmen? Denkst wohl, das ist für einen Pristaw? . . .

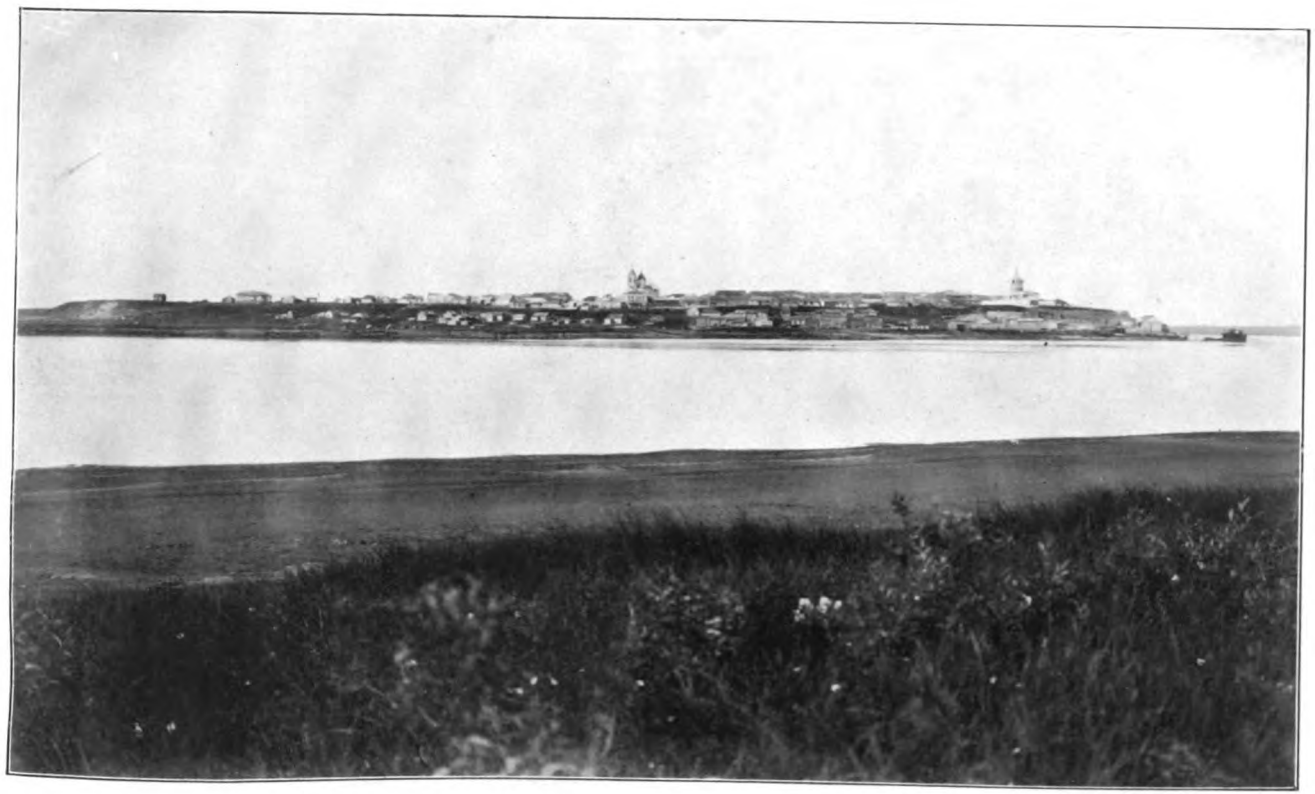
Allerdings war auch ein zweiter entgegengesetzter Fall zu verzeichnen, einzig in seiner Art, wo ein Ostjake, gleichfalls in bezug auf das Gespann, die Aeußerung fallen ließ: „Na, so große Vögel sind's wohl nicht“ . . .

Gestern abend langten wir in Beresow an. Sie werden hoffentlich nicht verlangen, daß ich Ihnen die „Stadt“ beschreiben soll. Sie gleicht Werchoiensk, Kirensk und vielen anderen Städten, in denen es etwa 1000 Einwohner, einen Ispravnik und ein Rentamt gibt. Uebrigens zeigt man hier — allerdings ohne Garantie für die Echtheit — das Grab Ostermanns und den Ort, wo Menschikow begraben liegt. Die anspruchslosen Ostjaken zeigen auch noch eine alte Frau, die Menschikow zum Kostgänger gehabt haben soll.

Wir wurden sofort nach unserer Ankunft ins Gefängnis gebracht. Vor dem Eingange stand im Spalier die ganze Garnison von Beresow, etwa 50 Mann. Es stellte sich heraus, daß man das Gefängnis für unseren Empfang einer gründlichen Reinigung unterzogen, nachdem man die Insassen desselben vorher ermittiert hatte. In einer der Kammern fanden wir einen gedeckten Tisch, Wiener Stühle, ein Spieltischchen, zwei Leuchter und eine Tischlampe.

Hier bleiben wir etwa zwei Tage, dann geht es weiter . . . Ja, weiter . . . aber ich habe mich noch nicht entschieden, in welcher Richtung . . .

Zurück.



Obdorsk am Obj, Bestimmungsort der Verbannten. Gouvernement Tobolsk, hinter dem Polarkreis.
(Am Mitternacht aufgenommen.)

In der ersten Zeit unserer Wagenfahrt faßte ich bei jeder „Halteſtelle“ die zurückgelegte Strecke ins Auge und ſah zu meinem Schrecken, daß die Entfernung von der Eiſenbahn immer größer und größer wurde. Für niemand unter uns — auch für mich nicht — bildete Obdorsk das Endziel der Reiſe. Der Gedanke an eine Flucht verließ uns keinen Augenblick. Den Paß und das nötige Reiſegeld hatte ich mit großer Kunſtfertigkeit in den Stiefelſohlen verborgen. Es muß übrigens geſagt werden, daß eine Flucht, natürlich nicht Maſſen-, ſondern Einzelflucht, trotz turmhoher Schwierigkeiten wohl möglich war. Wir hatten ein paar Pläne in Bereitſchaft, die keineswegs unausführbar waren, aber die Folgen einer Flucht für die Zurückbleibenden hielten uns vor dieſem Schritte zurück. Die Verantwortung für die Ablieferung der Verſchickten tragen die Konvoiſoldaten und in erſter Linie der Unteroffizier. Im vergangenen Jahre mußte ein Unteroffizier aus Tobolsk, der einen adminiſtrativ verſchickten Studenten entwiſchen ließ, ſeine Unachtſamkeit mit dem Disziplinarbataillon büßen. Die Folge war, daß die Begleitmannſchaften im ganzen Gouvernement Tobolsk ihre Wachſamkeit erhöhten und die Verſchickten unterwegs ſchlechter zu behandeln begannen. Daraufhin hatte ſich zwiſchen den Verſchickten und den Konvoimannſchaften eine Art ſtillſchweigender Uebereinkunft gebildet, während des Marſches nicht zu entfliehen. Niemand von uns legte natürlich dieſem Uebereinkommen absolute Bedeutung bei, aber immerhin lähmte es unſere Entſchlußfähigkeit, und ſo ſahen wir eine Halteſtelle nach der anderen hinter uns verſchwinden. Gegen Ende der Reiſe, als mehrere hundert Werſt zurückgelegt waren, hatte ſich eine gewiſſe Gleichgültigkeit entwickelt und ich blickte nicht mehr rückwärts, ſondern vorwärts, ſehnte mich danach, an Ort und Stelle zu gelangen, ſorgte für das rechtzeitige Eintreffen der Bücher und Zeitungen und traf überhaupt alle Anſtalten, die für einen dauernden Aufenthalt nötig waren. . . . Als wir aber in Bereſow angelangt waren, verflüchtigte ſich dieſe Stimmung im Nu.

„Iſt es möglich, von hier zu entfliehen?“

„Im Frühling ſehr leicht.“

„Und jetzt?“

„Schwer, aber doch nicht unmöglich. Allerdings iſt bis jetzt ein ſolcher Fall nicht zu verzeichnen geweſen. Aber alle ohne Ausnahme beſtätigten uns, daß im Frühling eine Flucht ſich leicht und einfach ausführen läßt.

Diese Einfachheit wird hervorgerufen durch die physische Unmöglichkeit der nur spärlich vorhandenen Polizei, die große Menge der Verschickten zu kontrollieren. Dennoch ist die Ueberwachung von fünfzehn Personen, die an einem Orte untergebracht sind und sich einer besonderen Aufmerksamkeit seitens der Behörden erfreuen, wohl möglich. Um zu fliehen, muß man aber in Beresow bleiben, denn weiter nach Obdorsk reisen, hieße, sich um weitere 480 Werst vom Ziele entfernen.

Infolge meiner Erklärung, daß ich wegen Krankheit und Uebermüdung außerstande sei, die Weiterfahrt unverzüglich anzutreten, ließ mich der Ispravnik, nachdem er sich mit dem Arzte beraten hatte, auf einige Tage in Beresow zur Erholung zurück und ich wurde im Lazaret untergebracht. Irgend einen bestimmten Fluchtplan hatte ich damals noch nicht.

Im Lazaret genoß ich eine verhältnismäßige Bewegungsfreiheit. Der Arzt empfahl mir, recht viel spazieren zu gehen, und ich benutzte diese Spaziergänge, um mich über meine jetzige Lage zu orientieren. Am einfachsten erschien es auf den ersten Blick, denselben Weg, auf dem man uns nach Beresow gebracht hatte, das heißt die „große Tobolsker Trace", zu wählen, aber bei näherem Hinsehen erwies sich dieser Weg als zu gewagt. Zwar fehlt es längs dieser Trace nicht an zuverlässigen Bauern, die den heimlichen Transport von Dorf zu Dorf übernehmen würden. Aber wie leicht wäre man auf diesem Wege unliebsamen Begegnungen ausgesetzt, denn die ganze Administration hat an der Trace ihren Wohnsitz und benutzt sie bei ihren Reisen. In 48 Stunden — und im Notfalle noch eher — kann man von Beresow die nächste Telegraphenstation erreichen und von hier aus die Polizei bis Tobolsk von der Flucht in Kenntnis setzen. Somit mußte ich auf diesen Weg verzichten.

Die zweite Möglichkeit war, auf Renntieren das Uralgebirge zu passieren, über Ischma nach Archangelsk zu gelangen und hier den ersten nach Finnland gehenden Dampfer abzuwarten. Der Weg bis Archangelsk ist sicher, weil er durch weitentlegene öde Strecken führt. Doch war es sicher, in Archangelsk zu bleiben? Darüber wußte ich nichts und bei der Kürze der Zeit war es auch unmöglich, näheres in Erfahrung zu bringen.

Am verlockendsten erschien mir der dritte Plan. Dieser bestand darin, auf Renntieren die Uralbergwerke zu erreichen, bei den Werken von Bogoslowsk die Kleinbahn zu besteigen und bis Kuschwa zu fahren, wo sie an die Bahn nach Perm Anschluß hat. Und dann — Perm, Wjatka, Wologda, Petersburg, Helsingfors.

Der Weg zu den Bergwerken führt direkt von Beresow aus auf Renntieren längs der Soswa oder der Wogulka. Hier beginnt sofort die undurchdringlichste sibirische Einöde. Viele tausende Werst keine Spur von Polizei, keine einzige russische Ansiedlung, nur hin und wieder Ostjaken-Jurten; von einem Telegraphen natürlich keine Rede; Pferde gibt es auf der ganzen Strecke überhaupt nicht, und die Fortbewegung geschieht ausschließlich auf Renntieren. Es kam nun vor allem darauf an, bei der Administration von

Berefow ein paar Tage zu gewinnen; dann würde man mich nicht mehr einholen, selbst wenn die Jagd hinter mir auf demselben Wege erfolgen sollte.

Man wies mich warnend darauf hin, daß dieser Weg mit „Entbehrungen und physischen Gefahren“ verknüpft sei. Wie die Leute erzählten, begegnet man in jener Gegend manchmal auf viele hundert Werst keiner einzigen menschlichen Wohnung. Unter den Ostjaken, den einzigen Bewohnern jener weiten Landstriche, wüten ansteckende Krankheiten; Syphilis ist dort eine alltägliche Erscheinung, und oft stellt sich ein fürchterlicher Gast — der Flecktyphus — ein. Hilfe hat man von nirgendsher zu gewärtigen. In diesem Winter starb unterwegs in den Ourviner Zurten ein junger Kaufmann aus Berefow, namens Dobrowolsky, nachdem er ganze zwei Wochen hilflos im heftigsten Fieber dagelegen hatte ... Was würde geschehen, wenn eins von den Renntieren fiele? Und dann der Schneesturm, der manchmal tagelang anhält? Wer von ihm überrascht wird, ist verloren, und gerade der Februar ist der Monat der Schneestürme? War der Weg zu den Bergwerken jetzt auch wirklich fahrbar? Er wird nicht viel benutzt, und wenn in den letzten Tagen keine Ostjaken jene Gegend passiert haben, so müssen die Wegspuren an vielen Stellen ganz und gar verweht sein, so daß es also gar nicht schwer war, vom Wege abzukommen. So lauteten die Warnungen.

Es war unmöglich, sich die Augen vor den bevorstehenden Gefahren zu verschließen, trotzdem entschloß ich mich, den Weg über die Bergwerke zu wählen — und ich hatte keinen Grund, diesen meinen Entschluß zu bedauern.

* * *

Nun blieb noch eins zu tun — jemand zu finden, der sich bereit erklären wollte, mich nach den Bergwerken zu bringen —, das heißt, es blieb das Allerschwierigste.

„Halt, das will ich Ihnen besorgen“, sagte nach langem Nachdenken Nikita Serapionowitsch, ein junger „liberaler“ Kaufmann, den ich deshalb zu Rate gezogen hatte. „Es wohnt hier, 40 Werst von der Stadt, in den Zurten ein Syrjane, namens Nikifor ... das ist ein geriebener Bursche ... der hat zwei Köpfe und wird zu allem bereit sein.“

„Trinkt er nicht?“ erkundigte ich mich vorsorglich.

„Aber natürlich trinkt er — wer trinkt denn hier nicht? Der Schnaps hat ihn auch ruiniert ... er ist ein guter Jäger, hat früher viel Zobeltiere geschossen und schönes Geld dabei verdient ... Na, das tut aber nichts: wenn er die Sache übernimmt, wird er sich mit Gottes Hilfe schon zurückhalten. Ich werde ihn aufsuchen. Tut der's nicht, dann tut's auch kein anderer“ ...

Wir arbeiteten gemeinsam mit Nikita Serapionowitsch die Vertragsbedingungen aus. Ich kaufe eine Troika der besten Renntiere und den Schlitten dazu. Wenn Nikifor mich wohlbehalten nach den Bergwerken bringt, sind Renntiere und Schlitten sein Eigentum; außerdem erhält er von mir fünfzig Rubel in bar.

Abends hatte ich bereits seine Antwort; Nikifor ist einverstanden, er wird sich nach dem „Tschum“ begeben, der fünfzig Werst von seiner Behausung entfernt ist, und morgen mittag mit einer Troika der besten Renntiere zur Stelle sein. Vielleicht werden wir schon morgen nacht die Fahrt antreten können. Bis dahin muß ich mich mit den nötigen Gegenständen versehen haben: ich brauche zur Reise ein paar gute „Kissy“ nebst „Tschishen“, eine „Malitza“ oder „Gussj“* und Nahrungsmittel für 10 Tage. Alle diese Besorgungen und Anschaffungen hatte Nikita Serapionowitsch übernommen.

„Ich sage Ihnen“, versicherte er, „Nikifor wird Sie schon herausreißen.“

„Wenn er nur nicht unterwegs zu saufen anfängt“, erwiderte ich zweifelnd.

„Na, wenns Gott gibt, läßt er's bleiben. Er fürchtet nur, daß er sich in den Bergen nicht zurechtfinden wird, seit acht Jahren ist er diesen Weg nicht mehr gefahren. Dann werden Sie wohl unter Umständen bis zu den Schominer Jurten auf dem Flusse fahren müssen und das ist ein großer Umweg“ . . .

Es gibt nämlich von Beresow zu den Schominer Jurten zwei Wege: der eine, „durch die Berge“, durchschneidet an mehreren Stellen den Wogulkafluß und führt an den Wyschpurtymer Jurten vorbei; der andere führt längs des Soswaflusses durch die Schaitaner und Malejewer Jurten usw. Der Weg „durch die Berge“ ist nur die Hälfte so lang, aber die Gegend ist öde, sie wird selten passiert und die Wegspuren werden oft vom Schnee gänzlich verweht.

Ich fahre also . . . O wenn es doch wirklich wahr würde! . . . Ich schnitt die Stiefelsohlen auf und nahm den Paß und das Geld heraus. Am nächsten Tage stellte sich aber heraus, daß wir nicht fahren konnten. Nikifor, der mit den Renntieren kommen sollte, kam nicht und niemand wußte, wo er steckt und was mit ihm geschehen ist. Nikita Serapionowitsch fühlte sich sehr verlegen.

„Haben Sie ihm vielleicht das Geld gegeben, das für den Renntiereinkauf bestimmt war?“ fragte ich.

„Aber ich bitte Sie . . . bin doch auch kein kleiner Junge mehr . . . Ich habe ihm nur fünf Rubel Handgeld gegeben, und auch die im Beisein seiner Frau. Warten Sie einmal, ich will nochmals zu ihm hinausfahren“ . . .

Die Abreise verzögert sich um mindestens 24 Stunden. Und der Ssprawnik kann jeden Tag verlangen, daß ich die Fahrt nach Obdorsk antreten soll. Ein böser Anfang!

Erst den dritten Tag, am 18. Februar, konnte ich abreisen.

Morgens kam Nikita Serapionowitsch zu mir ins Lazarett und in einem günstigen Augenblick, als niemand im Zimmer war, sagte er entschieden:

---

* „Kissy“ sind Stiefel aus Renntierfell mit dem Haar nach oben; „Tschishy“ sind Strümpfe aus Renntierfell mit dem Haar nach innen; die „Malitza“ ist ein Pelz mit dem Pelzwerk nach innen. Ueber die „Malitza“ wird in der kalten Jahreszeit die „Gussj“ gezogen, ein Pelz mit dem Pelzwerk nach außen.

„Kommen Sie heute abend um 11 Uhr unbemerkt zu mir. Die Abreise ist auf 12 Uhr festgesetzt. Meine ganze Familie geht heute ins Theater und ich bleibe ganz allein zu Hause. Sie werden sich bei mir umkleiden, Abendbrot essen, und dann bringe ich Sie auf meinen Pferden in den Wald, wo Nikifor Sie erwartet. Er bringt Sie durch die Steppen; gestern, sagt er, haben zwei Ostjakenschlitten den Weg gebahnt."

„Ist das nun endgültig?" fragte ich zweifelnd.

„Endgültig und unwiderruflich!"

Bis zum Abend irrte ich ziel- und planlos umher. Um 8 Uhr begab ich mich in die Kaserne, wo die Theateraufführung stattfand. Ich hatte entschieden, daß es so besser sein werde. Der Raum war drückend voll. Von der Decke hingen drei große Lampen herab, an den Wänden brannten auf Bajonette gesteckte Lichte. Dicht vor der Bühne saßen die Musikanten. Die erste Sitzreihe war von der Administration besetzt; weiter saßen bunt durcheinander Kaufleute und Politische; die hintersten Reihen waren von „geringerem" Publikum, Handlungsgehilfen, Kleinbürgern und jungen Leuten besetzt. An beiden Seitenwänden standen Soldaten. Als ich in den Saal trat, war die Handlung auf der Bühne in vollem Gange. Man gab Tschechows Komödie Der Bär. Der dicke, gemütliche Lazarettgehilfe Anton Iwanowitsch spielte den „Bären". Die Frau des Arztes hatte die Rolle der schönen Nachbarin übernommen und der Arzt selbst zischte aus der Tiefe des Souffleurkastens. Dann sank der kunstvoll bemalte Vorhang herab und alles applaudierte.

In der Pause bildeten die Politischen ein Häuflein für sich und tauschten die letzten Neuigkeiten aus. „Der Isprawnik soll es sehr bedauern, daß er die verheirateten Deputierten nicht in Beresow zurückgelassen hat." — „Der Isprawnik meinte übrigens, eine Flucht von hier sei ein Ding der Unmöglichkeit." „Da übertreibt er aber", erwiderte jemand, „gibt es einen Weg hierher, so gibt es auch einen zurück".

Die drei Musikanten schwiegen, und der Vorhang ging von neuem in die Höhe. Diesmal spielte man den Tragiker wider Willen, das Drama eines Ehemannes in der Sommerfrische. In leichtem Sommerröckchen und Strohhut veranschaulichte der Lazarettaufseher die Leiden eines Sommerfrischlers im Monat Februar am Polarkreis. Als sich der Vorhang über dem Drama des Ehemannes in der Sommerfrische senkte, nahm ich von den Genossen raschen Abschied, indem ich heftige Neuralgie vorschützte.

Nikita Serapionowitsch erwartete mich.

„Sie haben noch gerade Zeit genug, um Abendbrot zu essen und sich umzukleiden. Nikifor hat den Auftrag, sobald es zwölf schlägt, sich an die verabredete Stelle zu begeben."

* * *

Gegen Mitternacht traten wir auf den Hof hinaus. Der Wechsel von Licht und Dunkelheit ließ die Nacht pechschwarz erscheinen. Dann aber konnte

man im Dunkel einen Schlitten unterscheiden, der mit einem einzigen Pferde bespannt war. Ich breitete schnell meine „Gussj“ aus und kauerte mich auf dem Schlittenboden zusammen. Nikita Serapionowitsch bedeckte mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einer Schicht Stroh und überband das Ganze mit Stricken: so sah es aus, als ob der Schlitten irgend eine Ladung enthielte. Das Stroh war angefroren und mit Schnee vermengt, der unter meinem warmen Atem schmolz und in nassen Flocken auf mein Gesicht herabfiel. Ich fror an den Händen, denn ich hatte vergessen, meine Handschuhe herauszunehmen, die Stricke aber hinderten mich an jeder freien Bewegung. Die Uhr auf dem Feuerturm schlug zwölf. Der Schlitten setzte sich in Bewegung, wir fuhren zum Tore hinaus und das Pferd zog uns rasch die Straße hinab. „Endlich“, dachte ich, „jetzt hat's begonnen.“ Und die Empfindung der Kälte im Gesicht und an den Händen war mir angenehm, als reales Anzeichen dafür, daß es jetzt wirklich „begonnen“ hatte. Wir mochten zwanzig Minuten gefahren sein, als der Schlitten plötzlich anhielt. Ein schriller Pfiff ertönte, scheinbar das Signal, das Nikita Serapionowitsch mit Nikifor verabredet hatte. Aus einiger Entfernung kam ein Antwortpfiff und verworrene Stimmen drangen an unser Ohr. „Wer spricht denn da?“ dachte ich beunruhigt, und auch Nikita Serapionowitsch schien meine Besorgnis zu teilen, da er mich nicht losband, sondern undeutlich etwas vor sich hinbrummte.

„Wer ist das?“ fragte ich halblaut durch das Stroh hindurch.

„Weiß der Teufel, mit wem er da angebandelt hat“, antwortete Nikita Serapionowitsch.

„Er ist wohl betrunken?“

„Das ist's ja eben, daß er nicht nüchtern ist.“ . . .

Unterdessen waren die Sprechenden aus dem Walde auf den Weg hinausgefahren. „Macht nichts, Nikita Serapionowitsch, macht nichts“, hörte ich jemandes Stimme, „mag dieses Subjekt sich nicht beunruhigen . . . das hier ist mein Freund . . . und dieser Alte ist mein Vater . . . es sind gute Leute . . .“ Nikita Serapionowitsch befreite mich brummend von den Stricken. Vor mir stand ein hochgewachsener Bauer in einer „Malitza“, mit bloßem Kopfe, grellroten Haaren, betrunkenem und dennoch pfiffigem Gesichte, das dem eines Kleinrussen sehr ähnlich sah. Etwas abseits stand ein junger Bursche und mitten auf dem Wege erblickte ich einen alten Mann, der sich wankend an dem Schlitten festhielt und scheinbar vom Schnapse gänzlich überwältigt war.

„Macht nichts, Herr, macht nichts“, sagte der Rote, in dem ich Nikifor erriet. „Das sind meine Leute, für die stehe ich gut. Nikifor säuft, aber seinen Verstand versäuft er nicht . . . Seid ohne Sorge . . . Mit diesen Rennt ieren sollte ich Sie nicht hinschaffen? Lächerlich! Gevatter Michael Jegorowitsch sagt: fahr' durch die Steppen, neulich sind da zwei Ostjakenschlitten durchgefahren . . . Und für mich ist es auch besser, durch die Steppen zu fahren . . . denn hier längs des Flusses kennt mich jedermann . . . Und als ich Michael Jegorowitsch zur Suppe einlud . . . ein guter Bauer . . .“

„Genug, genug, Nikifor Iwanowitsch, packe lieber die Sachen in den Schlitten", unterbrach ihn Nikita Serapionowitsch grob. Das half.

Nikifor rührte sich behende, in fünf Minuten war alles fertig, und ich konnte in dem neuen Schlitten Platz nehmen.

„Ach, Nikifor Iwanowitsch", sagte vorwurfsvoll Nikita, „wozu hast Du bloß diese Leute mitgebracht? Ich hatte Dir doch ausdrücklich gesagt . . . Na, Ihr da", wandte er sich zu ihnen, „paßt auf, daß Ihr mir ja nicht . . ."

„Aber . . . um Gottes willen . . ." antwortete der junge Bauer. Der Alte vermochte nur beteuernd die Hand zu erheben. Ich verabschiedete mich in herzlicher Weise von Nikita Serapionowitsch.

„Vorwärts!"

Nikita stieß einen schneidigen Juchzer aus, die Renntiere zogen an und wir setzten uns in Bewegung.

* * *

Die Renntiere liefen munter dahin; sie ließen ihre Zungen weit aus dem Maule hängen und man hörte ihr schnelles Atmen: tschu . . . tschu . . . tschu . . . Der Weg war schmal, die Tiere mußten sich dicht aneinander drängen, und es war nur zu verwundern, daß sie einander nicht am Laufen hinderten.

„Das muß man aber sagen", wandte sich Nikifor nach mir um, „bessere Tiere gibt es nicht. Da ist eins wie das andere: siebenhundert Renntiere in der Herde, und dies hier sind die besten. Erst wollte der alte Michej überhaupt von nichts hören: diese Tiere gebe ich nicht her. Erst als er ein Fläschchen herunter hatte, da sagte er: Nimm sie hin. Und als ich sie fortführte, da weinte er. Sieh', sagte er, dieses Leittier (Nikifor zeigte auf das vorderste Tier) ist einfach unbezahlbar. Wenn Du glücklich zurückkehrst, kaufe ich sie Dir um denselben Preis wieder ab. Ein schönes Stück Geld habe ich für sie bezahlt, aber das muß man sagen, sie sind es wert. Das eine Leittier allein kostet 25 Rubel."

Kaum hatten wir etwa zehn Werst zurückgelegt, als Nikifor plötzlich die Renntiere entschlossen zum Stehen brachte.

„Hier müssen wir seitwärts abbiegen, ich muß noch in einem Tschum, fünf Werst von hier, meine „Gussj" abholen. Ich kann doch nicht in der bloßen Malitza fahren, ich erfriere ja sonst. Ich habe auch einen Zettel von Nikita Serapionowitsch wegen der „Gussj" mitbekommen . . ."

Ich war ganz starr ob dieses unsinnigen Beginnens, nach einem Tschum zu fahren, der von Beresow nur zehn Werst entfernt lag. Aus den ausweichenden Antworten Nikifors verstand ich, daß er noch gestern die „Gussj" hätte abholen müssen, aber die beiden letzten Tage ununterbrochen gezecht hatte.

„Wie Sie wollen", sagte ich, „aber nach der „Gussj" fahre ich nicht. Weiß der Teufel, was das sein soll! Sie hätten früher dafür sorgen müssen. Wenn Ihnen kalt wird, können sie unter die Malitza meinen Pelz anziehen

— er liegt hier unter mir. Und wenn wir am Ziel angelangt sind, schenke ich Ihnen sogar den Halbpelz, den ich jetzt anhabe; der ist besser als jede „Gussj".

„Na schön", erklärte sich Nikifor mit einem Male einverstanden, „wozu brauchen wir eine Gussj? Wir werden nicht totfrieren. Ho, ho!" schrie er auf die Tiere ein. „Die hier werden bei uns auch ohne Peitsche gehen. Ho, ho!"

Aber die Courage hielt bei Nikifor nicht lange an. Der Schnaps überwältigte ihn vollends. Er wurde ganz schlapp, schwankte auf seinem Sitze hin und her und schlief schließlich ganz ein. Ein paarmal suchte ich ihn zu ermuntern. Er ermannte sich auch, trieb die Renntiere mit der langen Stange an und murmelte: „Macht nichts, diese Tiere laufen schon von selbst!" und schlief wieder ein. Die Renntiere gingen fast im Schritt und nur meine Anrufe vermochten noch, sie munter zu halten. In dieser Weise vergingen etwa zwei Stunden. Da nickte auch ich ein und wachte erst nach einigen Minuten auf, als ich fühlte, daß die Renntiere vollends stehen geblieben waren. Schlaftrunken, wie ich war, schien mir, daß nun alles verloren war. „Nikifor", schrie ich laut und begann ihn aus vollster Kraft an der Schulter zu rütteln. Zur Antwort bekam ich nur einzelne zusammenhangloſe Worte: „Was kann ich tun? . . . Ich kann nichts tun . . . Ich will schlafen!"

Meine Lage war wirklich verzweifelt unangenehm. Wir hatten kaum mehr als dreißig bis vierzig Werst zurückgelegt, und eine Unterbrechung in so kurzer Entfernung von Berezow hatte ich bei meinen Plänen durchaus nicht vorgesehen. Ich sah, die Sache stand schlecht und beschloß, „Maßnahmen" zu treffen.

„Nikifor", schrie ich, indem ich ihm die Kapuze herunterriß und seinen benebelten Schädel dem Froste preisgab, „wenn Sie sich nicht zurechtsetzen, wie es sich gehört, und die Tiere antreiben, so werfe ich Sie aus dem Schlitten und fahre allein weiter."

Nikifor kam ein wenig zu sich — ob infolge der Kälte oder meiner Worte, weiß ich nicht. Nun stellte es sich heraus, daß er während des Schlafs die Treibstange verloren hatte. Schwankend und sich die Seiten kratzend, holte er aus dem Reisesack eine Axt, fällte eine junge, am Wege stehende Fichte und säuberte sie von den Zweigen. Die Treibstange war fertig, und wir setzten uns wieder in Bewegung. Ich war fest entschlossen, von nun an Nikifor die Zügel fühlen zu lassen.

„Verstehen Sie denn, was Sie tun?" fragte ich möglichst eindringlich. „Meinen Sie denn, daß wir hier Scherz treiben? Wenn man uns einholt, denken Sie etwa, daß man uns loben wird?"

„Ob ich nicht verstehe!" antwortete Nikifor, der immer mehr zu sich kam. „Wo denken Sie denn hin? Bloß unser drittes Renntier, das ist ein bischen schwächlich . . . Das vorderste ist gut, aber das dritte, daß muß man sagen, taugt wirklich gar nichts."

Je mehr der Morgen nahte, desto fühlbarer wurde die Kälte. Ich zog über meinen Halbpelz die „Gussj" und fühlte mich darin außerordentlich wohl.

Dafür aber wurde Nikifors Lage immer schlimmer. Er ernüchterte sich allmählich, der Frost war ihm schon längst unter die „Malitza“ gedrungen und der Unglückliche zitterte am ganzen Leibe.

„Ziehen Sie doch meinen Pelz an“, schlug ich ihm vor.

„Nein, jetzt ist es schon zu spät; erst muß man sich selbst und dann den Pelz aufwärmen.“

Eine Stunde später erblickten wir am Wege die ersten Jurten: drei, vier elende Blockhäuschen.

„Ich will mal auf fünf Minuten hinein, nach dem Weg fragen und mich erwärmen.“

Es vergingen fünf — zehn — fünfzehn Minuten. Ein ganz in Pelzwerk gehülltes Etwas näherte sich unserem Schlitten, stand eine Weile und entfernte sich wieder. Es begann zu dämmern und der Wald samt den elenden Jurten nahmen in meinen Augen einen unheilverkündenden Schein an.

„Wie wird diese Geschichte enden?“ fragte ich mich. „Wie weit komme ich mit diesem Säufer? Bei einer solchen Fahrt ist es nicht schwer, uns einzuholen . . . Und in seinem Schnapsdusel kann Nikifor dem ersten Besten Gott weiß was vorschwatzen, dann braucht es bloß nach Beresow zu gelangen und alles ist verloren. Und wenn man uns auch nicht einholt, so wird man den Telegraphen auf allen Stationen der Kleinbahn spielen lassen . . . Hat es denn noch einen Zweck, weiter zu fahren?“

Es verging etwa eine halbe Stunde. Nikifor blieb verschollen. Nun mußte ich mich auf die Suche nach ihm aufmachen, und dabei hatte ich mir nicht einmal die Jurte gemerkt, in die er hineingegangen war. Ich schritt auf die erste Jurte, die am Wege stand, zu und warf durch das Fenster einen Blick in das Innere derselben. Im Winkel loderte hell das Herdfeuer. Auf der Erde stand ein dampfendes Kesselchen, auf der Bank aber saß Nikifor im Zentrum einer Gruppe von Ostjaken und hielt eine Flasche in der Hand. Ich trommelte aus Leibeskräften auf das Fenster und die Wand los, worauf eine Minute später Nikifor zu mir hinaustrat. Er hatte meinen Pelz an, der ganze zwei Werschock unter seiner „Malitza“ hervorlugte.

„Steigen Sie auf!“ herrschte ich ihn an.

„Sofort, sofort“, antwortete er sehr kleinlaut. „Ich habe mich nur ein wenig aufgewärmt, jetzt können wir weiterfahren . . . Bis zum Abend sind wir so weit, das uns keiner mehr sehen kann . . . Bloß mit dem dritten Renntier ist es so eine Sache . . .“

Die Fahrt ging weiter.

* * *

Es war bereits gegen fünf Uhr. Der Mond war längst aufgegangen und schien hell am Himmel; der Frost war stärker geworden und in der Luft fühlte man den nahenden Morgen. Ich hatte über meinen Schafspelz den Renntierpelz gezogen und fühlte mich sehr behaglich; Nikifors Haltung war zuversichtlich und selbstbewußt; unsere Renntiere liefen herrlich, und ich

schlummerte sanft. Von Zeit zu Zeit wachte ich auf und dann sah ich immer ein und dasselbe Bild um mich. Wir fuhren durch eine völlig waldlose Sumpfgegend; niedrige, verkümmerte Tannen und Birken blickten unter dem Schnee hervor, der Weg schlängelte sich in einem schmalen, kaum sichtbaren Band dahin. Nikifor hatte seine Kapuze zurückgeschlagen und saß mit bloßem Kopfe da. Die weißen Renntierhaare der Kapuze vermischten sich mit seinem roten, wirren Haar und es schien, als ob sein Kopf von Reif bedeckt wäre.

„Wir fahren, wir fahren!“ dachte ich und eine Welle freudigen Gefühls stieg in meiner Brust auf. „Ehe man mein Verschwinden bemerkt, können ein, zwei Tage darüber vergehen . . . wir fahren . . . wir fahren“, und ich schlief wieder ein.

Etwa gegen neun Uhr hielt Nikifor die Renntiere an. Ganz dicht am Wege stand ein „Tschum“, eine Hütte aus Renntierfellen, die die Form eines abgestumpften Kegels hatte. Vor dem „Tschum“ stand ein mit Renntieren bespannter Schlitten; ein Haufen kleingehauenen Holzes lag auf der Erde; an einem Stricke hingen frisch abgezogene Renntierfelle, im Schnee lag ein abgehäuteter Renntierkopf mit mächtigem Geweih; zwei Kinder in „Malitzen“ und „Kissy“ spielten mit den Hunden.

„Wie kommt dieser Tschum hierher?“ wunderte sich Nikifor. „Ich dachte, wir würden bis zu den Wyschpurtymer Jurten nichts finden.“

Es stellte sich heraus, daß dies Ostjaken aus Charumpalow waren, deren Wohnsitz zweihundert Werst von hier entfernt liegt und die hier auf Eichhörnchen jagten. Ich nahm Teegeschirr und Proviant und durch eine kleine, mit einem Fell verhängte Oeffnung krochen wir in den Tschum, um zu frühstücken und Tee zu trinken.

„Paissi, paissi . . .“ begrüßte Nikifor die Herren des Tschums.

„Paissi . . . paissi . . . paissi . . .“ erscholl es von allen Seiten.

Ringsherum lagen auf der Erde Haufen Felle, an denen sich menschliche Figuren zu schaffen machten. Gestern hatte man hier ein Zechgelage abgehalten und heute waren noch alle von den Schnapsgeistern benommen. Mitten auf der Erde brannte ein Feuer, und der Rauch entwich frei durch eine an der Spitze des Tschums angebrachte Oeffnung. Wir hingen unseren Teekessel über dem Feuer auf und legten ein paar Holzscheite darunter. Nikifor unterhielt sich mit den Besitzern des Tschums vollkommen geläufig in ostjakischer Sprache. Eine Frau mit einem Säugling, den sie eben gestillt hatte, auf dem Arm, erhob sich von ihrem Platze und näherte sich, ohne die Brust zu verhüllen, dem Feuer. Sie war häßlich, wie der Tod selbst. Ich gab ihr einen Bonbon. Sofort erhoben sich noch zwei Gestalten und traten vor uns hin. „Sie möchten Schnaps haben“, verdolmetschte Nikifor. Ich gab ihnen Spiritus, höllisch starken Spiritus von 95 Prozent. Sie tranken mit verzogenem Gesicht und spuckten auf den Boden aus. Auch die Frau mit der unverhüllten Brust leerte die auf sie entfallende Portion. „Der Alte möchte noch Schnaps haben“, erklärte Nikifor und reichte ein zweites Gläschen einem alten, kahlköpfigen Ostjaken mit glänzenden, roten Backen. „Ich habe“, erklärte er weiter, „diesen

Alten für vier Rubel bis zu den Schominer Jurten gedungen. Er wird vorausfahren, um uns den Weg zu bahnen, und unseren Renntieren wird es lustiger sein, hinter seinem Schlitten dreinzulaufen."

Wir tranken Tee, aßen, und zum Abschied beschenkte ich unsere Wirte mit Zigaretten. Dann legten wir unser ganzes Reisegepäck auf den Schlitten des Alten, stiegen auf und fuhren weiter. Die Sonne stand hoch am Himmel, der Weg führte durch den Wald, die Luft war klar und heiter. Vor uns fuhr der mit drei weißen, tragenden Renntierkühen bespannte Schlitten des alten Ostjaken.

In der Hand hielt er eine riesig lange Stange, die oben in ein kleines Hütchen aus Horn auslief und unten eine scharfe metallische Spitze hatte. Nikifor hatte auch eine Stange ergriffen. Die Renntierkühe zogen rasch den leichten Schlitten des Alten, unsere Renntiermännchen nahmen sich auch zusammen und blieben nicht zurück.

„Warum bedeckt er denn nicht den Kopf?" fragte ich Nikifor, denn ich hatte mit Erstaunen bemerkt, daß der Alte unbekümmert seinen kahlen Kopf dem Froste preisgab.

„So wird man rascher nüchtern", erklärte Nikifor.

Und wirklich hielt der Alte nach einer halben Stunde sein Gefährt an und trat zu unserem Schlitten, um sich Spiritus zu holen.

„Wir müssen den Alten traktieren", beschloß Nikifor, wobei er gleichzeitig auch sich selbst traktierte. „Er hatte ja seine Kühe schon lange angespannt gehabt."

„Wozu denn?"

„Er wollte nach Berefow fahren, Schnaps zu kaufen. Da dachte ich mir, der kann dort noch 'was ausplaudern, und daher bang ich ihn. So wird's sicherer sein. Und jetzt kommt er vor zwei Tagen nicht nach der Stadt zurück. Ich habe gar keine Angst, was soll ich fürchten? Wenn man mich fragt: Hast Du ihn gefahren? Weiß ich denn, wen ich gefahren habe? Du bist die Polizei — ich ein Jamschtschik (Fuhrmann). Du bekommst Gehalt. Deine Sache ist also: aufzupassen — meine Sache: zu fahren. Sprech' ich richtig?"

„Richtig!"

Heute ist der 19. Februar. Morgen wird die Reichsduma eröffnet. „Die erste Tat der Reichsduma wird die Amnestie sein". . . Möglich . . . Aber es ist besser, diese Amnestie um ein paar Grad südlicher abzuwarten. „So wird es sicherer sein", wie Nikifor sagt.

* * *

Als wir die Wyschpurtymer Jurten passiert hatten, fanden wir unterwegs einen Sack, der scheinbar Backbrot enthielt. Er war über ein Pud schwer.

Trotz meines energischen Protestes nahm Nikifor den Sack zu sich in den Schlitten. Ich benutzte seine trunkene Verschlafenheit, den Fund, der die Renntiere ganz unnötigerweise beschwerte, leise wieder in den Schnee hinunter-

sinken zu lassen. Bei seinem Wiederaufwachen fand Nikifor weder den Sack, noch die Stange vor, die er bei dem Alten genommen hatte, und seine Klagen nahmen kein Ende.

Wunderbare Geschöpfe sind diese Renntiere — unermüdlich. Schon 24 Stunden vor unserer Abfahrt hatten sie nichts gefressen, und nun sind es schon wieder fast 24 Stunden, daß wir, ohne sie zu füttern, fahren. Nach Nikifors Erklärung sind sie jetzt erst „recht in den Zug gekommen". Sie legen gleichmäßig und unermüdlich 8 bis 10 Werst in der Stunde zurück. Alle 10 bis 15 Werst wird für 2 bis 3 Minuten Halt gemacht, damit sie sich verschnaufen können; dann geht es weiter. Eine solche Tour wird hierzulande ein „Renntierlauf" genannt, und da die Werften hier nicht gezählt sind, so wird die Entfernung durch die Anzahl solcher Renntierläufe gemessen. Fünf Renntierläufe sind etwa 60 bis 70 Werst. Wenn wir die Schominer Jurten erreichen, wo der Alte mit seinen Renntierkühen uns verläßt, werden wir mindestens zehn solcher Renntierläufe hinter uns haben . . . Das ist schon eine anständige Entfernung.

Gegen 9 Uhr abends, als es schon stark dämmerte, trafen wir zum erstenmal während unserer ganzen Fahrt ein paar Schlitten. Nikifor versuchte auszuweichen, ohne anzuhalten. Aber das erwies sich als unmöglich: der Weg war sehr schmal, eine einzige Abweichung zur Seite genügte, um die Renntiere bis an den Bauch in den Schnee zu treiben. Einer der Jamschtschiks näherte sich uns, sah Nikifor scharf ins Gesicht und sagte, ihn beim Namen nennend: „Wen fährst Du da? Weit?"

„Nicht weit", sagte Nikifor, „einen Kaufmann aus Obdorsk."

Diese Begegnung regte ihn auf. „Daß ihn der Teufel uns gerade in den Weg führen mußte! Fünf Jahre hab ich den Kerl nicht gesehen und er hat mich doch erkannt. Es sind Syrjanen aus Ljapinsk, hundert Werst von hier, fahren nach Beresow, um Waren und Schnaps zu holen. Morgen nachts werden sie in der Stadt sein."

„Mir macht es nichts", meinte ich, „uns wird man ja nicht mehr einholen. Daß Ihnen nur nichts passiert, wenn Sie zurückkehren."

„Und was kann mir passieren? Ich bin Jamschtschik — meine Sache ist es, zu fahren. Weiß ich denn, wer's ist, ob Kaufmann oder Politischer? Steht ihm ja auf der Stirn nicht geschrieben. Du bist die Polizei — Du mußt auch aufpassen. Ich bin Jamschtschik — ich fahre. Stimmt's?"

„Stimmt."

Die Nacht brach an, tief und warm. Der Mond geht jetzt erst gegen Morgen auf. Trotz der Dunkelheit irrten die Renntiere kein einziges Mal vom Wege ab. Niemand begegnete uns. Nur gegen 1 Uhr nachts fuhren wir mitten in einen hellen Lichtfleck und hielten an. Dicht am Feuer, das hell am Rande des Weges loderte, saßen zwei Gestalten, eine große und eine kleinere. Im Kessel siedete das Wasser und ein Ostjakenjunge schabte Stückchen harten Würfeltees auf seinen Handschuh und warf sie ins Wasser. Wir waren vom Feuerschein hell beleuchtet, während unser Schlitten mit den

Renntieren in der Dunkelheit versank. Am Feuer erschollen die Laute einer fremden und unverständlichen Sprache. Nikifor nahm bei dem Jungen eine Tasse, schöpfte sie voll Schnee und versenkte sie für einen Augenblick in das siedende Wasser; dann schöpfte er sie wieder voll, diesmal aus dem Schnee dicht am Feuer, und versenkte sie wiederum in den Kessel. Es schien, als ob er irgend einen geheimnisvollen Trank bereitete über diesem Feuer, das sich in der Tiefe der Nacht und der Schneewüste verloren hatte. Dann trank er lange und gierig.

Unsere Renntiere wurden zusehends müde. Jedesmal, wenn wir Halt machen, legen sie sich dicht nebeneinander hin und schlucken Schnee.

* * *

Gegen 2 Uhr nachts langten wir bei den Schominer Jurten an. Hier beschlossen wir, den Renntieren Erholung zu gönnen und sie zu füttern. Die Jurten sind keine Nomadenzelte mehr, sondern ständige Blockhäuser, doch besteht ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Jurten, in denen wir auf der Tobolsker Trace gerastet hatten. Dort sind es eigentlich Bauernhütten mit zwei Wohnhälften, einem russischen Ofen, einem Samowar und Stühlen, allerdings ärmlicher und schmutziger, als das gewöhnliche Wohnhaus des sibirischen Bauern. Hier aber ist es ein „Zimmer" mit einem primitiven Herd anstatt des Ofens, ohne Möbel, mit einer niedrigen Eingangstür und einem Eisklumpen anstatt des Fensters. Dennoch ergriff mich ein Gefühl des Wohlbehagens, als ich den „Gussj", die „Kissy" und meinen Halbpelz ablegen konnte, die von einer alten Ostjakin über dem Herde zum Trocknen aufgehängt wurden. Seit 24 Stunden hatte ich nichts gegessen. Wie angenehm war es, auf der mit Renntierfellen bedeckten Bank zu sitzen und in Erwartung des Tees kaltes Kalbfleisch zu verspeisen. Ich hatte ein Gläschen Kognak getrunken, im Kopfe verspürte ich ein leises Rauschen und es däuchte mich, als ob die ganze Reise schon beendet wäre . . . Ein junger Ostjake mit langen Zöpfen, in die rote Tuchbändchen mit Metallringen geflochten waren, erhob sich von der Bank und schritt hinaus, um unsere Renntiere zu füttern.

„Womit wird er sie denn eigentlich füttern?" fragte ich Nikifor.

„Mit Moos. Er läßt sie an einer Stelle, wo Moos wächst, laufen, und dann holen sie es schon selber unter dem Schnee hervor. Sie graben ein Loch, legen sich hinein und fressen sich satt."

„Und Brot fressen sie nicht?"

„Außer Moos fressen sie nichts — höchstens, wenn man sie gleich in den ersten Tagen an Brot gewöhnt hat; aber das kommt selten vor."

Die Alte warf frisches Holz auf den Herd und weckte die junge Ostjakin, die sich vor mir das Gesicht verhüllte und auf den Hof hinausging, wahrscheinlich, um ihrem Mann, dem jungen Ostjaken, zu helfen, den Nikifor für zwei Rubel gedungen hatte, uns bis Ourvi zu begleiten. Die Ostjaken sind entsetzlich faul, und alle Arbeit wird bei ihnen von den Frauen verrichtet.

Und das nicht nur im Haushalt — nicht selten trifft man Ostjakenfrauen, die mit der Flinte auf die Eichhörnchen- und Zobeljagd ausziehen. Ein Förster aus Tobolsk erzählte mir einmal erstaunliche Dinge über die Faulheit der Ostjaken und die Art, wie sie ihre Frauen behandeln. Er hatte öfters weite, öde Strecken im Tobolsker Kreise, die sogenannten „Nebel", abzugehen. Als Führer nahm er Ostjaken, denen er drei Rubel täglich zahlte. Jedem dieser Ostjaken folgte in die „Nebel" seine Frau, oder wenn er ledig oder Witwer war, seine Schwester oder Mutter. Die Frauen schleppten alle Reiseutensilien: die Axt, den Kessel und den Proviantsack. Die Männer trugen nichts außer einem Messer in ihrem Gürtel. Wenn Halt gemacht wurde, befreite die Frau die Raststätte vom Schnee, nahm dem Manne den Gürtel ab, zündete das Feuer an und bereitete den Tee, während der Mann sich niederließ und in Erwartung des Abendessens ruhig seine Pfeife rauchte.

Der Tee war fertig und ich führte die Tasse gierig an den Mund. Aber das Wasser hatte einen unerträglichen Fischgeruch. Ich goß in die Tasse zwei Löffelchen Moosbeereneſſenz, und da erst wurde der Tee genießbar.

„Und Sie spüren nichts?" fragte ich Nikifor.

„Uns stört der Fisch nicht; wir essen ihn roh, wie er aus dem Netz kommt und unter den Händen zappelt — da schmeckt er am besten."

Die junge Ostjakin trat wieder ins Zimmer. Sich wie vorher das Gesicht verhüllend, näherte sie sich dem Herd und brachte mit göttlicher Ungeniertheit ihr Kostüm in Ordnung. Ihr auf dem Fuße folgte der Mann und machte mir durch Nikifor den Vorschlag, ihm seinen Vorrat an Pelzwerk — etwa fünfzig Eichhörnchen — abzukaufen.

„Ich habe Sie für einen Kaufmann aus Obdorsk ausgegeben und nun möchte er Sie gern zum Käufer haben", berichtete Nikifor.

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn auf dem Rückwege wieder aufsuchen will Jetzt hätte es aber keinen Zweck für mich, die Felle mitzuschleppen."

Wir beendeten unseren Tee, rauchten eine Zigarette und Nikifor streckte sich auf der Bank aus, um ein kleines Schläfchen zu machen, bis die Rentiere ihr Mahl beendet hätten. Auch ich wollte für mein Leben gern ein wenig schlafen, aber da ich fürchtete, daß ich dann bis zum Morgen schlafen würde, ließ ich mich mit Notizbuch und Bleistift am Herde nieder, um die Eindrücke der bisherigen Reise festzuhalten. Wie einfach und glücklich alles bis jetzt abgelaufen ist. Fast schon zu einfach . . . Um 4 Uhr morgens weckte ich meine Jamschtschiks, und wir verließen die Schominer Jurten.

„Also bei den Ostjaken tragen wie Frauen so auch Männer Zöpfe mit Bändchen und Ringen? Wahrscheinlich werden die Zöpfe nicht häufiger als einmal im Jahre geflochten?"

„Die Zöpfe?" antwortete Nikifor, „die flechten sie ziemlich oft. Wenn sie betrunken sind, ziehen sie einander an den Zöpfen. Sobald sie ordentlich voll sind, fahren sie einander in die Haare, bis der Schwächere schließlich sagt: laß los! Da läßt ihn der andere los und sie trinken wieder zusammen.

Lange können sie nicht böse miteinander sein, da haben sie gar kein Herz dazu . . .

* * *

Nachdem wir die Schominer Jurten hinter uns hatten, gelangten wir an den Soswa-Fluß. Der Weg führte bald längs des Flusses, bald durch den Wald. Es wehte ein scharfer durchdringender Wind, und ich konnte nur mit Mühe meine Aufzeichnungen machen. Eben fahren wir über einen offenen Platz, auf der einen Seite liegt ein Birkenwäldchen, auf der anderen das Flußbett. Der Weg ist entsetzlich. Vor unseren Augen verweht der Wind die schmale Spur, die unsere Schlitten hinten sich gelassen haben. Das dritte Renntier gleitet jeden Augenblick von der Schlittenspur ab. Es versinkt bis an den Bauch im Schnee, macht ein paar verzweifelte Sprünge, und wenn es sich wieder auf den Weg emporgearbeitet hat, drängt es das in der Mitte laufende Tier zur Seite, wodurch wieder das Leittier aus seinem Laufe herausgebracht wird. Wenn es über den Fluß oder einen festgefrorenen Sumpf geht, müssen wir im Schritt fahren. Um das Unglück voll zu machen, erlahmte auch noch das Leittier, — dasselbe Leittier, von dem Nikifor behauptet hatte, daß es nicht seinesgleichen habe. Den linken Fuß nach sich schleppend, läuft es wacker auf dem entsetzlichen Wege fort, und nur der tief gesenkte Kopf und die bis zur Erde herausgestreckte Zunge lassen seine übermäßigen Anstrengungen erraten. Der Weg senkte sich plötzlich, und wir sahen uns zwischen zwei Schneewänden, die etwa $1^1/_2$ Arschin hoch sein mochten. Die Renntiere drängten sich zu einem Haufen zusammen und es machte den Anschein, als ob die beiden Flankentiere das mittlere aufrechterhielten. Ich bemerkte, daß aus dem Hinterfuß des Leittieres Blut floß.

„Ich bin ja ein wenig Roßarzt", erläuterte Nikifor, „und da hab ich ihm, während Sie schliefen, ein bißchen zur Ader gelassen."

Er hielt die Tiere an, holte aus seinem Gürtel das Messer hervor, näherte sich dem kranken Tiere und begann, das Messer mit den Zähnen festhaltend, den verletzten Fuß zu untersuchen.

„Kann es nicht begreifen, was das sein mag", brummte er kopfschüttelnd, indem er mit seinem Messer oberhalb des Hufes herumzustochern begann. Das Tier lag während der Operation mit festangezogenen Beinen da, ohne den geringsten Laut von sich zu geben und leckte traurig das hinabtriefende Blut ab. Die roten Bluttropfen hoben sich scharf von der weißen Schneedecke ab und bezeichneten die Stelle unseres Aufenthalts. Ich bestand darauf, daß die Gespanne gewechselt würden: die Renntiere des Schominer Ostjaken kamen vor unsern Schlitten, die unsrigen aber vor seinen, der bei weitem leichter war. Das arme lahme Leittier wurde hinten angebunden. — Von Schoma bis hierher hatten wir etwa fünf Stunden gebraucht; ebensoviel blieben noch bis Ourvi, wo wir erst bei dem reichen Renntierpächter Semjon Pantjuj neue Renntiere bekommen konnten. Ob er sich aber bereit erklären wird, seine

Tiere zu einem so weiten Wege herzugeben, war sehr die Frage. Ich sprach darüber mit Nikifor.

„Vielleicht werden wir bei Semjon zwei Troikas kaufen müssen?"

„Na, dann kaufen wir sie", entschied Nikifor.

Meine Reise macht auf ihn denselben Eindruck, wie auf mich seinerzeit die Reise des Jules Verneschen Helden Folnas Fogh. Wie erinnerlich, kaufte dieser zuerst Elefanten, dann Dampfer, und als ihm die Feuerung ausging, warf er die hölzerne Takelage in den Schlund der Maschine.

Bei dem Gedanken an neue Schwierigkeiten und Ausgaben wird Nikifor, wenn er angeheitert ist — das heißt also immer — ganz Feuer und Flamme. Er identifiziert vollkommen seine Person mit der meinigen, blinzelt mir listig zu und meint: „Ja, das wird uns einen schönen Batzen Geld kosten ... Aber wir können ja darauf pfeifen, uns kommt's aufs Geld nicht an. Was heißt Renntiere? Fällt eins, kaufen wir uns ein anderes ... Ich soll die Tiere schonen? Niemals! So lange sie's aushalten — fahren wir. Ho, ho! Die Hauptsache ist, daß wir ans Ziel kommen. Stimmt's?"

„Stimmt!"

„Wenn Nikifor Sie nicht hinbringt — dann bringt Sie auch sonst niemand hin. Mein Onkel Michael Ossipowitsch — ein guter Bauer — sagt mir: Nikifor, Du fährst dieses Subjekt? Fahr' zu! Nimm sechs Renntiere aus meiner Herde und fahr' zu! Nimm sie umsonst. Und der Gefreite Suslikow sagt: Fährst Du? Da hast Du fünf Rubel!"

„Wofür denn?" frage ich erstaunt.

„Daß ich Sie fortbringen soll."

„Na, na, wirklich dafür? Was hat er denn davon?"

„Bei Gott dafür! Er liebt die Brüder, er steht für sie, wie ein Fels. Denn, wollen wir einmal sagen, für wen leidet Ihr? Für die Gemeinde doch, für die Armen. Da, sagt er, da hast Du fünf Rubel, Nikifor, ich segne Dich. Auf meine Verantwortung, fahr' zu!"

Jetzt haben wir einen Wald erreicht und sofort wird der Weg erträglicher, denn die Bäume schützen ihn vor Schneestürmen. Die Sonne steht bereits hoch am Himmel, im Walde herrscht Stille und mir wird so warm, daß ich den „Gussj" ablege und im bloßen Halbpelz bleibe. Der Ostjake mit unseren Renntieren bleibt fortwährend zurück und wir müssen auf ihn warten. Von allen Seiten umgeben uns hohe Tannen. Die gewaltigen Bäume, bis an die Spitze zweiglos, stehen kerzengerade, und es scheint, als ob wir mitten durch einen herrlichen, alten Park führen. Weit und breit kein Laut. Nur hin und wieder flattert ein Schneehuhn, dessen Färbung von den uns umgebenden Schneehügeln nicht im geringsten absticht, und fliegt tiefer in den Wald hinein. Mit einemmal ist der Tannenwald zu Ende, der Weg senkt sich steil zum Flusse hinab, wir kippen um, richten uns wieder in die Höhe, durchschneiden die Soswa und fahren wieder über eine offene Stelle. Nur ab und zu erhebt sich ein niedriges Birkenbäumchen über die Schneemassen. Wir fahren wahrscheinlich über einen Sumpf.

Der Oſtjak mit den Renntieren.

1. Die Jurte. 2. Der Tſchum.

„Nun, wieviel Werst haben wir wohl hinter uns?“ erkundige ich mich bei Nikifor.

„Ich denke, an die dreihundert ... Aber wer kann's wissen, hier hat niemand die Werften gemessen außer Erzengel Michael, sonst aber niemand ... Na macht nichts: in drei Tagen sind wir bei den Bergwerken, wenn nur das Wetter anhält. Manchmal kommt's ganz toll ... Einmal hat mich bei Ljapin der Schneesturm überrascht: in drei Tagen hab' ich da bloß fünf Werst gemacht. Daß Gott behüte!“

Da ist auch schon Klein-Ourvi: drei, vier elende Jurten, und nur eine von ihnen bewohnt. Vor zwanzig Jahren waren sie wahrscheinlich alle noch voll von Menschen, aber die Ostjaken sterben in schreckenerregender Progression aus ... Noch zehn Werst und wir sind in Groß-Ourvi. Ob wir dort Semjon Pantjuj antreffen werden? Und wird er uns neue Renntiere zur Verfügung stellen? Mit den unserigen weiter zu fahren, ist ganz unmöglich.

* * *

Ein Mißerfolg! Wir haben in Ourvi keinen einzigen von den Bauern vorgefunden. Sie lagern alle mit den Renntieren in einem Tschum, zwei Renntierläufe von hier. Jetzt müssen wir ein paar Werst zurück und dann seitwärts abbiegen. Wenn wir in Klein-Ourvi Halt gemacht und uns erkundigt hätten, wären ein paar Stunden Zeit erspart gewesen. In einer der Verzweiflung nahen Stimmung wartete ich, bis die Frauen uns an Stelle des erkrankten Leittiers ein anderes Renntier beschafften. Wie überall, waren auch in Ourvi die Frauen angeheitert und baten mich, als ich meinen Proviant auspackte, um Schnaps. Die Konversation wird durch Vermittelung Nikifors geführt, der gleichgeläufig russisch und syrjanisch spricht und außerdem noch zwei Ostjakendialekte beherrscht: den südlichen und den nördlichen, die fast gar keine Aehnlichkeit mit einander aufweisen. Die hiesigen Ostjaken sprechen kein Wort russisch. Uebrigens sind die russischen Kraftworte gänzlich in den Bestand der Ostjakensprache aufgenommen und bilden nächst dem Monopolschnaps den einzigen unbestreitbaren Beitrag der staatlichen Russifizierungskultur. In Gegenden, wo man nicht einmal das russische sdrawstwuj (Guten Tag) kennt, blitzt von Zeit zu Zeit auf dem dunklen Hintergrunde der Ostjakenlaute gleich einem Meteor ein schneidiges, vaterländisches Wörtchen auf, das noch dazu akzentfrei und mit tadelloser Deutlichkeit herausgebracht wird.

Von Zeit zu Zeit bewirte ich die Ostjaken und Ostjakinnen mit meinen Zigaretten, die sie mit respektvoller Geringschätzung rauchen. Diese an stärksten Spiritus gewöhnten Gurgeln sind völlig unempfindlich für meine armseligen Zigaretten. Sogar Nikifor, der allen Erzeugnissen der Zivilisation Anerkennung zollt, bemerkt, daß meine Zigaretten nichts wert seien.

Wir fahren nach der Zeltstelle. Wie wild und öde alles ringsum! Die Renntiere eilen über Schneehaufen hinweg, irren zwischen den Bäumen des

Urwaldes umher, so daß ich absolut nicht begreife, wie der Jamschtschik den Weg bestimmt. Er besitzt ein ganz besonderes Gefühl dafür, genau so, wie diese Renntiere, die mit ihren Geweihen auf die merkwürdigste Weise zwischen dem unentwirrbaren Dickicht der Fichten- und Tannenzweige hindurchlavieren. Der neue „Führer", den man uns in Ourvi gegeben, hat ein ungeheures, weitästiges Geweih, das nicht weniger als einen Meter mißt. Der Weg ist auf jeden Schritt von Zweigen versperrt, und jeden Augenblick scheint es, daß das Tier sich mit seinem Geweih unbedingt in ihnen verwickeln müsse. Doch im letzten Moment macht es eine kaum merkbare Kopfbewegung — und keine einzige Nadel auf den Zweigen gerät in Bewegung.

* * *

Auch hier ein Mißerfolg! Der alte Besitzer hat sich mit seinen Arbeitern nach der Sommerzeltstelle begeben, wo ein Teil der Renntiere zurückgeblieben ist. Von Stunde zu Stunde wird er zurückerwartet, doch um welche Zeit kann keiner angeben. Ohne ihn aber kann sich sein Sohn, ein junger Bursche mit gespaltener Oberlippe, nicht entschließen, endgültig mit uns zu verhandeln. Wir müssen notgedrungen warten. Nikifor läßt seine Renntiere frei laufen, damit sie sich am Moos gütlich tun. Um sie aber unter den fremden Tieren wiederzufinden, fährt er mit dem Messer mehrmals über den Rücken der beiden Männchen und läßt auf dem Fell seine Initialen zurück. Die freie Zeit ausnutzend, repariert er unseren Schlitten, der unterwegs ganz aus den Fugen geraten ist. In heller Verzweiflung streiche ich im Freien umher und trete ins Zelt. Eine junge Ostjakin hält einen ganz nackten, drei- bis vierjährigen Knaben auf den Knien. Die Mutter kleidet ihn an. „Wie können sie bei den vierzig- und fünfziggradigen Frösten mit den Kindern in solchen Zelten leben?" „Nachts geht es ganz gut", erklärt mir Nikifor, „man vergräbt sich dann im Pelzwerk und schläft. Ich selbst habe ja nicht bloß einen Winter in Zelten gelebt. Der Ostjak kleidet sich zur Nacht ganz nackt aus und kriecht so in die „Malitza" hinein. Schlafen kann man schon so, aber das Aufstehen ist bös. Vom Atmen wird die ganze Kleidung mit Reif bedeckt, so daß man sie beinahe mit dem Beil zerschlagen muß ... Ja, das Aufstehen ist bös." Das junge Weib wickelt den Kleinen in das Ende ihrer Malitza und reicht ihm die Brust. Hier stillt man die Kinder bis zum fünften oder sechsten Lebensjahr.

Ich siede mir am Herd ein wenig Wasser. Ehe ich mich versehe, hat Nikifor aus meiner Teebüchse Tee auf seine Handfläche geschüttet und ihn in die Teekanne getan. Ich habe nicht den Mut, ihm deswegen Vorwürfe zu machen, und muß nun einen Tee trinken, der von einer Handfläche kommt, die wohl vieles, aber leider lange keine Seife gesehen hat.

Das junge Weib hat unterdes den Kleinen gestillt und gewaschen; sie trocknet ihn darauf mit feinen Hobelspänen ab, kleidet ihn an, läßt ihn aus dem Zelt laufen, und ich bewundere die Zärtlichkeit, mit der sie das Kind

behandelt. Jetzt sitzt sie da und arbeitet: sie näht mit Renntiersehnen eine „Malitza“ aus Renntierfellen zusammen. Die Arbeit ist nicht nur dauerhaft, sondern unzweifelhaft auch geschmackvoll. Der ganze Saum ist mit Mustern verziert, die aus hellen und dunklen Renntierfellstückchen zusammengesetzt sind. Jede Naht ist von einem schmalen Streifen roten Zeuges durchbrochen. Alle Familienmitglieder tragen Fellstiefel, Renntierhemden und Renntierpelze, die von den Weibern verfertigt worden sind. Welch eine höllische Arbeit steckt darin!

Der älteste Sohn liegt schon das dritte Jahr im Winkel des Zeltes schwer krank danieder. Er sucht, wo es nur angeht, Arzneien zu erlangen, nimmt sie in ungeheueren Dosen zu sich und lebt den ganzen Winter im Zelt unter freiem Himmel. Der Kranke hat ein selten durchgeistigtes Gesicht: die Leiden haben darauf Furchen gezogen, die ihm einen Abglanz des Gedankens verleihen . . . Ich erinnere mich, daß eben hier, bei den Ostjaken von Ourvi, vor einem Monat der junge Kaufmann Dobrowolsky aus Beresow, der nach Pelzwerk gekommen war, gestorben ist. Er lag hier einige Tage im Fieber ohne irgendwelche Hilfe.

Der alte Pantjuj, den wir erwarten, besitzt etwa fünfhundert Renntiere. Er ist im ganzen Bezirk durch seinen Reichtum bekannt. Das Renntier bedeutet hier alles: es ernährt, bekleidet und fährt seinen Besitzer. Vor einigen Jahren kostete ein Renntier 6 bis 8 Rubel, jetzt werden 10 bis 15 Rubel verlangt. Nikifor erklärt das durch die ununterbrochenen Epidemien, die Hunderte von Renntieren dahinraffen.

* * *

Die Dämmerung senkt sich immer tiefer herab. Ich bin mir klar darüber, daß bei Anbruch der Nacht niemand mehr Renntiere einfangen würde, ich will aber die letzte Hoffnung nicht aufgeben und erwarte den Alten mit solcher Ungeduld, wie ihn vielleicht noch niemand in seinem ganzen langen Leben erwartet hat. Es war schon ganz dunkel, als er endlich mit seinem Arbeiter zurückkehrte. Er trat ins Zelt, begrüßte uns sehr förmlich und setzte sich am Herd nieder. Sein kluges, gebieterisches Gesicht frappierte mich. Offenbar erlaubte ihm das Bewußtsein, der Besitzer von fünfhundert Renntieren zu sein, sich als König von Kopf bis zu den Zehen zu fühlen.

„Sagen Sie ihm doch, was wir wollen“, munterte ich Nikifor auf, — „wozu denn Zeit verlieren!“

„Warten Sie, jetzt geht es nicht: sie essen gleich zu Abend.“

Ins Zelt trat der Arbeiter, ein stämmiger, breitschulteriger Bauer, begrüßte sich näselnd mit den Anwesenden, wechselte in der Ecke sein feuchtes Schuhwerk und rückte dem Herdfeuer näher. Welch ein grauenerregends Gesicht! Die Nase ist vollkommen eingefallen und die Oberlippe hoch in die Höhe gezogen; der Mund steht halboffen und zeigt die mächtigen weißen Zähne. Ich wandte mich voller Entsetzen zur Seite.

„Soll man sie vielleicht schon jetzt mit Spiritus bewirten?“ fragte ich Nikifor, seine Autorität achtungsvoll anerkennend.

„Gerade die beste Zeit!“ entgegnete Nikifor.

Ich holte die Flasche hervor. Das junge Weib, das nach der Ankunft des Alten ihr Angesicht verhüllte, entzündete am Herd ein Stück Birkenrinde und kramte aus dem Kasten einen metallenen Schnapsbecher hervor Nikifor wischte den Becher mit dem Rand seines Hemdes aus und füllte ihn bis zum Rande. Die erste Portion wurde dem Alten dargebracht. Dieser nickte erhaben mit dem Kopfe und leerte wortlos den großen Becher, der mit 95prozentigem Spiritus gefüllt war. Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht.

Darauf trank der jüngere Sohn mit der gespaltenen Oberlippe. Er leerte den Becher mit genauer Not, schnitt eine fürchterliche Grimasse und spuckte oft in das Herdfeuer. Darauf trank der Arbeiter und schüttelte lange den Kopf von einer Seite zur anderen. Endlich reichte man dem Kranken den Becher, dieser trank ihn jedoch nicht leer. Nikifor goß die Neige in das Herdfeuer, um zu zeigen, wie gut der Stoff war, mit dem er sie bewirtet hatte: der Spiritus flammte hell vor ihnen auf.

„Taak“,* bemerkte der Alte gelassen.

„Taak“, wiederholte der Sohn ausspuckend.

„Saka taak“,** bestätigte der Arbeiter.

Darauf trank Nikifor und fand auch, daß der Spiritus zu stark sei und verdünnte ihn mit Tee; Nikifor steckte den Daumen in den Hals der Flasche und schwang sie durch die Luft. Alle tranken darauf noch einmal. Endlich begann Nikifor sein Anliegen vorzubringen.

„Saka chosa“, sagte der Alte.

„Chosa, saka chosa“, wiederholten alle anderen im Chor.

„Was sagen sie?“ fragte ich Nikifor voll Ungeduld.

„Sie sagen, es ist sehr weit . . . Dreißig Rubel verlangen sie bis zu den Hüttenwerken bei direkter Fahrt, ohne zu wechseln.“

Und wieviel will er bis Njakssimwoli?“

Nikifor brummte mit offenkundiger Unzufriedenheit, deren Grund ich erst später erfuhr, etwas vor sich hin, sprach aber dennoch mit dem Alten und antwortete: Bis Njakssimwoli dreizehn Rubel, bis zu den Hüttenwerken dreißig.“

„Und wann fängt er die Renntiere ein?“

„Bei Tagesanbruch.“

„Ist es denn jetzt ganz unmöglich?“

Nikifor übersetzte ihnen ironisch meine Frage. Alle brachen in ein Gelächter aus und schüttelten verneinend den Kopf. Ich sah nun ein, daß es nicht anders ging, als hier zu übernachten und trat aus dem Zelt ins Freie. Es war still und warm. Ich schlenderte etwa eine halbe Stunde auf der

---

* Stark.

** Sehr stark.

freien Fläche herum und legte mich darauf im Schlitten nieder. In den Halbpelz und die „Gussj“ gehüllt, lag ich hier wie in einer Pelzhöhle. Der Luftkreis über dem Zelt war vom Widerschein des ersterbenden Herdfeuers rötlich gefärbt. Ringsum lag alles in tiefster Ruhe. Hoch oben funkelten hell und klar die Sterne. Die dunkeln Umrisse der Bäume hoben sich grell in der Luft ab. Der durch meinen Atem aufgetaute Geruch der Renntierfelle bedrückte mich ein wenig, doch im Pelzwerk war es angenehm warm, die Stille der Nacht hypnotisierte mich, und ich schlief mit dem festen Vorsatz ein gleich bei Tagesanbruch die Bauern auf die Beine zu bringen und mich möglichst schnell auf den Weg zu machen. Wieviel Zeit ist schon verloren — furchtbar!

* * *

Mehrmals erwachte ich voller Unruhe, doch ringsum war alles in Dunkelheit gehüllt. Kurz nach vier Uhr, als der Himmel sich zum Teil aufhellte, kroch ich in den Tschum hinein, tastete mich zwischen den herumliegenden Leibern zu Nikifor hin und rüttelte ihn aus dem Schlaf. Er wiederum brachte den ganzen Tschum auf die Beine. Offenbar geht das Waldleben zu frostiger Winterzeit bei diesen Leuten nicht spurlos vorüber: nach dem Erwachen räusperten sie sich, husteten und spuckten sie so lange und oft, daß ich es nicht länger hier aushielt und ins Freie hinaustrat. Am Zelteingang ließ ein zehnjähriger Junge aus seinem Munde Wasser auf die schmutzigen Hände fließen und fuhr sich mit ihnen über das schmutzige Gesicht; nach Beendigung dieser Operation wischte er sich sorgfältig mit einem Bündel Hobelspäne trocken.

Bald darauf entfernten sich der nasenlose Arbeiter und der jüngere Sohn mit der gespaltenen Oberlippe auf Schneeschuhen und von Hunden begleitet, um die Renntiere am Zelt zusammenzutreiben. Doch es verging eine gute halbe Stunde, ehe die erste Renntiergruppe aus dem Walde erschien.

„Sie haben sie wahrscheinlich schon aufgescheucht“, erklärte mir Nikifor, „bald wird die ganze Herde hier sein.“

Es war aber nicht der Fall. Erst nach etwa zwei Stunden hatte sich eine genügende Anzahl Renntiere angesammelt. Sie strichen lautlos in der Nähe des Tschum herum, schnupperten mit den Schnauzen im Schnee, sammelten sich in Gruppen, legten sich hier und da nieder. Die Sonne war schon über dem Walde aufgegangen und beleuchtete die Schneefläche, in deren Mittelpunkt sich der Tschum erhob. Die Umrisse der großen und kleinen, dunkeln und hellen, gehörnten und ungehörnten Renntiere zeichneten sich vom grellen Hintergrund der Schneefläche scharf ab. Ein wunderbares Bild, daß mir märchenhaft schien und gewiß nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird!

Doch sogar dieser Anblick war nicht imstande, die Erinnerung an die verlorene Zeit zu verscheuchen. Der Tag der Eröffnung der Reichsduma — der 20. Februar —war ein unglücklicher Tag für mich . . . Mit fieberhafter

Ungeduld warte ich, bis alle Renntiere sich versammeln. Es geht schon auf zehn, und die Herde ist noch immer nicht vollzählig. Einen Tag und eine Nacht haben wir hier verloren: ich sehe, daß wir vor 11 oder 12 nicht von hier fortkommen, und dann müssen wir von hier nach Ourvi 20 bis 30 Werst auf schlechten Wegen machen. Werde ich noch weiter vom Pech verfolgt, kann ich noch heute eingeholt werden. Wenn die Polizei gleich am folgenden Tage meine Abwesenheit bemerkt und von einem der zahlreichen Zechgenossen Nikifors erfährt, welchen Weg er eingeschlagen, so konnte sie noch in der Nacht zum 20. die Verfolgung aufgenommen haben. Wir waren kaum 300 Werst vorwärts gekommen; eine solche Entfernung kann man in etwa anderthalb Tagen zurücklegen. Wir hatten folglich dem Feinde soviel Zeit gelassen, als nötig war, uns einzuholen.

Ich begann Nikifor Vorwürfe zu machen, hätte ihm ja schon gestern gesagt, daß man den Alten, ohne Zeit zu verlieren, abholen mußte, anstatt ihn zu erwarten. Man hätte ihm ja noch einige Rubel zulegen können, nur um noch am Abend aufzubrechen. Natürlich, wenn ich selbst ostjakisch verstünde, würde ich das alles allein geordnet haben.

Nikifor blickte traurig an mir vorbei.

„Was soll man denn mit ihnen anfangen, wenn sie nicht wollen? . . . Und die Renntiere sind bei ihnen gut gefüttert und verwöhnt — wie soll man sie denn Nachts fangen? Na, macht aber nichts", sagte er, sich wieder zu mir wendend, „wir kommen doch hin!"

„Kommen wir wirklich hin?"

„Jawohl, wir kommen bestimmt hin!"

Ich fange plötzlich auch an, zu glauben, daß es *nichts macht*, daß wir *bestimmt hinkommen*. Um so mehr, als schon die ganze Schneefläche ringsum von Renntieren dicht bedeckt ist und die Ostjaken mit ihren Schneeschuhen am Waldesrande auftauchen.

* * *

„Gleich geht die Renntierjagd los!" verkündet Nikifor.

Ich sehe, wie jeder der Ostjaken einen Fangriemen zur Hand nimmt. Bedächtig wickelt der alte Renntierzüchter die einzelnen Schlingen auf den linken Arm auf. Dann beginnt zwischen ihnen ein lautes Hinüber- und Herüberrufen von Worten. Scheinbar wird der Kriegsplan entworfen und das erste Opfer bestimmt. Nikifor ist gleichfalls in die Verschwörung eingeweiht. Er hat ein Rudel Renntiere aufgescheucht und sie in den breiten Raum zwischen Vater und Sohn getrieben. Etwas weiter entfernt hat der Arbeiter seinen Stand gewählt. Die erschreckten Renntiere brausen in dichter Masse dahin. Ein ganzes Meer von Köpfen und Geweihen. Die Ostjaken haben einen Punkt in diesem Strom scharf ins Auge gefaßt. Eins! Der Alte schleudert seinen Fangriemen und schüttelt dann unzufrieden mit dem Kopfe. Zwei! Der junge Ostjake hat gleichfalls einen Fehlwurf zu ver-

zeichnen. Da aber läßt der Knecht mit der eingefallenen Nase, der hier auf offenem Platze, mitten im brandenden Strom der Renntiere, mir von vornherein durch sein elementar-selbstbewußtes Wesen Achtung eingeflößt hat, seinen Fangriemen sausen, und schon aus der Art, wie er seinen Arm bewegte, durfte man mit Sicherheit schließen, daß ihm der Wurf nicht mißlingen werde. Aengstlich stoben die Renntiere auseinander — aber eins von ihnen, ein mächtiges Männchen von weißer Farbe, mit einem Holzklotz um den Nacken, blieb nach zwei, drei gewaltigen Sprüngen stehen und begann, sich wie ein Kreisel um sich selbst zu drehen — der Riemen hatte ihm Geweih und Nacken unwiderstehlich fest umschlungen.

Nach Nikifors Erläuterungen ist das gefangene Renntier das schlaueste in der ganzen Herde, das die anderen Tiere aufrührerisch macht und sie gerade im wichtigsten Moment mit sich fortreißt. Jetzt soll der Rädelsführer angebunden werden, dann wird die Jagd erfolgreicher von statten gehen. Von neuem begannen die Ostjaken, die Fangriemen aufzuwickeln, indem sie Schlinge an Schlinge über den linken Arm reihten. Dann erschollen wiederum die lauten, gegenseitigen Zurufe, die einem neuen Aktionsplan galten. Auch ich wurde von uneigennützigem Jagdeifer ergriffen. Ich erfuhr von Nikifor, daß diesmal jenes Weibchen dort, mit dem kurzen Geweih, als Opfer ausersehen sei, und nahm an den kriegerischen Operationen teil. Von zwei Seiten her drängten wir eine Gruppe von Renntieren in die Richtung, wo drei Fangriemen Posto gefaßt hatten. Aber das Weibchen schien zu wissen, was ihm bevorstand. Ehe man sich's versah, machte es eine Seitenwendung und wäre sicher in den Wald entwichen, wenn ihm nicht die Hunde den Weg abgeschnitten hätten. So mußten wir von neuem eine Reihe von Umgehungsbewegungen ausführen. Sieger blieb auch diesmal der Arbeiter ohne Nase, der den richtigen Moment abfaßte und dem schlauen Weibchen die Schlinge überwarf.

„Dies Weibchen ist unfruchtbar", belehrte mich Nikifor, es trägt keine Kälber und daher kann es bei der Arbeit viel leisten."

Die Jagd wurde interessant, zog sich aber in die Länge.

Nach dem Weibchen wurde mit zwei Fangriemen zugleich ein mächtiges Männchen eingefangen, das einem veritablen Stiere glich. Dann aber trat eine Unterbrechung ein: eine Gruppe von den Renntieren, die wir für die Reise brauchten, riß sich aus dem Kreise los und verschwand im Dickicht. Wiederum entfernten sich der Arbeiter und der jüngere Sohn auf ihren Schneeschuhen in den Wald, und wir warten fast eine halbe Stunde auf sie. Gegen Schluß gestaltete sich die Jagd erfolgreicher, und mit gemeinsamen Kräften wurden dreizehn Renntiere eingefangen: sieben für uns auf den Weg und sechs für unsere Wirte. Gegen 11 Uhr verließen wir auf vier Troikas den Tschum und schlugen den Weg nach Ourvi ein. Der Arbeiter wird uns „zu den Bergwerken" begleiten. Hinter seinem Schlitten ist ein siebentes Renntier zur Reserve angebunden.

* * *

Unser lahmgewordenes Leittier, das wir bei unserem Aufbruch nach dem Tschum bei den Jurten von Ourvi zurückließen, hatte sich tatsächlich nicht mehr erholt. Traurig lag es im Schnee und gab sich ohne Schlinge in unsere Hände. Nikifor ließ ihm noch einmal zur Ader, aber ebenso erfolglos, wie zuvor. Die Ostjaken drückten ihre Ueberzeugung aus, daß das Tier sich den Fuß verrenkt habe. Nikifor stand eine Weile kopfschüttelnd da und verkaufte es dann um acht Rubel einem der hiesigen Jurtenbesitzer zum Abschlachten. Unser armes Leittier wurde von seinem neuen Herrn an einem Stricke fortgeschleppt. Das war das Ende des Renntiers, „das in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hatte“. Interessant ist hierbei die Tatsache, daß Nikifor den Handel, ohne meine Zustimmung einzuholen, abschloß. Unserem Vertrage gemäß sollten die Renntiere erst dann in seinen Besitz übergehen, wenn wir glücklich das Endziel unserer Reise erreicht hätten.

Das Wetter ist so warm, daß der Schnee schmilzt und in weichen, nassen Flocken unter den Hufen der Renntiere nach allen Seiten auseinanderspritzt. Die Tiere haben schwer zu ziehen. Die Rolle des Leittiers hat ein Einender von ziemlich bescheidenem Aussehen; rechts läuft eifrig trabend das unfruchtbare Weibchen und in der Mitte ein fettes, niedriges Renntier, das heute zum erstenmal erfahren hat, was ein Gespann ist. Von links und rechts eingeschlossen, erfüllt es wacker seine Pflicht. Vorn fährt der Ostjake mit meinem Reisegepäck. Er hat über seine „Malitza“ einen grellroten Kittel gezogen und hebt sich vom Hintergrunde der weißen Schneedecke, des grauen Waldes, der grauen Renntiere und des grauen Himmels wie ein widersinniger und dabei notwendiger Flecken ab.

Der Weg ist so mühsam, daß die Strangriemen am vorderen Schlitten schon zweimal gerissen sind: jedesmal, wenn wir anhalten, frieren die Kufen an und die Schlitten lassen sich nur mit großer Mühe vom Platze bewegen. Nach den ersten beiden „Läufen“ waren unsere Tiere sichtlich ermüdet.

„Werden wir in den Nildiner Jurten Halt machen, um Tee zu trinken?“ fragt mich Nikifor. „Bis zu den nächsten Jurten ist es noch ziemlich weit.“

Ich sah, daß die Jamschtschiks gern Tee getrunken hätten, aber es tat mir leid, noch mehr Zeit zu verlieren, zumal da wir vierundzwanzig Stunden in Ourvi zugebracht hatten. Meine Antwort lautete daher verneinend.

„Wie's Ihnen beliebt!“ antwortete Nikifor und versetzte dem unfruchtbaren Weibchen mit seiner Treibstange einen Stoß.

* * *

Schweigend legten wir weitere vierzig Werst zurück; wenn Nikifor nichts getrunken hat, ist er düster und schweigsam. Es wurde kälter, und mit dem Frost besserte sich auch der Weg. In Sangi-Tur-Paul beschlossen wir, Rast zu machen. Die Jurte hier ist wunderschön, wir fanden dort Bänke und einen mit Wachstuch bedeckten Tisch. Während des Abendessens übersetzte mir Nikifor einen Teil des Gesprächs zwischen dem Arbeiter mit der ein-

gefallenen Nase und den uns bedienenden Frauen, wobei ich interessante Dinge zu hören bekam. Etwa vor drei Monaten hängte sich die Frau unseres Ostjaken auf. Und woran? „Weiß der Teufel, woran", meinte Nikifor, „an einem kurzen, alten Baststrick, den sie an einem Orte befestigte und an dem sie sich in sitzender Lager aufknüpfte. Der Mann war gerade im Walde, wo er mit anderen Ostjaken auf Eichhörnchen jagte. Da kommt der Gemeindediener, auch ein Ostjake, und ruft ihn zu den Jurten zurück: die Frau sei schwer erkrankt („also wird auch bei ihnen in solchen Fällen nicht gleich die Wahrheit gesagt", geht es mir durch den Kopf). Jener aber antwortet: „Gibt's denn dort niemand, um das Feuer auf dem Herd anzumachen? Dazu wohnt ja die Mutter bei ihr — was kann ich denn helfen?" Aber der Gemeindediener gab nicht nach und so kehrte der Mann zu den Jurten zurück, wo die Frau inzwischen das Zeitliche gesegnet hatte. Das ist schon seine zweite Frau", schloß Nikifor seine Erzählung.

„Wie denn? Hat sich jene auch aufgehängt?"

„Nein, die ist eines natürlichen Todes gestorben, vor Krankheit, wie's sich gehört . . ."

Es stellte sich heraus, daß die beiden hübschen Kleinen, die unser Ostjake bei seiner Abfahrt von Ourvi zu meinem Entsetzen direkt auf den Mund küßte, Kinder der ersten Frau waren. Mit der zweiten hat er etwa zwei Jahre zusammengelebt.

„Mußte sie ihn vielleicht gezwungen heiraten?" fragte ich.

Nikifor zog Erkundigungen ein.

„Nein, er sagt, daß sie aus freien Stücken zu ihm kam. Später gab er ihren Eltern dreißig Rubel Kalym (Brautgeld) und lebte mit ihr. Warum sie sich aufgehängt hat, weiß man nicht."

„Das kommt bei ihnen wohl selten vor?"

„Daß sie nicht des natürlichen Todes sterben? Das kommt bei den Ostjaken sehr oft vor. Im Sommer hat sich bei uns auch ein Ostjake mit der Flinte erschossen."

„Wie denn? Absichtlich?"

„Nein, aus Zufall . . . Da hat sich auch einmal in unserem Kreise ein Polizeischreiber erschossen . . . Und wo? Auf dem Wachtturm! Er kletterte ganz oben hinauf und sagte: Da habt ihr's, Hundesöhne! — und schoß sich tot."

„War es ein Ostjake?"

„Ach wo . . . Ein russisches Subjekt. Molodzowatow hieß er, Nikita Mitrofanowitsch."

* * *

Es war schon dunkel, als wir die Jurten von Sangi-Tur-Paul verließen. Es hatte längst aufgehört zu tauen, obgleich es noch warm war. Der Weg war jetzt herrlich, weich und dabei nicht schlampig. Die Renntiere traten kaum hörbar auf und zogen die Schlitten spielend leicht dahin. Schließlich

mußte das dritte ausgespannt und hinten angebunden werden, denn, vor Nichtstun mutwillig geworden, konnte es uns leicht den Schlitten zerbrechen. Gleichmäßig und geräuschlos, gleich einem Kahn auf der Spiegelfläche eines Teiches, glitten wir über den Schnee. In der tiefen Dämmerung nahm der Wald noch gigantischere Dimensionen an. Ich sah den Weg nicht und empfand auch nicht die Vorwärtsbewegung unseres Schlittens. Es schien, als ob die verzauberten Bäume rasch auf uns zueilten, die Sträucher wichen vor uns zur Seite und die alten, schneebedeckten Baumstümpfe, sowie die schlanken Birken blieben weit hinter uns zurück. Alles schien geheimnisvoll ... Tschu ... tschu ... tschu ... hörte man das häufige und gleichmäßige Atmen der Renntiere in der lautlosen Stille der Waldnacht und im Rahmen dieses Rhythmus tauchten im Gedächtnisse tausende längst vergessene Laute auf ...

Plötzlich werde ich in meinem Halbschlummer von einem unruhigen Gedanken erfaßt. Nach dem Aufwand, mit dem ich reise, müssen mich die Ostjaken für einen reichen Kaufmann halten. Ringsherum dichter Wald, finstere Nacht und im Umkreise von fünfzig Werst weder ein Mensch, noch ein Hund. Was kann sie also hindern? Es ist nur ein schwacher Trost, daß ich einen Revolver mitgenommen habe, denn dieser Revolver liegt im Koffer und dieser wiederum auf dem Schlitten des Jamschtschik — desselben Ostjaken mit der eingefallenen Nase, der mir in diesem Moment, ich weiß nicht warum, ganz besonders verdächtig erscheint. Ich will doch lieber auf der nächsten Haltestelle meinen Revolver aus dem Koffer nehmen.

Ein wunderbares Geschöpf, dieser Jamschtschik, in dem roten Mantel! Allem Anschein nach vermag der Umstand, daß ihm die Nase fehlt, auf seinen Geruchsinn keinen Einfluß auszuüben: er wittert gleichsam jedesmal, wo wir uns gerade befinden und wie wir zu fahren haben. Er kennt jeden Strauch und fühlt sich im Walde, wie in seiner Zurte. Eben sagt er etwas zu Nikifor: es stellt sich heraus, daß hier unter dem Schnee Moos wachsen muß, so daß die Renntiere gefüttert werden können. Wir halten, und als die Renntiere freigelassen waren, zerkleinerte Nikifor etwas Holz und stampfte mit den Füßen unweit des Weges einen Kreis im Schnee fest; in der so entstandenen Vertiefung legte er ein Feuer an, streute rings um dasselbe eine Schicht Tannenzweige und stellte einen Sitz für uns her. An zwei feuchten Aesten, die in den Schnee gesteckt waren, hingen wir zwei Kesselchen auf und füllten sie in demselben Maße nach, wie der Schnee schmolz ... Das Teetrinken dicht am Feuer im Februarschnee wäre mir wahrscheinlich weit weniger verlockend erschienen, wenn ein Frost von vierzig bis fünfzig Grad geherrscht hätte; aber der Himmel war uns merkwürdig gnädig: wir hatten windstilles, warmes Wetter.

Da ich zu verschlafen fürchtete, legte ich mich nicht gleich den Jamschtschiks hin, sondern blieb gegen zwei Stunden am Feuer sitzen, immer von neuem die Glut anfachend, und brachte beim schwachglimmenden Schein derselben meine Reiseeindrücke zu Papier.

* * *

Beim ersten Morgengrauen weckte ich die Jamschtschiks aus dem Schlafe. Die Renntiere wurden ohne irgend welche Schwierigkeiten eingefangen. Während man sie herbeibrachte und einspannte, wurde es ganz hell, und nun nahm alles ein recht prosaisches Aussehen an. Die Fichten verloren an Umfang und die Birken eilten uns nicht mehr entgegen. Der Ostjake hatte ein verschlafenes Gesicht und mein nächtlicher Verdacht zerstreute sich wie Rauch. Gleichzeitig fiel mir auch ein, daß der uralte Revolver, den ich mir vor meiner Abreise verschafft hatte, nur zwei Patronen enthielt, und daß mich meine Freunde dringend gebeten hatten, von ihm keinen Gebrauch zu machen, um Unglücksfälle zu vermeiden. So blieb der Revolver ruhig im Reisekoffer liegen.

Wir fuhren jetzt durch dichten Wald: Tannen, Fichten, Birken, mächtige Lärchenbäume, Zedern, und am Flusse wechselten Palmenweiden und biegsame Faulweiden miteinander ab. Der Weg war gut. Die Renntiere liefen gleichmäßig, aber ohne Munterkeit. Der Ostjake auf dem ersten Schlitten saß mit gesenktem Kopfe da und sang ein melancholisches Lied, das nur vier Noten hatte. Vielleicht erinnerte er sich an den alten Baststrick, an dem sich seine Frau aufgehängt hatte. Wald, Wald ... Einförmig auf unermeßliche Entfernung hin, ist er doch unendlich mannigfaltig in seinen inneren Formen. Da ragt eine halbverfaulte Fichte quer über den ganzen Weg hinüber, und die Schneedecke, die den mächtigen Baum bedeckt, bleibt einen Moment über unseren Köpfen schweben. Hier wieder scheint im vergangenen Herbst ein Waldbrand gewütet zu haben. Die trockenen geraden Baumstämme ohne Rinde und Zweige stehen da wie ziel- und zwecklos in die Erde gesteckte Telegraphenstangen oder wie der Segel entblößte Schiffsmasten in einem vereisten Hafen. Die Brandstätte zieht sich einige Werst hin. Dann folgt dichter, dunkler Tannenwald; die alten Giganten mit den mächtigen Zweigen drängen sich dicht aneinder, ihre Gipfel schließen sich oben zusammen und verwehren den Sonnenstrahlen jedweden Zutritt. Grüne Fäden ziehen sich von Zweig zu Zweig, und die Bäume sehen aus, als wären sie von einem groben Spinngewebe umhüllt. Mitten unter diesen Jahrhunderte alten Tannen nehmen sich Renntiere und Menschen winzig klein aus. Dann wurde der Wald mit einem Male lichter, und plötzlich, bei einer Wendung des Weges, wäre unser Zug beinahe mit einem kleinen Holzschlitten zusammengestoßen, der mit drei Hunden bespannt war und auf dem ein kleines Ostjakenmädchen saß. Neben dem Schlitten lief ein etwa fünfjähriger Junge einher. Beides sehr hübsche Kinder, wie ich überhaupt die Wahrnehmung gemacht habe, daß man bei den Ostjacken recht oft lieblichen Kindergesichtern begegnen kann. Wie es nur kommen mag, daß die Erwachsenen so abstoßend häßlich sind?

Wald und wieder Wald ... Hier von neuem eine Brandstätte, scheinbar älteren Ursprungs, denn mitten unter den halbverkohlten Baumstämmen schießt junger Nachwuchs in die Höhe.

„Wodurch geraten denn die Wälder in Brand? Durch die Wegfeuer?“

„Ach wo“, antwortet Nikifor, „im Sommer kommt hier keine lebendige Seele her, denn im Sommer fahren alle auf dem Flusse. Der Wald entzündet sich durch die Wolken. Die Wolke schlägt ein und steckt den Wald in Brand. Manchmal auch reibt sich ein Baum am anderen, bis sich einer entzündet; der Wind schwingt sie hin und her, und im Sommer ist das Holz trocken. Löschen? Ja, wer soll denn hier löschen? Der Wind trägt das Feuer weiter, der Wind löscht es aber auch. Erst verbrennt der Baumsaft oben, die Rinde schält sich ab, die Nadeln verbrennen und dann bleibt nur der nackte Stamm. So in zwei Jahren herum trocknen die Wurzeln aus und der Stamm stürzt zu Boden“ . . .

Solche nackte Stämme, die nahe daran sind, umzustürzen, gibt es hier in Mengen. Mancher hält sich nur noch an den Zweigen eines benachbarten Baumes. Jener da war schon im Stürzen, blieb aber, Gott weiß auf welche Weise, kaum mehr als drei Arschin über der Erde schweben. Wir müssen uns bücken, um nicht mit den Köpfen anzustoßen. Wieder folgt einige Minuten lang eine Strecke mächtigen Tannenwaldes, dann taucht unerwartet ein zum Flusse führender Durchhau vor unseren Augen auf.

„Auf solchem Durchhau ist es im Frühling ein Vergnügen, Enten einzufangen. Im Frühling fliegen die Enten von oben nach unten. Nach Sonnenuntergang spannt man in so einem Durchhau ein Netz aus, von einem Baume zu dem anderen, bis an die Spitze hinauf — ein ganz großes Netz, so groß wie ein Fischnetz. Dann legt man sich selbst unter den Baum. Die Enten lassen sich im Schwarm zum Durchhau nieder, geraten in der Dämmerung ins Netz und verwickeln sich darin. Dann braucht man bloß das Strickchen anzuziehen, das Netz fällt, und die ganze Beute sitzt fest. So kann man auf einmal an die fünfzig Stück einfangen. Da heißt es nur, tüchtig zubeißen.“

„Wie denn, „zubeißen“?“

„Na, man muß sie doch töten, damit sie nicht wieder fortfliegen. Da beißt man oben am Köpfchen zu, daß das Blut nur so an den Lippen herunterfließt . . . Natürlich kann man sie auch mit dem Stocke totmachen, aber mit den Zähnen ist es sicherer . . .“

Anfangs schienen mir die Renntiere, gleich den Ostjaken, alle von einem Schnitt zu sein. Bald aber überzeugte ich mich, daß jedes der sieben Renntiere seine eigene Physiognomie hatte, und lernte sie unterscheiden. Zuzeiten empfinde ich ein Gefühl der Zärtlichkeit für diese wunderbaren Tiere, die mich bereits um fünfhundert Werst der Eisenbahn näher gebracht haben.

Mein Spiritusvorrat ist zu Ende; Nikifor ist nüchtern und sehr düster gestimmt. Der Ostjake singt sein Lied vom Baststrick. Bisweilen kann ich mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich es bin, eben ich und kein anderer, der sich hier mitten in der unermeßlichen Schneewüste verloren hat. Diese beiden Schlitten, diese sieben Renntiere und diese zwei Menschen — sie alle bewegen sich nur mir zuliebe vorwärts. Zwei erwachsene Männer, Familienväter, haben ihren Herd verlassen und unterziehen sich allen Entbehrungen

dieſer Reiſe, die im Intereſſe eines Dritten liegt, der ihnen ganz fremd iſt, fremd bleiben wird, und mit dem ſie nicht das geringſte gemein haben. Derartige Verhältniſſe finden wir allerorts und überall. Aber nirgends vielleicht vermögen ſie unſere Einbildungskraft ſo ſehr zu frappieren, wie hier in der Taiga, wo ſie in einer ſo groben, nackten Form zutage treten.

* * *

Nach der Abendfütterung der Renntiere paſſierten wir die Jurten von Saradeisk und Menk-ja-Paul und machten erſt in den Jurten von Changlas Halt. Hier ſind die Leute womöglich noch wilder als in den übrigen Oſtjakenniederlaſſungen. Alles iſt für ſie Gegenſtand der höchſten Verwunderung. Meine Eßgerätſchaften, meine Schere, meine Strümpfe, die Decke im Schlitten riefen lautes Entzücken und Staunen hervor. Bei jedem neuen Gegenſtand, den ich hervorholte, ließen ſie ein vergnügliches Krächzen vernehmen. Um mich zu orientieren, breitete ich eine Karte des Gouvernements Tobolsk vor mir aus und las alle Bezeichnungen der benachbarten Jurten und Flüßchen laut ab. Die Oſtjaken lauſchten mit offenem Munde, und als ich zu Ende war, erklärten ſie im Chorus, wie mir Nikifor überſetzte, das alles ſtimme. Ich hatte kein Kleingeld bei mir, doch um mich für die genoſſene Gaſtfreundſchaft erkenntlich zu zeigen, ſchenkte ich Männern und Frauen je drei Zigaretten und je einen Bonbon; alle dankten mir. Eine alte, muntere Oſtjakin, die nicht ſo abſchreckend häßlich war, wie die anderen, verliebte ſich buchſtäblich in mich, das heißt, eigentlich in meine Sachen. An ihrem Lächeln konnte man ſehen, daß ihr Gefühl nichts anderes war, als ein völlig uneigennütziges Entzücken an dieſen Erſcheinungen einer ganz fremden Welt. Sie war mir behüflich, meine Füße in die Decken zu wickeln, danach verabſchiedeten wir uns in ſehr freundlicher Weiſe, wobei jeder ein paar angenehme Worte in ſeiner eigenen Sprache ſagte.

„Wird die Duma bald zuſammentreten?“ fragt mich unerwartet Nikifor.

„Sie iſt ſchon vor drei Tagen zuſammengetreten . . .“

„Aha . . . Was wird ſie jetzt wohl ſagen? Es wäre gut, wenn man ſie ein bißchen zur Vernunft bringen möchte — daß die Fliegen ſie freſſen! Haben unſereins ganz den Hals zugeſchnürt . . . Mehl, zum Beiſpiel, hat früher einen Rubel fünfzig Kopeken gekoſtet und jetzt, ſagt der Oſtjake, einen Rubel achtzig. Wie ſollen wir bei ſolchen Preiſen leben? Und wir Syrjanen werden noch mehr als die anderen bedrückt: haſt du eine Fuhre Stroh gefahren — zahle, eine Klafter Holz — zahle! Die Ruſſen und die Oſtjaken ſagen: „Das Land iſt unſer.“ Da müßte ſich die Duma einmiſchen. Unſer Urjadnik — der geht noch an, ein tüchtiger Kerl, aber der Priſtaw*, der iſt nicht nach unſerem Geſchmack.

„Die Duma wird wohl nicht viel Gelegenheit haben, ſich einzumiſchen — man wird ſie auseinandertreiben.“

* Bezirkskommiſſar.

„Das ist's ja eben, daß man sie auseinandertreiben wird", bestätigte Nikifor und fügte ein paar kräftige Wörtchen hinzu, deren Energie selbst bei dem ehemaligen Gouverneur von Saratow, Stolypin, ein Gefühl der neidischen Bewunderung erregt hätte.*

* * *

Bei den Jurten von Njakssimwoli langten wir nachts an. Hier erschien es möglich, die Renntiere zu wechseln, was ich trotz der Opposition Nikifors auszuführen beschloß. Dieser bestand die ganze Zeit darauf, daß wir mit den Ourviner Renntieren weiter „durch"fahren sollten, ohne die Tiere zu wechseln, wobei er die unsinnigsten Argumente heranzog und mir bei den Unterhandlungen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen suchte. Ich wunderte mich lange über dieses Benehmen Nikifors, bis mir der wahre Grund aufging: er sorgte nämlich bereits für den Rückweg vor und wollte auf den Ourviner Renntieren wieder zu den Jurten zurückkehren, wo er die seinigen zurückgelassen hatte. Aber ich blieb bei meinem Entschluß, und wir mieteten für achtzehn Rubel neue Renntiere bis Nikito-Zwdelsk, einer großen Goldgräberniederlassung am Ural. Dies ist der Endpunkt der „Renntiertrace", von hier aus bis zur Eisenbahn waren noch etwa hundertundfünfzig Werst auf Pferden zurückzulegen. Von Njakssimwoli bis Zwdel werden zweihundertfünfzig Werst gerechnet, etwa vierundzwanzig Stunden flotter Fahrt.

* * *

Hier wiederholte sich dieselbe Geschichte wie in Ourvi: nachts konnten keine Renntiere eingefangen werden — wir mußten wiederum übernachten und kehrten in einer ärmlichen Syrjanenhütte ein. Der Wirt war früher Angestellter bei einem Kaufmann, aber in Streitigkeiten mit seinem Chef geraten, und saß nun hier ohne Stellung und ohne Arbeit. Er frappierte mich sofort durch seine literarische, nicht bäuerische Ausdrucksweise. Wir gerieten ins Gespräch, und er sprach mit vollem Verständnis über die Möglichkeiten der Dumaauflösung, sowie über die Chancen der Regierung, eine neue Anleihe abzuschließen. „Ist schon der ganze Herzen** herausgegeben?" fragte er mich unter anderem. Und dabei ist dieser aufgeklärte Mensch ein wahrer Barbar. Er rührt keinen Finger, um seiner Frau, die die ganze Familie ernährt, Beistand zu leisten. Sie bäckt für die Ostjaken Brot, zwei Oefen täglich, Holz und Wasser schleppt sie ganz allein herbei. Außerdem hat sie sich mit den Kindern zu plagen. Die ganze Nacht, die wir hier zubrachten,

* Für die deutschen Leser wird es dienlich sein, zu erwähnen, daß Herr Stolypin dank dem unerschöpflichen Reichtum an Schimpfworten, den er bei der Unterdrückung der Agrarunruhen im Gouvernement Saratow an den Tag gelegt, bei den dortigen Bauern einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat.

** Alexander Herzen, großer russischer Dichter.

legte sie sich keine Stunde nieder. Hinter dem Verschlag brannte ein Lämpchen, und nach dem Geräusche konnte man erkennen, daß sie sich mit dem Brotkneten zu schaffen machte. Am Morgen war sie, wie tags zuvor, auf den Beinen, setzte die Teemaschine auf, kleidete die Kinder an und reichte dem Manne die trocken gewordenen Renntierstiefel.

„Weshalb hilft Ihnen denn der Mann gar nicht?“ fragte ich sie, als wir in der Hütte allein blieben.

„Er findet ja hier keine rechte Arbeit. Fischhandel treiben kann man hier nicht. Rauchwild zu jagen, versteht er nicht. Der Boden wird hier nicht bebaut — erst im vorigen Jahre haben es die Nachbarn zum erstenmal mit dem Pflügen versucht. Was soll er also hier anfangen? Im Hause schaffen aber unsere Bauern nicht. Und faul sind sie auch, daß muß man sagen, nicht viel besser wie die Ostjaken. Deshalb verheiraten sich die russischen Mädchen niemals mit Syrjanen. Sollen sie selbst ins Unheil rennen? Nur wir Syrjanenfrauen sind daran gewöhnt.“

„Heiraten die Syrjanenfrauen gern Russen?“

„O, sehr gern. Die russischen Bauern heiraten sehr gern unsere Frauen, denn in der Arbeit sind wir allen anderen Frauen voran. Aber einen Syrjanen heiratet kein einziges russisches Mädchen. Solch ein Fall ist noch nicht vorgekommen.“

„Sie sagten aber, daß ihre Nachbarn im vorigen Jahre zu pflügen versucht haben. Wie ist denn die Ernte ausgefallen?“

„Sehr gut. Einer hat anderthalb Pud Roggen gesät und dreißig Pud geerntet. Ein anderer hat einen Pud gesät und zwanzig eingebracht. Vierzig Werst ist es von hier bis zu den Feldern.“

Njaksimwoli war auf meiner Reise der erste Ort, wo ich etwas von landwirtschaftlichen Versuchen hörte.

* * *

Es gelang uns erst nachmittags, den Ort zu verlassen. Der neue Jamschtschik hatte wie alle anderen versprochen, „gleich bei Tagesanbruch“ loszufahren, in Wirklichkeit aber kam er erst gegen 12 Uhr mit den Renntieren an. Er gab uns einen Jungen mit.

Die Sonne brannte blendend grell. Es war schwer, die Augen zu öffnen. Sogar durch die geschlossenen Augenlider drang der grelle Schein des Schnees und der Sonne wie rotglühendes Metall. Und gleichzeitig wehte ein gleichmäßiger kalter Wind, der das Tauen des Schnees verhinderte. Erst als wir in den Wald hineinfuhren, konnte das Auge sich ein wenig erholen. Der Wald war derselbe wie früher; dieselbe Menge verschiedener Tierspuren, die ich nun mit Nikifors Hilfe unterscheiden gelernt hatte. Es gibt hier eine Menge Hasenfährten, denn niemand macht auf Hasen Jagd. Dort wiederum

ist ein ganzer Kreis von Hasenspuren sichtbar und von ihm gehen nach allen Richtungen die Spuren auseinander. Es könnte scheinen, daß hier nachts ein Hasenmeeting stattgefunden hat und daß die Hasen, von einer Patrouille überrascht, nach allen Seiten auseinandergestoben sind. Auch Rebhühner gibt es hier in Mengen, und die Spuren ihrer scharfen Zehen sind hier und da auf der Schneefläche sichtbar. Längs des Weges zieht sich auf ungefähr dreißig Schritt in gerader Linie die schleichende Spur des Fuchses. Dort wiederum zogen graue Wölfe, in dieselben Spuren tretend, im Gänsemarsch den Schneeabhang zum Flusse hinab. Ueberall sind die kaum bemerkbaren Spuren der Waldmaus zu finden. Das leichtfüßige Hermelin hat an vielen Stellen seine Spuren zurückgelassen, die dem Knoten eines straffgezogenen Schnürchens ähnlich sehen. Hier wiederum schneidet eine Reihe ungeheuerer Löcher unseren Weg: hier war das plumpe Elentier vorübergezogen.

Nachts machten wir wieder Halt, spannten die Renntiere aus, zündeten ein Feuer an, tranken Tee, und am Morgen erwartete ich wiederum in fieberhafter Erregung die Rückkehr der Renntiere. Ehe sich Nikifor auf die Suche nach ihnen aufmachte, sagte er mir, daß sich bei einem der Tiere der Holzpflock losgelöst hätte.

„Und ist es fort?“ fragte ich.

„Das Tier ist hier“, entgegnete er und begann dabei auf den Besitzer der Renntiere energisch zu schimpfen, der nichts auf den Weg mitgegeben hätte, weder einen Strick noch einen Fangriemen. Ich sah, daß die Sache nicht ganz in Ordnung war.

Als erstes wurde ein Männchen eingefangen, das sich zufällig dem Schlitten genähert hatte. Nikifor ahmte lange das Renntierkrächzen nach, um das Vertrauen des Männchens zu gewinnen. Dieses trat ganz nahe heran, sprang aber sofort zur Seite, als es Nikifors verdächtige Bewegung bemerkte. Diese Szene wiederholte sich dreimal. Endlich band Nikifor aus einem Strick, den er vom Schlitten abgenommen hatte, eine Schlinge, breitete sie auf dem Boden aus und bedeckte sie mit Schnee. Darauf begann er in einschmeichelnder Weise zu krächzen und Lockrufe auszustoßen. Als das Tier sich wieder näherte, zog Nikifor an dem Stricke und der Holzpflock steckte in der Schlinge. Das gefangene Renntier wurde nun als Parlamentär in den Wald zu den anderen Renntieren gezerrt. Eine gute Stunde verging. Im Walde war es mittlerweile ganz hell geworden. Von Zeit zu Zeit hörte ich in der Ferne menschliche Stimmen. Dann wurde es wieder still. Wie stand es nun mit dem Renntier, das sich vom Holzpflock frei gemacht hatte? . . . Ich hatte unterwegs von Fällen gehört, wo man zuweilen die davongelaufenen Renntiere gegen drei Tage zu suchen hatte.

Nein, da führt man sie!

Zuerst hatte man alle Tiere mit Ausnahme des Ausreißers eingefangen. Dieser strich in ihrer Nähe umher und zeigte sich allen Schmeichelworten gegenüber unzugänglich. Dann trat er selbst zu den eingefangenen Tieren,

stellte sich selbst in deren Mitte und steckte die Schnauze in den Schnee. Nikifor schlich auf allen Vieren heran und ergriff ihn am Fuß. Das Tier sprang mit einem Ruck zur Seite, stürzte aber kopfüber zu Boden, Nikifor mit sich reißend. Es half ihm aber nichts! Sieger blieb Nikifor.

* * *

Gegen zehn Uhr morgens langten wir in Sou-Wada an. Drei Jurten waren mit Brettern verschlagen, nur eine davon war bewohnt. Auf Holzpflöcken lag ein ungeheures ausgeweidetes Elenweibchen, etwas weiter — ein zerschnittenes wildes Renntier; Stücke bläulichen Fleisches lagen auf dem verräucherten Dache und zwischen ihnen zwei Elenkälber, die aus dem Bauch der Mutter herausgeschnitten worden waren. Alle Bewohner der Jurte waren betrunken und schliefen einer neben dem andern auf dem Boden. Unser Gruß wurde von niemand erwidert. Es war eine große Hütte, aber unglaublich schmutzig und ohne irgend welches Mobiliar. Als Fenster diente eine geplatzte Eisscheibe, die an der Außenseite mit einem Holzpflock gestützt war. An der Wand hingen die zwölf Apostel, die Bilder aller Monarchen der Welt und eine Reklame der Gummischuhmanufaktur. Nikifor entzündete selbst das Feuer auf dem Herd. Darauf erhob sich eine Ostjakenfrau, vor Trunkenheit taumelnd. Neben ihr schliefen drei Kinder, eins von ihnen ein Säugling. In den letzten Tagen hatten die Wirtsleute viel Erfolg auf der Jagd gehabt, denn außer dem Elentier hatten sie noch sieben wilde Renntiere erlegt; sechs ausgeweidete Tiere lagen noch im Walde.

„Weshalb stehen überall soviel Jurten leer?“ fragte ich Nikifor, als wir Sou-Wada verließen.

„Aus verschiedenen Gründen ... Wenn in der Hütte jemand gestorben ist, lebt der Ostjake in derselben nicht weiter: er verkauft sie oder schlägt sie mit Brettern zu, oder er trägt sie auf anderen Grund und Boden. Ebenso wenn eine unreine Frau in die Hütte tritt — dann ist es aus, dann wechselt er die Hütte. Bei ihnen leben die Frauen in diesem Zustand für sich allein in den Zelten ... Und außerdem sterben die Ostjaken sehr schnell aus ... Deshalb gibt es so viele leere Jurten.“

„Hören Sie mal, Nikifor Iwanowitsch. Nennen Sie mich jetzt nicht mehr einen Kaufmann. Wenn wir uns den Bergwerken nähern, erzählen Sie, daß ich ein Ingenieur von der Goetheschen Expedition bin. Haben Sie von dieser Expedition gehört?“

„Habe nichts gehört.“

„Sehen Sie, es gibt ein Projekt, eine Eisenbahn von Obdorsk nach dem Eismeer zu bauen, um von dort die sibirischen Waren auf Dampfschiffen direkt nach dem Ausland zu verschiffen. Also erzählen Sie nun, daß ich in dieser Angelegenheit in Obdorsk war.

Der Tag ging zu Ende. Bis Jwdel blieben weniger als fünfzig Werst. Wir gelangten zu den Wogulenjurten Oikapaul. Ich bat Nikifor, in die Hütte zu treten und dort Erkundigungen einzuziehen. Er kehrte etwa nach zehn Minuten zurück. Es zeigte sich, daß die Hütte voll von Menschen war, alle waren betrunken. Es tranken die eingesessenen Wogulen zusammen mit den Ostjaken, die Frachtgut nach Njaksimwoli fuhren. Ich weigerte mich, in die Hütte zu treten, aus Furcht, daß Nikifor sich auch betrinken würde. „Ich werde nicht trinken", beruhigte er mich, „ich will nur bei ihnen ein Fläschchen auf den Weg kaufen."

Ein hochgewachsener Bauer trat an unseren Schlitten und begann mit Nikifor ostjakisch zu sprechen. Ich begriff ihre Unterhaltung solange nicht, bis von beiden Seiten energische Komplimente in reinster russischer Sprache fielen. Der Fremdling war nicht ganz nüchtern. Nikifor hatte auch während der kurzen Zeit, wo er in der Jurte Erkundigungen einzog, etwas Gleichgewicht eingebüßt. Ich mischte mich in das Gespräch. „Was will er?" fragte ich Nikifor, seinen Partner für einen Ostjaken haltend. Doch dieser antwortete selbst für sich. Er wandte sich an Nikifor mit der üblichen Frage: wen fährst Du und wohin? Nikifor schickte ihn zu allen Teufeln, was nun die Grundlage zu unserem weiteren Gedankenaustausch abgab.

„Was sind Sie eigentlich: Ostjake oder Russe?" fragte ich meinerseits.

„Russe, Russe . . . Schiropanow heiß ich, aus Njaksimwoli. Und Sie sind wohl aus der Goetheschen Gesellschaft?" fragte er mich.

Ich war ganz betroffen.

„Ja, aus der Goetheschen Gesellschaft. Woher wissen Sie das?"

„Man hat mich aus Tobolsk dahin aufgefordert, als die erste Expedition unternommen wurde. Ein Engländer war damals dort, ein Jngenieur, Charles Wiljamowitsch . . . ach, da hab ich seinen Namen vergessen . . ."

„Puttman?" fragte ich aufs Geratewohl.

„Puttman? nein, nicht Puttman . . . Puttmans Frau war da wohl, aber jener nannte sich Kruse."

„Nun, und was tun Sie jetzt?"

„Ich bin Kommis bei Schulgin in Njaksimwoli; fahre jetzt mit seinem Frachtgut. Bin aber jetzt den dritten Tag schon krank. Alle Knochen tun mir weh . . ."

Ich bot ihm Arznei an. Es blieb mir nun nichts anderes übrig, als mit ihm in die Jurte zu treten.

* * *

Das Feuer auf dem Herd war im Erlöschen, doch keiner kümmerte sich darum. Es war fast vollkommen dunkel. Die Hütte war zum Ersticken voll. Man saß auf den Pritschen, auf dem Fußboden oder stand an den Wänden.

Die Weiber verhüllten wie gewöhnlich beim Anblick eines Neuangekommenen zur Hälfte ihr Gesicht. Ich steckte ein Licht an und gab Schiropanow etwas Salizylnatron. Sofort umringten mich betrunkene und halbtrunkene Ostjaken und Wogulen, mit Klagen über ihre Krankheiten. Schiropanow fungierte als Dolmetscher und ich verteilte gewissenhaft für alle Krankheiten Chinin und Salizylnatron.

„Ist es wahr, daß Du dort lebst, wo der Zar lebt?“ fragte mich in gebrochenem Russisch ein alter vertrockneter kleingewachsener Wogule.

„Jawohl, in Petersburg“, erwiderte ich.

„Ich war auf der Ausstellung, hab alle gesehen, hab den Zaren gesehen, hab den Polizeiminister gesehen, hab den Großfürsten gesehen . . .“

„Hat man Euch als Deputierte dort hingebracht? In Eurer Wogulentracht?“

„Ja, ja, ja . . .“ nickten alle zustimmend.

„Ich war damals jünger, stärker . . . Jetzt bin ich alt und krank . . .“

Ich gab ihm auch Arznei. Die Ostjaken waren höchst zufrieden, drückten mir einmal ums andere die Hand, baten in einemfort, ich möchte von ihrem Branntwein trinken und waren über meine Absage sehr betrübt. Nikifor saß mittlerweile am Herd und trank ein Glas nach dem anderen, abwechselnd Tee und Schnaps. Ich sandte mehrmals vielsagende Blicke hinüber, er schaute aber beharrlich in sein Glas und gab sich den Anschein, als bemerke er mich gar nicht. Es blieb mir nichts übrig, als abzuwarten, bis Nikifor seinen „Tee“ zu Ende getrunken hatte.

„Wir sind schon den dritten Tag aus Iwdel unterwegs“, erzählte mir unterdes Schiropanow, „bloß fünfundvierzig Werst, denn die Ostjaken trinken in einem fort. In Iwdel kehrten wir bei Mitrij Mitritsch Ljalin ein. Ein prächtiger Mensch. Er hatte neue Büchlein aus den Hüttenwerken mitgebracht, den „Volkskalender“ und auch Zeitungen. Im Kalender steht es, zum Beispiel ganz genau, wieviel jeder Gehalt bekommt, wer zweihunderttausend, wer hundertundfünfzigtausend. Wofür eigentlich? Dies alles erkenn ich nicht an. Ich kenne Sie nicht, Herr, ich sage ihnen aber gerad heraus: ich habe keine Blutsauger nötig . . . und was den Zaren anbetrifft, so bin ich auch nicht dafür . . . ich will es nicht . . . ganz überflüssig. Den zwanzigsten hat sich die Duma versammelt; diese ist noch besser als die erste. Wollen sehen, wollen sehen, was die Herren Sozialen fertig bringen. Ihrer sind dort gegen fünfzig Mann, und Narodniki hundertundfünfzig, und Kadetten etwa hundert . . . Schwarze gibts dort nur ganz wenig.“

„Und mit welcher Partei sympathisieren Sie selbst, wenn man fragen darf?“ fragte ich ihn.

„Ich bin nach meinen Ueberzeugungen Sozialdemokrat . . . denn die Sozialdemokratie behandelt alles vom Standpunkte der wissenschaftlichen Grundlage.“

Ich rieb mir die Augen vor Erstaunen. Ringsum die weltverlorene Taiga, schmutzige Schlitten, betrunkene Wogulen, — und der Angestellte

irgend eines kleinen Dorfwucherers erklärt mir, daß er kraft der „wissenschaftlichen Grundlage“ Sozialdemokrat sei. Ich muß gestehen, daß ein Gefühl des Parteistolzes in diesem Augenblick meine Brust höher hob.

„Weshalb stecken Sie denn in diesen öden Saufnestern?“ fragte ich ihn mit aufrichtigem Bedauern.

„Was soll man tun? Ich war früher in Barnaul in Stellung, verlor sie aber dann. Bin Familienvater. Mußte schon hierhergehen. Man muß mit den Wölfen heulen. Ich schlug damals das Anerbieten aus, mit der Goetheschen Expedition zu gehen, jetzt aber würde ich es mit Vergnügen tun. Wenn Sie mich brauchen könnten, schreiben Sie mir bitte.“

Mir ward ganz peinlich zumute, und ich wollte ihm schon sagen, daß ich kein Ingenieur sei und zur Expedition gar nicht gehöre, sondern daß ich ein flüchtiger Sozialer sei . . . doch ich überlegte und sagte nichts.

Es war Zeit, sich auf den Weg zu machen. Die Wogulen umringten uns draußen, mit dem Lichte leuchtend, das ich ihnen auf ihre Bitte hin geschenkt hatte. Die Luft war so still, daß das Licht ruhig brannte. Der Abschied zog sich stark in die Länge, ein junger Ostjake machte sogar den Versuch, mir die Hand zu küssen. Schiropanow brachte das Fell eines wilden Renntieres herbei und legte es mir als Geschenk auf den Schlitten. Geld wollte er dafür unter keinen Umständen annehmen, und wir kamen schließlich überein, daß ich ihm eine Flasche Rum, die ich für alle Fälle mitgenommen hatte, als Gegengeschenk zurückließ. Endlich setzte sich der Schlitten in Bewegung.

* * *

Nikifor hatte seine ganze Gesprächigkeit wieder erlangt. Zum hundertsten Male erzählte er mir, wie er bei seinem Bruder saß, als Nikita Serapionowitsch — „ein listiger Bauer!“ — eintrat, wie Nikifor sich zuerst weigerte, wie dann der Gefreite Suslikow ihm fünf Rubel gab und sprach: „Fahr' zu!“ und wie Gevatter Michael Jegorowitsch — „ein guter Bauer“ — zu ihm sagte: „Schafskopf! Warum hast du's mir nicht gleich gesagt, daß du dieses Subjekt fährst?“ . . . Als Nikifor mit seiner Erzählung zu Ende war, fing er wieder von vorne an: „Jetzt will ich's Ihnen aber ganz herausjagen . . . Ich saß bei meinem Bruder, Pantelej Iwanowitsch, besoffen war ich nicht, aber angeheitert, wie jetzt. Na, ich sitze also da, plötzlich, höre ich, tritt Nikita Serapionowitsch herein . . .“

„Jetzt hören Sie einmal, Nikifor Iwanowitsch“, unterbreche ich den Erzähler, „wir sind bald am Ziele. Herzlichsten Dank für alles! Ich werde niemals den Dienst vergessen, den Sie mir erwiesen haben. Wenn es anginge, würde ich sogar in die Zeitungen setzen lassen: „Ergebensten Dank an Nikifor Iwanowitsch Chrjenow; ohne seine Hilfe wäre es mir nie gelungen, zu entfliehen“.“

„Warum geht denn das nicht?“

„Und die Polizei?“

„Ach ja, richtig ... Sonſt wär's ſchön ... Ich habe aber auch ſchon einmal in der Zeitung geſtanden.“

„Na nu?“

„Die Sache war ſo ... Ein Kaufmann aus Obdorsk eignete ſich das Geld ſeiner Schweſter an, und ich — offen geſtanden — hatte ihm dabei geholfen. Eigentlich nicht geholfen, ſondern nur ſo ... ein bißchen dabei mitgewirkt. Wenn, ſage ich, das Geld bei dir iſt, ſo hat dir's Gott gegeben. Stimmt's?“

„Na, nicht ganz ...“

„Je nu ... Ich hatte alſo ein bißchen mitgewirkt. Niemand bekam davon etwas zu wiſſen, bloß ein Subjekt, Peter Petrowitſch Wachlakow, kriegte es doch heraus. Der Schelm! Nimmt und druckt in der Zeitung: „Der eine Dieb, der Kaufmann Abrianow, hat den Diebſtahl ausgeführt, und der andere, Nikifor Chrjenor, hat ihm geholfen, die Sache zu verbergen.“ Ja ſo, wie ich's Ihnen ſage, ſo ſtand's wirklich gedruckt.“

„Da hätten Sie ihn aber wegen Verleumdung anzeigen müſſen“, riet ich Nikifor. „Wir haben einen Miniſter — vielleicht haben Sie davon gehört —, Gurko heißt er, der hat auch — wie man's nimmt — geſtohlen oder ſtehlen helfen. Und wie man ihn überführte, zeigte er die Anzeiger wegen Verleumdung an. Auch Sie hätten alſo ...“

„Ich wollte ja, aber es ging nicht. Er iſt ein guter Freund von mir ... Der hat es auch nicht aus Haß getan, ſondern nur des Spaßes halber ... Ein geſchickter Burſche — ein Tauſendſaſſa. Mit einem Wort ſage ich Ihnen, kein Menſch, ſondern der reine Preiskurant! ...“

* *

Um 4 Uhr nachts langten wir in Iwdel an und kehrten bei Dimitri Dimitrewitſch Ljalin ein, den mir Schiropanow als einen „Narodnik“ (Volkstümler) empfohlen hatte. Ich lernte in ihm einen herzlichen und überaus liebenswürdigen Menſchen kennen, dem ich hier mit Freuden die aufrichtigſte Anerkennung ausſpreche.

„Wir haben hier ein ſtilles Leben“, erzählte er mir beim Samowar. „Selbſt die Revolution hat uns nicht berührt. Natürlich intereſſieren wir uns für die Ereigniſſe, verfolgen ſie in den Zeitungen, entſenden in die Duma Linksſtehende, aber uns ſelbſt hat die Revolution nicht auf die Beine gebracht. In den Hüttenwerken und auch in den Bergwerken gab es Streiks und Demonſtrationen. Wir aber leben ſtill dahin, nicht einmal Polizei gibt es hier, außer dem Bergurjadnik. Der Telegraph beginnt erſt bei den Bogoslower Werken, dort iſt auch die Eiſenbahn, etwa 130 Werſt von uns. — Verſchickte? Haben wir auch, ein paar Mann: drei Livländer, einen Lehrer, einen Zirkusathleten. Sie ſind alle bei der „Draga“ (Goldbaggermaſchine)

beschäftigt und leiden keine besondere Not. Führen auch ein stilles Leben, wie wir Zwdeler. Wir graben nach Gold, abends besuchen wir uns beim Herdfeuerchen . . . Bis zu der Station „Bergwerke“ können Sie ganz getrost fahren, niemand wird Sie anhalten. Sie können dorthin mit der Semstwopost oder auf selbstgemieteten Pferden. Ich werde einen Jamschtschik für Sie suchen.“

Ich verabschiedete mich von Nikifor. Er konnte sich nur noch mit Mühe auf den Füßen halten.

„Sehen Sie zu, Nikifor Iwanowitsch“, sagte ich, „daß Ihnen nur der Schnaps auf dem Rückwege keinen Possen spielt.“

„Macht nichts . . . was der Bauch abkriegt, kriegt auch der Buckel ab“, waren seine Abschiedsworte.

* * *

Hier schließt eigentlich die „heroische“ Periode meiner Flucht — die Fahrt mit Renntieren durch die Taiga und Tundra, eine Entfernung von 700 bis 800 Werst. Dank einer günstigen Fügung der Verhältnisse gestaltete sich die Flucht, selbst in ihrem gewagtesten Teile, viel einfacher und prosaischer, als ich sie mir selbst vorgestellt hatte, solange sie noch Projekt war, und als sie fernstehenden Personen nach den Zeitungsmeldungen erschien. Die weitere Reise bot nichts, das einer Flucht geglichen hätte. Einen beträchtlichen Teil des Weges zu den Bergwerken legte ich in demselben Schlitten mit einem Steuerbeamten zurück, der längs der Trace die Eingänge in den Schnapsmonopolbuden einkassierte. Dieser biedere Mann dachte auch nicht im geringsten daran, daß er die Flucht einer Person förderte, die die staatlichen Grundlagen des Schnapsmonopols zu untergraben bestrebt war. Bei den Bergwerken angelangt, sprach ich hier und da vor, um zu erfahren, ob es sicher sei, hier die Eisenbahn zu besteigen. Die örtlichen Konspiratoren jagten mir durch ihre Berichte von dem dortigen Spionagewesen große Furcht ein und empfahlen mir, vorerst eine Woche bei den Bergwerken zu bleiben und dann mit einem Warentransport bis Solikamsk zu fahren, wo es unvergleichlich gefahrloser sei. Ich hörte aber auf diesen Rat nicht und bedauere es auch nicht. In der Nacht zum 26. Februar setzte ich mich bei der Station „Bergwerke“ in einen Wagen der Kleinbahn und stieg nach 24stündiger, langsamer Fahrt auf der Station Kuschwa in den Zug der Permbahn um. Dann langte ich über Perm, Wjatka und Wologda am Abend des 2. März in Petersburg an. So hatte ich zwölf Tage und Nächte unterwegs zubringen müssen, um die Möglichkeit zu bekommen, auf einem Iswoschtschik über den Newski-Prospekt zu fahren. Das ist aber gar nicht viel: „hin“ hatten wir einen ganzen Monat gebraucht.

Auf der Uraler Kleinbahn war meine Lage immer noch sehr unsicher: auf dieser Zweiglinie, wo jeder „fremde“ Mensch auffällt, konnte man mich auf jeder Station auf telegraphische Anweisung aus Tobolsk verhaften. Als ich aber 24 Stunden darauf in dem bequemen Wagen der Permbahn saß,

fühlte ich sofort, daß das Spiel gewonnen war. Der Zug passierte dieselben Stationen, wo uns vor kurzem noch die Gendarmen, Strashniks und Jsprawniks so feierlich empfangen hatten. Jetzt aber lag mein Weg in einer ganz anderen Richtung, und die Gefühle, die mich beseelten, waren ganz anderer Natur. Jn den ersten Augenblicken kam es mir in dem geräumigen und fast leeren Wagen zu eng und schwül vor. Jch trat auf die Wagenplattform hinaus, es war zugig und finster, und unwillkürlich drang aus meiner Brust ein lauter Schrei — ein Schrei der Freude und der Freiheit!

Der Zug der Perm-Kotlaßbahn aber trug mich vorwärts, vorwärts und vorwärts . . .

Q 5113 Google

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 02775 4427